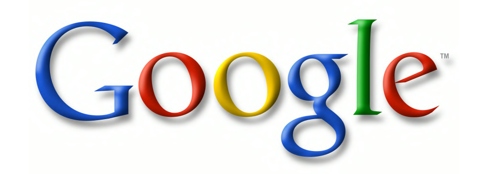
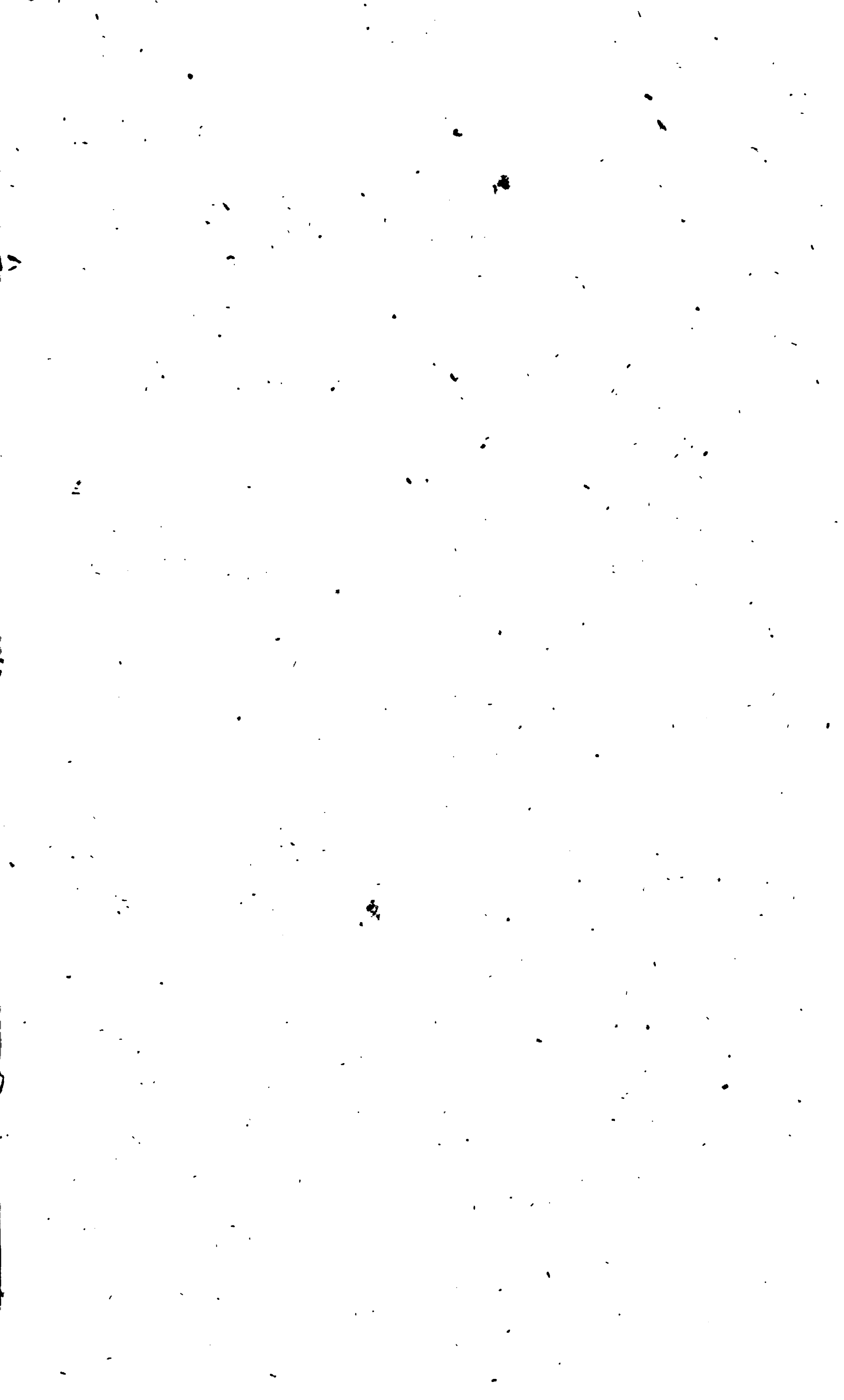








Thüringen und der Harz,

mit ihren

Merkwürdigkeiten, Volkssagen und Legenden.

Historisch-romantische Beschreibung

aller

in Thüringen und auf dem Harz

vorhanden gewesenen und noch vorhandenen

Schlösser, Burgen, Klöster, merkwürdigen Kirchen und anderer Gebäude; Fabrikörter, Bergwerke, Ruinen, Höhlen, Denkmäler, malerischen Gegenden und sonst beachtenswerther Gegenstände aus dem Reiche der Geschichte und Natur.

Siebenter Band,

mit 12 Abbildungen.

Sondershausen 1842.

Druck und Verlag von Friedrich August Eupel.

Lucy Osgood fund.

Eisenach.

Am nördlichen Fuße des Vorgebirges des Thüringerwaldes, das beim Dorfe Hörschel am Einfluß der Hörsel in die Werra beginnt, und bei Hohesonne sich an den Hauptgebirgsstock anschließt, in einem weiten, äußerst freundlichen, von Morgen nach Abend sich hinziehenden Thale, und theils auf dem südlichen Berggehänge liegt die alte, geschichtlich berühmte Stadt Eisenach. Gegen Süden drängen sich die felsigen, mit Busch- und Nadelholz bestandenen Berge jenes Vorgebirges dicht an die Stadt heran, nördlich öffnet sich eine freie Aussicht über ein fruchtbares, mit zahlreichen Dörfern geschmücktes Hügelland. Die von Osten herabkommende Hörsel berührt die Stadt, dann vereinigt sich von Nordost her die Nesse mit der Hörsel. Eisenach zählt gegenwärtig gegen 10,000 Einwohner in ohngefähr 1300 Häusern. Der Markt und die Hauptstraßen sind geräumig, freundlich, regelmäßig. Viele enge und unregelmäßige Gassen tragen noch mittelalteriges Gepräge.

Aus der Frühzeit der Geschichte tritt die in Schleier der Morgendämmerung und Sage gehüllte Kunde von der alten Stadt Eisenach nur in unbestimmten Massen hervor. Sie lag eine Viertelstunde weiter östlich am Fuße des Petersberges, auf welchem das ebenfalls spurlos verschwundene Peterskloster stand, und soll ihren Namen von den zahlreichen Eisenwerken und Waffenschmieden erhalten haben, welche am Ufer der Hörsel lagen.*) Eine wunderbare Sage vom Hunnenkönig Attila tönt uns aus jenem alten Eisenach zu. Dort, so erzählt sie, hielt der thüringische König Gunther Hof, dessen

*) Ah, Aach, Ach ist die altdeutsche Benennung für Wasser, Fluß, und und alle Städte, deren Namen mit diesem Worte endigt, liegen an Flüssen, z. B. Biberach, Andernach &c.

Haus eine reizende Tochter Kriemhilde zierte. Um sie zum Weibe zu gewinnen, zog Attila mit seinem Heere heran und schrieb zur königlichen Feier seiner Hochzeit einen Landtag nach Eisenach aus, zu welchem viele deutsche Fürsten selbst kamen oder ihre Gesandten schickten, um Attila's Gunst zu erwerben. Glänzende Feste wurden wochenlang mit Kampfspielen und Banketen gehalten, dann entließ der Hunnenkönig seine Gäste reich beschenkt. Er wurde sogar König von Thüringen. — Kaum möchte diese Sage den geringsten historischen Boden haben; sie hängt offenbar mit der Nibelungensage zusammen, in welcher Attila die Schwester des Königs Günther von Burgund, Kriemhild, freit. Schwerlich kam Attila jemals nach Thüringen, sonst wäre dies von gleichzeitigen Geschichtsschreibern aufgezeichnet worden. — Nachher wird Eisenach unter der Regierung des deutschen Königs Heinrich I. (des Vogelstellers) noch einmal genannt. Die erste Schlacht, welche die vereinigten Sachsen und Thüringer in dem von Heinrich vorbereiteten siegreichen Kampf gegen die Deutschland verwüstenden Ungarn im Jahre 932 gewannen, soll bei Eisenach vorgefallen sein. Andre Sagen dagegen nennen die Umgegend von Sondershausen. Es läßt sich nichts bestimmen.

Das Dasein des alten Eisenach ist inzwischen nicht zu bezweifeln. Vielfache Namen, welche an den Localitäten haften geblieben sind, beweisen dies; die Unebenheit des Terrains deutet darauf hin, auch hat man verschiedene Spuren früherer Bauten dort gefunden, und endlich erwähnen Urkunden aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert dieser alten untergegangenen Stadt. In der letzten Hälfte des eilften Jahrhunderts soll sie durch Brand zerstört worden und in Trümmern liegen geblieben sein, bis Graf Ludwig II. „der Salier," im Jahre 1070 ein neues Eisenach, südwestlich von dem alten, in einer an Quellwasser reichern, und für eine Befestigung vortheilhafteren Gegend erbaute. Die Trümmer der alten Stadt wurden zum Neubau verwendet, mehrere nahe gelegene Orte in die neue Stadt, die den alten Namen behielt, gezogen und den Einwohnern unter der Bedingung das Bürgerrecht ertheilt, daß sie die Mauern und Wallgräben um dieselbe, aus eignen Mitteln aufführten. Hieraus erklären sich die verschiedenen Bauarten, die noch heutiges Tages an der Stadtmauer zu sehen sind. Innerhalb drei Jahren wurde der Bau, wenn auch nur unvollkommen, vollendet. Die Söhne und Enkel Ludwig des Saliers, die Landgrafen Ludwig I. und Ludwig II. „der Eiserne" thaten wenig für den weitern Ausbau und das Emporkommen der Stadt, erst Landgraf Hermann widmete ihr größere Sorgfalt. Er ließ sie erweitern und verschönern, gründete mehrere Kirchen und Klöster, baute Vorstädte und ließ Jahrmärkte mit Handelsfreiheiten anlegen und den Handwerkern bestimmte Straßen zur Betreibung ihrer Gewerbe anweisen, und so entstanden die Namen: „Goldschmieden-, Schmelzer-, Böttchergasse u. s. w., die noch heutiges Tages gebräuchlich sind. Abwechselnd residirten die Landgrafen auf der Wartburg und in dem Herrn- oder Landgrafenhofe, der an der Stelle des jetzigen Residenzhauses hinter der St. Georgenkirche stand, und sicherlich zugleich

mit der Stadt erbaut wurde. Landgraf Balthasar war der letzte, der ihn bewohnte. Sein Sohn und Nachfolger Friedrich IV. „der Einfältige“ hat ihn nie betreten. Nach dem Tode dieses Schattenfürsten (1440) machten sich seine Erben und Vettern, der Kurfürst von Sachsen, Friedrich II. „der Sanftmüthige“ und Herzog Wilhelm von Weimar, und besonders letzterer um Eisenach dadurch verdient, daß er die schon zu Landgraf Balthasar's Zeit unter den Handwerkern entstandenen Streitigkeiten schlichtete, den Zerwürfnissen Einhalt that, und dem Magistrat wie den Bürgern ihre Pflichten gegen einander einschärfte. Auch bestätigte er auf's Neue der Stadt die ihr verliehenen Privilegien und Gerechtsamen. Aber sowohl Handel als Gewerbe, die bis dahin in einiger Blüthe gestanden hatten, fingen schon an zu verfallen, die Zahl der Einwohner nahm ab, die Einkünfte verringerten sich immer mehr, und selbst die neue Nahrungsquelle, die während der Reformation den Bürgern dadurch zu Theil wurde, daß ihnen der Kurfürst Johann Friedrich der Großmüthige die säkularisirten Klostergüter gegen billigen Zins überließ, floß nicht dauernd. Durch die Länderverteilung der beiden Söhne des unglücklichen Herzogs Johann Friedrich des Mittlern, Johann Casimir und Johann Ernst dem Aeltern, fiel Eisenach dem letztern zu, und wurde so nach fast 200 Jahren wieder die Residenz eigener Landesfürsten, die für die Stadt und das Emporblühen bürgerlichen Wohlstandes eifrigst bemüht waren. Die Regenten, welche abwechselnd aus verschiedenen Fürstenhäusern, an die das Land durch weitere Theilung kam, in ihr residirten, sind: Herzog Johann Ernst der Aeltere † 1638 ohne Erben. Das Land fiel an den Herzog Wilhelm von Weimar † 1662, dessen Sohn Herzog Adolf Wilhelm † 1668, welcher Stifter einer neuen Linie Sachsen-Eisenach wurde. Dessen Bruder Georg I. † 1686. Dessen Sohn Georg II. † 1698. Dessen Bruder Johann Wilhelm † 1729. Dessen Sohn Wilhelm Heinrich.

Mit Letzterem, der den 26. Juni 1741 am Schlagfluß starb, erlosch das eisenachsche Fürstenhaus, und fiel an Weimar zurück, dem es noch bis diese Stunde gehört.

Von den traurigen Schicksalen, die im Lauf der Jahrhunderte so viele thüringische Städte heimsuchten, ist auch Eisenach nicht verschont worden. Pest und schwarzer Tod haben in seinen Mauern gewüthet und Tausende hingerafft, Theuerung und Mißwachs hat es betroffen, Wasserfluthen haben es durchströmt und schreckliche Feuersbrünste seine Häuser in Asche gelegt. Schon im Jahre 1343 brannten zwei Drittheile der Stadt ab und 1617 abermals 413 Gebäude. Zwanzig Jahre später am 12. November 1636, als der schwedische General Banner mit seinen sengenden und brennenden Schaaren in Eisenach lag, gingen 300 Häuser in Flammen auf, während die vom Feuer verschonten, von den betrunkenen Schweden geplündert wurden. Aber das schrecklichste Unglück hat es in der neuesten Zeit betroffen, als sich am 1. September 1810 mehrere von Magdeburg kommende und nach Mainz bestimmte mit Granaten gefüllte Pulverwagen in der Georgengasse entzündeten. Vierzehn Häuser brannten gänzlich ab,

mehrere stürzten durch die Erschütterung zusammen, und 54 Menschen, die Anspänner und Trainknechte ungerechnet, verloren dabei das Leben. Zum Andenken an dieses gräßliche Ereigniß, werden noch bis diesen Tag an dem Unglücksplatze von dem dasigen Schülerchor einige geistliche Lieder gesungen. Kaiser Napoleon schenkte der verunglückten Stadt eine bedeutende Summe, und von auswärtigen Innungen und Gesellschaften flossen so reichliche Beiträge zusammen, daß die Abgebrannten in den Stand gesetzt wurden, ihre Häuser wieder aufzubauen.

Wenden wir uns nun zu einer nähern Beschreibung der Stadt und ihrer Merkwürdigkeiten. Sie hat mehrere öffentliche Plätze, darunter den Sonnabendsmarkt, auf den man unmittelbar beim Eintritt in das nach Osten gekehrte Nikolaithor gelangt. Ueber 100 Jahre war dieser große geräumige Platz durch zwei lange Reihen Fleischerhütten entstellt, die erst im Jahre 1824 weggeräumt wurden. Im Jahre 1825 bei dem fünfzigjährigen Regierungsjubiläum des Großherzogs Carl August, wurde dieser Plan der Carlsplatz genannt. Eine lange, freundliche Straße gleiches Namens — früher die Judengasse — verbindet ihn mit dem Mittwochsmarkt, der zwischen dem großherzoglichen Schlosse und der St. Georgenkirche liegt und ein regelmäßiges Viereck bildet. Er enthält die ansehnlichsten Gebäude der Stadt. Nächst ihm sind noch zu erwähnen der Jacobsplan, wo die vom Landgrafen Hermann erbaute, und während der Reformation eingegangene St. Jakobskirche stand, der Plan am Frauenberge und der Esplanade, auf der Stelle des ehemaligen Franziskanerklosters. Einige dieser Plätze sind mit Linden und Pappeln bepflanzt und zu Promenaden eingerichtet worden.

Eisenach hat vier Hauptkirchen und diese sind:

Die St. Nicolaikirche

rechts vom Thore gleiches Namens, ein unregelmäßiges, am Eingange und an der Mittagsseite durch mehrere angebaute Kapellen verunstaltetes Gebäude mit einem hohen, sechseckigen, spitz zulaufenden und in einem Gemisch verschiedener Baustyle aufgeführten Thurm. Sie ist die älteste Kirche der Stadt, wurde in der letzten Hälfte des zwölften Jahrhunderts erbaut, und hatte sechs Altäre mit bedeutenden Einkünften. Nach der Reformation wurde die erste evangelische Predigt in ihr gehalten, später ging der Gottesdienst wieder ein, und die Kirche selbst gerieth in Verfall. Erst unter der Regierung Johann Wilhelms wurde sie wieder ausgebaut und Früh- und Nachmittagsgottesdienst in ihr gehalten. In den französischen Kriegen diente sie zu einem Lazareth, nach Beendigung derselben wurde sie wieder für ihre ursprüngliche Bestimmung hergestellt. Das Innere derselben ist einfach und schmucklos.

Die St. Georgenkirche

liegt an der Südseite des Mittwochsmarktes, ein großes, ringsum durch Kapellen verunziertes Gebäude ohne Thurm. Sie wurde im Jahre 1182, nach Andern 1188 vom Landgrafen Ludwig III. erbaut, und verdankt ihre Entstehung einem Gelübde, das der Landgraf während der Gefangenschaft that, in welcher er mit seinem Bruder Hermann von Heinrich dem Löwen zwei Jahre lang zu Lüneburg gehalten wurde. Nach seiner Befreiung ging er sogleich an die Erfüllung des Gelübdes, weihte die Kirche dem heiligen Georg, dem Schutzpatron Eisenachs, erlebte aber deren Vollendung nicht, da er 1190 auf einem Zuge in das gelobte Land starb. Im Jahre 1515 wurde sie zur Hauptkirche erhoben, aber in dem bald darauf entstandenen Bauernkriege Innen und Außen so beschädigt, daß der Gottesdienst in der darüber liegenden Franziskanerkirche gehalten werden mußte. Mehrere Jahre hindurch diente sie zu einem Pferdestall und sollte zum Rathhaus eingerichtet werden, allein der Antrag des Stadtraths wurde von Johann Friedrich dem Großmüthigen zurückgewiesen, und die Kirche wieder in den früheren Stand gesetzt, wozu das Material und die Geräthschaften aus der Franziskaner- und Marienkirche, die um diese Zeit eingingen, zum innern Ausbau benutzt wurden. 1560 wurde sie feierlich eingeweiht, und seit dieser Zeit ist der Gottesdienst in ihr nicht wieder ausgesetzt worden. Das Innere ist geräumig, von imposanter Höhe, und die gewölbte Decke mit Malereien verziert. Den hochgelegenen Chor, sowie die Emporkirchen, die erst später, als die Einwohnerzahl zunahm, eingebaut wurden, schmücken Gemälde aus der biblischen Geschichte. Neben dem Altar befindet sich das neue, nicht weit davon das ältere fürstliche Erbbegräbniß, das die Asche aller eisenachschen Herzöge mit ihren Frauen und Kindern enthält.

Die St. Annenkirche

wurde aller Wahrscheinlichkeit nach zugleich mit dem Hospital gleiches Namens von der heiligen Elisabeth gegründet, und zum Gottesdienst für das Hospitalpersonal und die Einwohner der Georgenvorstadt bestimmt. Zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts wurde sie wegen Baufälligkeit eingerissen, vom Grund aus neu erbaut; und später zur Garnisonskirche erhoben, welche Bestimmung sie bis an's Ende des achtzehnten Jahrhunderts behielt. Während der französischen Kriege wurden die preußischen Kriegsgefangenen darin aufbewahrt.

Die Kreuzkirche

in Form eines Andreaskreuzes erbaut, liegt vor dem Predigerthore, mitten auf dem Gottesacker, und verdankt ihre Entstehung den beiden

Herzögen Georg I. und II., von denen der Erstere den Entschluß zu ihrer Erbauung faßte, den Letzterer größtentheils aus eigenen Mitteln ausführte. Ihr Aeußeres ist ohne Verzierung, das Innere aber mit vielen Monumenten Verstorbener geschmückt. Nur alle vierzehn Tage wird Gottesdienst darin gehalten.

Außer diesen Kirchen hatte die Stadt noch mehrere andere, von denen sich jedoch nur noch eine bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Es ist dies die Predigerkirche, welche die beiden Landgrafen Heinrich Raspe und dessen Bruder Conrad auf Befehl des Papstes Gregor IX. zur Büßung ihrer Sünden erbauen mußten. Ersterer weil er seine Schwägerin, die heilige Elisabeth hart und grausam behandelt, Letzterer, weil er im Kriege mit dem Erzbischof von Mainz, die Stadt Fritzlar eingeäschert, und dabei viel Blut vergossen hatte. 1235 wurde der Bau der Kirche begonnen, die sich bis 1542 erhielt, von welcher Zeit an sie zur Aufbewahrung der Zinsfrüchte des herzoglichen Rentamtes dient.

Die Marienkirche, laut darüber vorhandenen Nachrichten die reichste und prachtvollste, lag über der Rittergasse zwischen dem Frauen- und Predigerthor. Sie wurde im Bauernkriege zerstört, 1692 gänzlich abgerissen, und die Steine zum Aufbau der Kreuzkirche verwendet. Von der Jacobskirche, auf dem schon erwähnten Jakobsplan, der Michaelis- und der Franziskanerkirche, die beide auf der Esplanade standen, ist gegenwärtig keine Spur mehr zu sehen. Die vielen Klöster und Kapellen, die Eisenach im Mittelalter hatte, wurden bei Einführung der Reformation säkularisirt und an die Bürger verkauft, welche die Gebäude theils gänzlich abreißen, theils in Wohnhäuser umwandeln ließen. Das älteste war das Nicolaikloster und lag bei der dazu gehörigen, jetzt noch bestehenden Kirche gleiches Namens. Es war ein Benediktiner-Nonnenkloster, in welchem, laut einer Sage, die Königin von England, Reinschwig — die früher in Sättelstedt wohnte, und hier für die Erlösung ihres Gemahls aus dem Fegfeuer im Hörselberge betete — als Schwester gestorben sein soll. Adelheid, die Tochter Landgraf Ludewig I., war die Stifterin und erste Aebtissin desselben. Das Katharinenkloster, welches Landgraf Hermann in Folge eines Traumes der heiligen Katharina zu Ehren erbauen ließ, war ein adliges Jungfrauenkloster vom Orden der Cisterzienser, und zugleich das größte, reichste und angesehenste, dessen Aebtissinnen sich „von Gottes Gnaden" schrieben. Es lag am Ehrensteig in der Gegend, wo jetzt der Gasthof zum Stern steht. In ihm waren die Leichname des Landgrafen Hermann und seiner Gemahlin Sophie, Heinrich Raspe's, Friedrich's des Gebissenen, Kunigundens von Eisenberg nebst dem ihres Sohnes Apitz beigesetzt. Als später im Jahre 1720 die Gebäude gänzlich zusammenbrachen, wurden die noch brauchbaren Materialien zur Reparatur der Clemda (Klemme) verwendet. Das Predigerkloster zur obengenannten Kirche gleiches Namens gehörig, ist mit dieser zugleich entstanden, und besteht äußerlich noch jetzt; in seinem Innern sind die Lehrsäle des Gymnasiums, das 1709 gestiftet wurde. Von dem Karthäuserkloster, das in der

Gegend des jetzigen Strafarbeitshauses stand, ist nichts mehr sichtbar als ein gewölbter Keller, über welchem die Gärtnerwohnung des daran stoßenden großen, herrschaftlichen, ausgezeichneten, botanischen Gartens erbaut ist. Dieser Garten, eine der größten Zierden Eisenachs ist eine Schöpfung Carl Augusts, hergestellt durch den sehr verdienstvollen als botanischen Schriftsteller berühmten Professor Dr. Dietrich.

Merkwürdig war das Franciskanerkloster durch die Schicksale eines aufgeklärten Mönchs, Johannis Hilten, der die Irrthümer der päpstlichen Lehren aufdeckte und widerlegte, wider die schlechte Kirchen- und Klosterzucht predigte, und mit prophetischem Geiste die Erscheinung Luthers und den Eintritt der Reformation genau vorhersagte. Von seinen unwissenden Brüdern als ein Ketzer gefangen genommen und in einen dunkeln Kerker geworfen, worin er Jahre lang schmachtete, starb er endlich, da er nicht widerrufen wollte, wie allgemein behauptet wird, den Hungertod. Herzog Johann Ernst's Gemahlin, Christine, ließ ihm am Eingange der Georgenkirche ein Denkmal errichten. Zur Zeit als Hilten diese merkwürdige Prophezeihung aussprach, lebte Martin Luther, der größte Thüringer, als Schüler der Klosterschule der Franciskanermönche in Eisenach, und ersang sich sein Brod als Currentschüler vor den Thüren. Er fand in einer mildthätigen Frau, Namens Cotta eine Wohlthäterin. Luther hing stets mit Liebe an Eisenach, und nannte es „seine Stadt." Das Franziskanerkloster lag neben dem Landgrafenhof und wurde gleich beim Eintritt der Reformation von den Mönchen verlassen. Das Johanniskloster im Johannisthale war ein Cisterzienser Mönchskloster, und an Umfang und Einkünften das kleinste; es wurde im Bauernkriege gänzlich zerstört. Von den Kapellen, wie die Kreuzkapelle, die Kapelle im Heiligenthale, die Johanniskapelle am Löbersbach und die Egidienkapelle im Ilgergrunde, finden sich keine Spuren mehr, noch ist sonst etwas Historisch-Merkwürdiges von ihnen bekannt.

Nicht minder reich ist Eisenach an Hospitälern für Arme, Kranke und Gebrechliche. Das St. Annen-Hospital am Georgenthor, welches im Jahr 1226 von der heiligen Elisabeth gestiftet und von Nonnen bewohnt wurde, ist noch gegenwärtig das wohlhabendste und mit Gütern und Zinsen reichlich ausgestattet. Weniger reich datirt ist das Hospital St. Justus am Pfarrberge, jetzt das Heiligenhaus genannt, wegen der vielen Heiligenbilder, — darunter ein schöner Johanniskopf, — mit denen es ausgeschmückt ist. Es wurde um das Jahr 1230 von den Franciskanern gegründet und zur Aufnahme für Personen beiderlei Geschlechts bestimmt. Gegenwärtig werden jedoch nur weibliche Personen gegen ein nach dem Grade des Alters zu erlegendes Einkaufgeld darin aufgenommen. In dem Hospital St. Clemens oder dem Männersiechen, dem Hospital St. Spiritus oder dem Weibersiechen, welche in den Zeiten der Kreuzzüge entstanden, finden in dem ersten nur Personen männlichen, in dem letztern Arme und Gebrechliche beiderlei Geschlechts ein kostenfreies Unterkommen. In der kleinen gothischen Kapelle neben dem

Männersiechen, wurde noch bis 1628 Gottesdienst gehalten, die des Weibersiechens wurde 1720 wegen Baufälligkeit abgetragen. Von dem Hospital unter der Wartburg, das die heilige Landgräfin 1225 zur Zeit einer großen Hungersnoth und zur Erleichterung der Armen erbauen ließ, welche die hohe Wartburg nicht ersteigen konnten, um daselbst ihr Almosen zu holen, ist gegenwärtig nichts mehr vorhanden, als ein in Felsen gehauener Weg und einige Ueberreste von Grundmauern. Es mag nur klein gewesen sein und auch nur kurze Zeit bestanden haben. Nach seinem Verfall ließ Friedrich der Ernsthafte eine Kapelle, „St. Elisabeth" genannt, erbauen, deren Steine und Ziegeln Kurfürst Friedrich im Jahre 1539 zur Ausbesserung der Wartburg verwenden ließ. Unter dem Hospital liegt der Elisabethenbrunnen, aus welchem die heilige Landgräfin Kranke und Aussätzige gewaschen haben soll.

Von den übrigen Gebäuden der Stadt verdienen noch besondere Erwähnung:

Das großherzogliche Residenzschloß,

welches auf der Sommerseite des Mittwochsmarktes liegt und 1742 von Ernst August, dem nächsten Agnaten des letztverstorbenen Herzogs Wilhelm Heinrich erbaut wurde. Es ist ein viereckiges, stattliches, im Innern mit prächtigen Sälen und Gängen versehenes Gebäude, welches auf der Frontseite drei Stockwerke und einen mit einer Gallerie umgebenen Thurm enthält. Die alte Residenz der frühern Herzöge von Eisenach stand auf dem Platze hinter der Georgenkirche, den vordem das Franciskanerkloster einnahm. Johann Ernst der Aeltere ließ sie im Jahre 1597 erbauen, den alten Landgrafenhof damit in Verbindung bringen, und er wie seine Nachfolger thaten viel für ihre Verschönerung. Unter der Wittwe Wilhelm Heinrichs begann sie zu verfallen, und wurde eingerissen, als Ernst August die Regierung antrat. Nur der rechte Flügel blieb stehen und bildet gegenwärtig

das Residenzhaus,

in welchem die Regierung, die Kammern, das Oberconsistorium und andere Behörden ihren Sitz haben.

Die Bürgerschule

ist ein großes, im modernsten Styl erbautes Gebäude, und liegt auf der Esplanade nach der Rolle zu. Großherzog Karl August legte im October 1823 den Grundstein dazu, und am 3. September 1825, an seinem Geburtstage wurde es feierlichst eingeweiht. Sämmtliche Kinder der Stadt nnd der Vorstädte, sowie auch die Seminaristen, erhalten darin Unterricht.

Das Rathhaus,

ein großes dreistockiges Gebäude mit einem Thurm und einer Schlag- uhr, steht an der Ecke der Carlsstraße, wo diese auf den Mittwochs- markt mündet, und wurde 1641 in seiner jetzigen Gestalt aufgeführt, nachdem es schon im Jahre 1343 ein Raub der Flammen geworden war, und später 1636, als der schwedische General Banner in der Stadt lag, zum zweiten Male in Asche gelegt wurde. Das merk- würdigste Gebäude der Stadt, sowohl hinsichtlich seiner Entstehung, als seiner Schicksale ist:

Die Klemda (Klemme),

welche an der Nordseite innerhalb der Stadt liegt, und ehemals ein befestigtes mit Graben und Wällen versehenes Castell bildete. Sophie von Brabant, eine Tochter Landgraf Ludwig des Heiligen, in deren Gewalt Eisenach war, soll sie 1260 zum Schutz gegen die Einwohner erbaut haben, die auf Seiten ihres Gegners, des Markgrafen von Meißen, Heinrichs des Erlauchten standen, der als ein Neffe Ludwigs, gleiche Rechte auf den Besitz der Thüringischen Länder hatte. Nach Andern soll sie Heinrich, nach erfolgter Eroberung der Stadt im Jahre 1262 errichtet haben, um die Anhänger der Brabänterin im Zaum zu halten und zu klemmen, woher der Name „Klemme" entstanden sein mag. In dem Kriege, welchen die Söhne Albrechts des Unar- tigen mit dem deutschen Kaiser Albrecht führten, der ihnen den Besitz ihrer Länder streitig machte, wurde sie niedergerissen, später aber, als sich Eisenach den Söhnen des Landgrafen unterwarf, wieder aufgebaut. Von ihrer ursprünglichen Gestalt ist nichts mehr zu sehen. Früher Eigenthum der regierenden Fürsten, dann des Stadtraths, erlitten die Gebäude mannichfache Veränderungen, indem sie bald zu einem Jagdhaus, bald zu einem Marstall, zu einer Reitbahn, und im fran- zösischen Kriege zu einem Lazareth eingerichtet wurden. In neuester Zeit wurden sie zu einer Caserne umgewandelt. Früher schon, im Jahre 1815 hatte die Clemdagesellschaft den großen, mit Gewächs- häusern versehenen Garten an sich gekauft, diese erweitert und ver- schönert, und zu einem Gesellschaftslocal eingerichtet, das gegenwärtig das erste und angesehenste der Stadt ist.

Das Waisenhaus,

welches schon im Jahre 1694 von Herzog Georg II. gegründet und aus den Gebäuden des Karthäuserklosters eingerichtet wurde, liegt vor dem Frauenthore, und bildet gegenwärtig ein massives, zweistockiges Gebäude, welches Herzog Johann Wilhelm im Jahre 1717 erbauen ließ, da die Klostergebäude die Zahl der aufgenommenen Kinder nicht mehr fassen konnten, und wegen Baufälligkeit eingerissen werden

mußten. In der 1720 eingeweihten Kirche dieses neuen Gebäudes, wurde jeden Sonntag Gottesdienst gehalten, welchem die Waisenkinder und Züchlinge beiwohnen mußten. Die letztern waren in dem Zuchthause, einem einstockigen, massiven, dem Waisenhaus gegenüber gelegenen Gebäude untergebracht. Beide Institute waren mit einander verbunden. Als im Jahre 1784 die eigentliche Bestimmung des Waisenhauses aufhörte, da die Waisen bei Privatpersonen verpflegt wurden, ging auch die Kirche ein, die 1819 zu einem Bet- und Arbeitssaal für die Sträflinge eingerichtet wurde. Beide Locale bilden gegenwärtig das Strafarbeitshaus, in welchem alle Verbrecher der weimarischen Lande, denen nicht über drei Jahre Gefängniß zuerkannt ist, in Haft gehalten werden. Verschieden von dieser Anstalt ist:

Das Zwangsarbeitshaus,

ein zweistockiges, mit einer Schlaguhr versehenes Gebäude auf dem Plan am Frauenberge, worin Verschwender, Trunkenbolde, Müssiggänger u. s. w. eingesperrt werden, um sie zur Thätigkeit und Ordnung zurückzuführen.

Der schönste Schmuck Eisenachs ist der reizende Kranz der die Stadt umgebenden Berge und Thäler. Oestlich von ihr erhebt sich der Petersberg, die letzte Höhe der Hörselberge, südlich ist das Koff oder Breitengescheid, eine wüste Hochebene, auf welcher der Rudolphsstein gestanden haben soll, den Rudolph von Vargula, der treueste Anhänger Heinrichs des Erlauchten, hier erbaute, um die gegenüberliegende Frauen- und Eisenachesburg, welche die Anhänger der Herzogin Sophia von Brabant besetzt hielten, beobachten und im Zaum halten zu können. Südwestlich erhebt sich der Schloßberg, die beiden Predigerberge, der Mädelstein und die Wartburg, hinter welcher die höhern Waldgebirge liegen, über deren Rücken der Rennstieg hinwegläuft. Westlich ist der Ehrenstieg, nordwestlich der Ramsberg mit den Geisköpfen, und gegen Norden die Michelskuppe, der Mose- und Landgrafenberg, an dessen Abhängen sich früher Wein- und Hopfenberge, jetzt freundliche Obst- und Weingärten befinden. Von diesen waldbekränzten Höhen herab, erfreut sich das Auge an den lachendsten Fernsichten und in den bald schauerlich romantischen, bald idyllisch heitern, von den duftigen Schleiern der Sage umsponnenen Thälern, verliert sich die Seele in süße, wache Träume. Das anmuthigste derselben ist das mit künstlichen Baumgruppen ausgeschmückte, eine halbe Stunde lange Marienthal, durch dessen Mitte sich ein Bach schlängelt. Zu beiden Seiten desselben erheben sich schroffe, steile Felsen, auf deren Kuppeln im Mittelalter die Eisenacher-Frauen und Rudolphsburg thronten. In der Felsenwand unter der erstgenannten Burg ist eine nur mit Gefahr zu erklimmende Höhle „das verfluchte Jungfernloch,“ von welcher schauerliche Sagen im Munde des Volks existiren. Nicht weit davon, ohngefähr in der Mitte des Thals, bei

dessen Anblick man an die Schweiz erinnert wird, steht ein Gasthof „die Phantasie," welcher im Jahre 1830 an der Stelle erbaut wurde, wo 1806 die Bewohner Eisenachs ihre Landesherrin, die Großfürstin Maria Paulowna, empfingen, als sie auf einer Fahrt nach Wilhelmsthal zum ersten Male das Fürstenthum betrat. Ihr zu Ehren wurde das Thal — das Marienthal genannt, und zu ewiger Erinnerung prangt ein großes M an der über dem Gasthof liegenden Felswand. Fast am Ende des Thales ist links das Landgrafenloch, eine Felsenkluft, in welcher sich Friedrich der Gebissene mit funfzehn seiner Getreuen verbarg, ehe er die Wartburg bestieg, deren Einnahme ihn nun in den ungestörten Besitz Thüringens brachte. Neben dieser Schlucht erhebt sich der Gehauenstein, und unmittelbar an demselben führt ein künstlicher Promenadeweg in eine, zu beiden Seiten mit fast hundert Fuß hohen Felswänden eingeschlossene Schlucht, früher der Steinbach, seit 1833 das Annenthal genannt, von einem Besuch, den die Kronprinzessin der Niederlande, Anna, in Begleitung der großherzogl. Familie, an einem Sommertage, diesem kühlen, romantischen Orte widmete. Zum Andenken dieses Besuchs glänzt am Ende des Thals an einer Felswand ein großes A. — Die andern der Stadt zunächst gelegenen, Vergnügungs- und Lustorte sind die Wartburg, die zu jeder Jahreszeit von den Bewohnern Eisenachs besucht wird, das an der Straße nach Gotha gelegene Dorf Fischbach mit einem geräumigen Gasthof, dem Tummelplatz der jungen städtischen Welt, die Sonntags hierher zum Tanze geht, die Spicke, ein anmuthiger Ort am Ende der Georgenvorstadt, aus dessen freundlichen Garten sich dem Besucher eine herrliche Ansicht von der Wartburg und dem Gebirge darstellt, das Dorf Neuenhof, im Hörsel- und Werrathale, dessen treffliches Lagerbier zur Sonntagszeit die Einwohner Eisenachs und der nahe gelegenen Orte anlockt, und das Gefilde, ein dem Dorfe Fischbach gegenüber gelegener Maierhof, der nur Sommers und am meisten während des Vogelschießens im Juni besucht wird.

Eisenach rangirt nicht unter den ersten Städten Thüringens, aber es bleibt immer eine der schönsten Perlen im Städtekranze desselben, und große, heilige Erinnerungen haften an seinen Mauern, in denen eine Saite der Nibelungenharfe ertönt, wenn — wie weder bewiesen noch bestritten werden kann — Heinrich von Osterdingen, ein Bürger der Stadt, der Verfasser des größten deutschen Nationalgedichtes — des Nibelungenliedes ist. Die Wartburgshelden und Sänger die heilige Elisabeth und Luther haben Eisenachs Ruhm im ganzen deutschen Vaterlande und in den angrenzenden Ländern groß gemacht, und kein Wanderer, der in seine Nähe kommt, versäumt die Orte zu besuchen, wo die Blüthe mittelalterlicher Poesie sich am herrlichsten entfaltete, wo das Urbild aller Frömmigkeit und Milde segenbringend einherschritt, wo der größte Reformator aller Zeiten seine Jugendbildung erhielt und später im sichern Asyl weilte. Diese Namen und die sich daran knüpfenden Sagen haben der Stadt einen größeren Ruf erworben, als darin aufgehäufte Kunstschätze oder gelehrte Institute vermocht haben würden. Erstere besitzt es gar nicht, von letzteren

sind das Gymnasium und das Forstinstitut die hauptsächlichsten. Außerdem hat es noch eine freie Gewerb- und eine Zeichenschule zur Bildung tüchtiger Handwerker. Handel und Gewerbe, unter ersteren der Woll-, Garn- und Raschhandel, der schon in früherer Zeit bestand, sind blühend und immermehr im Aufschwunge begriffen, und Fabriken und Wollspinnereien geben einem großen Theil der Einwohner ihre tägliche Nahrung. Hinsichtlich der Aufklärung und Bildung stehet Eisenach keiner der andern Städte Thüringens nach, und vorzüglich gewährt das gesellige, harmlos-gemüthliche Leben der Einwohner, ein liebes, freundliches Bild. Von der edlen Gesinnungsart derselben geben die Frauenvereine und der Verein „der Freunde in der Noth" das beste Zeugniß. Beide wurden im Jahre 1817, ersterer von der Großfürstin Maria Paulowna, letzterer von Privaten gestiftet. Jener hat Wohlthätigkeit, Unterstützung und Pflege Armer und Verunglückter und hauptsächlich die Erziehung weiblicher Jugend zum Zweck, dieser widmet seine Thätigkeit armen, aus der Schule entlassenen Knaben, um sie durch unentgeltliche Erlernung von Handwerken vor Verwilderung und Sittenlosigkeit zu bewahren. Beide Vereine haben seit ihrer Entstehung die schönsten Resultate geliefert.

Wir können die Beschreibung Eisenachs nicht schließen, ohne noch eines im übrigen Thüringen unbekannten Festes, des Sommergewinns zu gedenken, welches am Sonntage Lätare in der Georgenvorstadt gefeiert wird, wo Buden mit Spielwaaren, Zucker- und Backwerk u. s. w. errichtet sind. Die Einwohner mit ihren Kindern eilen dorthin, und kaufen daselbst „den Sommer," der in Tannenzweigen, mit Spielwaaren und Naschwerk ausgeputzt, feilgeboten wird. Die erwachsene Jugend fertigt einen Popanz, den sie an ein Rad befestigt und von einem Berge in die Stadt laufen läßt, oder setzt eine geschälte Tanne, deren Wipfel mit Bändern behangen ist, wonach sie klettern. Letztere Gebräuche sind jedoch seit langer Zeit von der Obrigkeit abgestellt. Das Fest deutet symbolisch das Ende des Winters und den Beginn des Sommers an, und ist wahrscheinlich ein Ueberrest aus heidnischen Zeiten.

Ludwig Storch.

Schloß Lohra
und seine Umgebungen.

Weißt Du, wer diesen Berg bewohnt?
Die Göttin Lora ist's, die Deine Väter ehrten,
Eh' Karl und Winfried sie mit Flamm' und Schwert
bekehrten;
Ach, da ward sie entthront! —

Die glücklichen Zeiten, sie kommen nicht wieder!
Ihr brachten die Liebenden Opfer und Lieder;
Sie war den Getreuen auch freundlich und hold,
Und schenkt' in die Wirthschaft oft Silber und Gold.

Langbein.

Vom Ohmgebirge*) zieht sich ein Arm gegen Osten und bildet bei Elende den einen Pfeiler der Porta Eichsfeldica. Den gegenüber liegenden Pfeiler bildet ein anderer Gebirgszug, das Dün-gebirge, an dessen nördlichen Fuße

Münchenlohra

liegt, ein ehemaliges Kloster, welches wahrscheinlich von den alten Grafen von Lohra gestiftet ist, und, wie schon der Name andeutet, anfänglich mit Mönchen und zwar mit Benedictinermönchen besetzt

*) S. dessen Beschreibung unter dem Artikel: Bodenstein.

war. Aus unbekannten Ursachen wurden später die Mönche entfernt und Nonnen an ihre Stelle gesetzt, die sich auch bis zur Zerstörung des Klosters behauptet haben. Die Zeit der Stiftung läßt sich auch nicht einmal mit einiger Wahrscheinlichkeit angeben, und die Sage, daß eine Zeit lang Tempelherren hier gehaust hätten, ermangelt aller historischen Bestätigung. Sichern Nachrichten zufolge befand sich zuerst eine einfache, rundgebaute Capelle hier, zu der stark gewallfahrtet wurde, besonders vom Eichsfelde her,*) und da von den andächtigen Besuchern reichliche Opfer gespendet wurden, so waren die Klosterfrauen bald im Stande, ganz neue, geräumige und schöne Gebäude aufzuführen. — Der Propst des Klosters wird schlechthin der Propst von Lohra genannt.**) Ein solcher Propst war vielleicht auch Theoderikus von Wolkramshausen, dessen Namen eine Steinschrift erwähnt, die sich auf einer Platte rechts im Hofe befindet;***) er kann aber auch nach Vertreibung der Nonnen, Besitzer des Klosters gewesen sein. Als nämlich der Bauernkrieg zu wüthen begann, wurde es auch hier unter den Landleuten lebendig. Ganze Schaaren eilten aus der Gegend von Lohra zu Münzer, der eben im Begriff war, nach dem Stollberg'schen zu ziehen. Nachdem sie treulich bei der Zerstörung der Klöster Dietenborn und Elende geholfen hatten, zogen sie auch nach unserm Münchenlohra. Die Nonnen flohen angstvoll von dannen, und der wilde Haufe plünderte und zerstörte Alles; dann nahm er die Richtung nach der Flarichmühle, und lagerte sich daselbst auf einer großen Wiese. Da Graf Ernst von Hohenstein, den sie zu einem Bündnisse gezwungen hatten, ihnen entwischt war, ließen sie aus dieser Mühle folgendes Schreiben an ihn ergehen:

„Unserm freundlichen lieben Bruder Ernsten von Hohenstein, Schaffner des Landes Hohenstein!"

„Gnade und Friede von Gott, unserm Herrn! Lieber Bruder Ernst von Hohenstein! Wir fügen Euch zu wissen, daß die christliche Versammlung und Gemeine, Clettenbergischer und Scharzfeldischer Pflege, auf der Wiese bei der Flarichsmühle bei einander sind. Ist demnach unsere freundliche Bitte, Ihr wollet auf diesen Morgen früh bei uns an dem benannten Ort erscheinen; denn wir mit Euch zu reden haben, daran Euch und uns merklich gelegen ist!"

„Datum Montags, Anno 1525. Bitten Eure zuverlässige Antwort!"

Dies Schreiben hatte Johann Golz, Pachter in der Flarichsmühle, die an Walkenried gehörte, aufgesetzt, und er würde gewiß hernach

---

*) Vom Eichsfelde her erhält Münchenlohra noch jetzt mehrere Zinsen.

**) Conrad, Propst zu Lare, war Zeuge als Graf Burchard IV. von Scharzfels an den Probst von Pölde das Wasser Rumspringe verkaufte.

***) Anno Domini MCCCLLXXI. sub Domino pp1o Theoderico de Wolcramshusen factum est horreum istud.

mit seinem Leben dafür haben büßen müssen, wenn er nicht dargethan hätte, daß er zur Anfertigung desselben gezwungen worden wäre.

Graf Ernst trauete seinen zudringlichen Brüdern nicht und blieb aus. — Sie warteten geraume Zeit, da aber ihr freundlicher, lieber Bruder immer nicht kommen wollte, zogen sie ab, um sich mit Münzer bei Frankenhausen zu vereinigen, erfuhren aber schon auf dem Wege, daß jener gänzlich geschlagen sei. Ein tödtlicher Schrecken kam unter sie, aller Besinnung beraubt, ergriffen sie nach allen Seiten hin die Flucht und suchten Schutz und Rettung daheim in ihren Hütten und Gehöften.

Sobald es ruhig war, zogen die Grafen von Hohenstein, Schwarzburg und Stollberg durch ihre Länder und suchten die Wunden zu heilen, welche rohe Hände geschlagen hatten. Ueber Münchenlohra wurde der Beschluß gefaßt, dasselbe nicht wieder herzustellen, da man jetzt schon beabsichtigte, später die Reformation einzuführen, welcher Entschluß nach mehreren Jahren auch ausgeführt wurde. Den 31. März 1546 kamen die Grafen von Hohenstein, Schwarzburg und Stollberg als Erbverbrüderte zusammen, beriefen den Hohenstein'schen Canzler und Propst zu Münchenlohra, Heinrich Rosenberg, den Marschall Heinrich von Bültzingslöwen und Andere zu einer Berathung, und es wurde von ihnen im Beisein des Nordhäusischen Predigers M. Johann Spangenberg's verordnet, daß Messen, Weihungen und mehrere Ceremonien gänzlich aufhören sollten.

Nicht lange nach der Säcularisirung verschrieben die Grafen von Hohenstein Münchenlohra wiederkäuflich an Hansen von Lüningen, im Jahre 1578 an Christoph von Zengen, später, mit churfürstlich sächsischem Consens, an Fritz von Bergen, und endlich 1590, mit halberstädtischem Consens, an Hanns Ernst von Gladebeck.*) Er war ein herzensguter Mann. Seine Freunde mißbrauchten seine Gutmüthigkeit und überredeten ihn zur Uebernahme vieler Bürgschaften, wodurch seine Nachkommen aus Münchenlohra vertrieben wurden. Bald nach seinem Tode starb auch sein Sohn, welcher jedoch einen Posthumus, den Bodo von Gladebeck hinterließ, der in seiner Jugend trübe Tage verlebte. Schon als er das Licht der Welt erblickte, war er eine vaterlose Weise, und später mußte er mit seiner Mutter aus Münchenlohra entweichen, da dasselbe durch den dreißigjährigen Krieg fast ganz verwüstet worden war, und weil die Bürgschaftsschulden seines Vaters und Großvaters das vorhandene Vermögen bei Weitem

---

*) Dieser von Gladebeck hielt sich einen eigenen Pfarrherrn, Johann Reifen von Bortfelde. Eine Zeit lang sah er sich zwar genöthigt, den Dienst durch Christoph Fehlingen, Prediger zu Elende, versehen zu lassen, es wurde ihm aber später verstattet, Johann Reifen wieder anzunehmen. Im Jahre 1684 berief Frau Johanne Elisabeth, Wittwe von Gladebeck, den Stephan Ludolphi zum Pfarrherrn nach Münchenlohre, doch mit dem Vorbehalt, daß sie die Pfarre verlegen könnte wohin sie wolle, wie sie denn vorher bald zu Nohra, bald zu Hainrode, bald zu Großwenden verlegt gewesen. — Jetzt ist Münchenlohra im Filial zu Elende.

übersteigen. Die Mutter floh mit dem einjährigen Knaben zu ihrem Vater, der seinen Enkel sorgfältig erzog und dem Kriegsstande widmete. In demselben machte er sein Glück, hielt sich nachher lange Zeit in Diensten des Grafen von Witgenstein auf, und da dieser im Jahre 1648 die Grafschaft erhielt (s. Clettenberg), so befriedigte derselbe die Gläubiger, die bis dahin Münchenlohra inne gehabt hatten, und verschrieb dem Bodo von Gladebeck 6000 Thlr., die er an Münchenlohra zu fordern haben sollte. Witgenstein's Söhne verkauften (1665) Münchenlohra dem Bodo, der im Laufe der Zeit churbrandenburgischer geheimer Rath und Hofpräsident geworden war, wiederkäuflich für 11,000 Thlr., doch mußte er ihnen noch tausend Thaler baar zahlen, die er bei der Einlösung nicht wieder erhalten sollte. Da das Haus der Herren von Gladebeck im Jahre 1701 ausstarb, fiel auch Münchenlohra dem Landesherrn anheim, und ward zu einem Amte gemacht. Heutigen Tages ist es eine königl. Domaine.

Münchenlohra liegt sehr angenehm auf einem grünen Hügel, der von allen Seiten sanft emporsteigt. Das Wasser wird auf denselben in Röhren von einem südlich liegenden Berge geleitet, ist aber sehr tuffsteinartig. Zwar liegt ein Brunnen, der Ringel- oder Ringbrunnen westlich vom Dorfe in der Nähe des Försterhauses, allein sein Wasser ist zum Kochen ganz untauglich, da es die Speisen bitter und ungenießbar macht, und nach dem allgemein verbreiteten Glauben, die Schafe davon sterben. Da, wo sein Wasser, — das aber, beiläufig gesagt, jetzt sehr dürftig fließt, — in den Teich der Mühle fällt, steigt nie ein Fisch in demselben herauf.

Am Ende des vorigen Jahrhunderts waren von den Klostergebäuden noch ansehnliche Ruinen vorhanden, das Meiste davon ist aber abgerissen, und zum Bau der Wirthschaftsgebäude verwendet worden. Der ganze Hügel war mit Mauern umgeben, und in denselben sah man Oeffnungen, die in Kriegszeiten zu Ausfällen in den Graben gedient haben mochten. — Die Wohnungen der Nonnen standen gegen Mitternacht; die Propstei oder das Paradies, hat gegen Morgen gelegen. Das Merkwürdigste unter dem noch Vorhandenen ist die in's Kreuz gebaute Kirche, an der man noch deutliche Spuren von Schwibbogen und Seitengängen bemerkt. Von den oben an den Mauern, dicht unter dem Dache befindlichen Hufeisen ähnlichen Verzierungen, nannte sie der Volkswitz, zum Unterschiede von der nahegelegenen Rosenkirche „die Hufeisenkirche." Der Thurm derselben soll sehr prächtig gewesen sein, wurde aber um's Jahr 1743 nebst dem westlichen Theile der Kirche, unter dem Amtmann Mehler abgebrochen. Die schönen Steine sind theils verkauft, theils zum Bau der untersten Etage des Amthauses, theils auch zu Viehställen verwendet. Anstatt des steinernen ist damals auf die Kirche ein hölzerner Thurm gesetzt worden. Die steinerne Altarplatte aber kam nach Friedrichslohra (s. u.). Im Innern der Kirche ist ein Altarblatt, das Gebet im Oelgarten, ohne besondern Werth. Der Taufstein scheint sehr alt. Aus einer Wand schaut ein steinerner Kopf. Der Grabstein einer Dilke Margrethe von Steinberga enthält ein Akrostichon. Sonst hat nur noch

der Grabstein Bodo's von Gladebeck Interesse, da wir durch ihn erfahren, wann und von wem die verwüstete Kirche wieder hergestellt worden ist. Die Aufschrift lautet:

Hier ruhet in Gott
Der Wohlgeborne Herr
BODO von GLADEBECK
auff Münchelohr und Harste
Welcher im 27. Jahre seines Alters
den 20. May Ao. 1620
allhier seelig verschieden.
Dessen Sohn
Der Wohlgeborne Herr
BODO von GLADEBECK,
Churfürstl. Brandenb. Geheimer Rath
und Hoff Cammer Praesident
so den 15. Octobr 1620
als ein Posthumus allhier geboren,
hat 1666
Diese gantz wüst gewesene Kirche
wieder anbauen lassen

Die Umschrift lautet:

Herr schütze dieß dein Hauß mit Gnaden
Für Krieg und Brand und allem Schaden,
Erhalt darin die reine Lehre,
Und die hier bethen all erhöre!

Der hiesige Schullehrer, Herr Hennicke, zeigt Fremden mit Vergnügen die Sehenswürdigkeiten der Kirche und die letzten Reste der Klostergebäude. Hier und da trifft man noch unterirdische Gewölbe an, und erst kürzlich hat man eines entdeckt, nachgegraben, die Arbeit aber eingestellt, da sich dasselbe unter ein Gebäude zog, dessen Einsturz man befürchten mußte. Der Sage nach führte ein Gang bis nach Wolkramshausen, ein anderer hinauf zum Schlosse Lohra, wo man auch noch heute den Eingang zu diesem Gewölbe zeigt.

Bei Münchenlohra giebt es sehr viel Fraueneis, Marienglas oder Glinzerspath. Ganze Felsen davon kann man hier sehen, und wurde sonst viel in fremde Länder abgeholt, was aber schon längst aufgehört hat. Dies Lager zieht sich in einem breiten Striche von Rehungen her nach Hainrode unter der Webelsburg unter den Lohraischen Bergen im Felde hin, und liegt an vielen Stellen zu Tage aus.

Das dicht bei Münchenlohra liegende Dorf Kleinwenden links liegen lassend, führt unser Weg durch wogende Getraideäcker nach dem ebenfalls ganz nahen Dorfe Großwenden, welches dicht unter dem Düngebirge*) liegt, und wie Kleinwenden an seine Entstehung

*) Dün ist ursprünglich ein celtisches Wort und bedeutet die Göttin Diana. cf. Camille Falconet: Remarques sur la signification du mot Dunum.

durch die Sorbenwenden erinnert. Der Hofprediger des Schlosses Lohra, welcher anfänglich in Elende wohnte, ward, da des Grafen Ernst VII. Kinder häufig starben, um dem Schlosse näher zu sein, im Jahre 1585 hierher nach Großwenden versetzt, und seit jener Zeit ist der jedesmalige Prediger zu Großwenden zugleich Hofprediger gewesen.*)

Von hier führt ein Waldweg, welcher der Burgstieg heißt, den hohen Berg hinan, auf welchem Lohra liegt. Auf der Höhe angelangt, erblicken wir eine große Bergebene, wie sie allen Bergen des Eichsfeldes und den damit zusammenhängenden Gebirgszügen eigenthümlich ist. Dieses ausgebreitete Plateau ist der Platz, wo die Göttin Lohra oder Lara **) verehrt wurde, und war zu zahlreichen Volksversammlungen wohl geeignet. Die Existenz dieser Göttin ist in neueren Zeiten fast allgemein geleugnet worden, es ist aber noch sehr die Frage, ob man recht daran gethan. Die alten Deutschen haben allerdings eine zu hohe und reine Idee von der Gottheit gehabt, als daß man glauben könnte, sie hätten solche Götzen, wie man ihnen zuweilen aufbürdet, angebetet; allein einmal ist in dem was von der Lohra erzählt wird, nichts enthalten was ihrer reinen Religionsbegriffe unwürdig wäre, und dann kann ja Lohra ein Götzenbild der Slaven gewesen sein, die sich wie eben gesagt worden ist, dicht am Fuße des Berges in mehreren Colonien niedergelassen hatten. Daß aber die Slaven Götzenbilder verehrten, wird Niemand leugnen wollen.***) Für die an hiesigem Orte stattgefundene Verehrung der Göttin sprechen: in den grauesten Zeiten wurzelnde Sagen und eigenthümliche Ortsbenennungen. Hier auf dieser Höhe, die auch „der heilige Berg" genannt ward, hier, wo ein heiliger Hain rauschte, und wo man weit hinaus blickte in das Land, hinüber zu dem ehrwürdigen Harzgebirge und dem alten Brocken, — hier beteten die Bewohner der Gegend zu der Göttin Lohra, der Beschützerin treuer Liebe. Freundlich und hold blickte sie

---

*) Im Jahre 1598 ward unter dem Herzoge von Braunschweig, durch eine Commission, die aus Georg Wilden, Canzler zu Herzberg, und aus Johann Dollenhausen, Amtmann auf Lohra bestand, festgesetzt, daß der Hofprediger zu Lohra die Großwendische Gemeinde, der Prediger zu Elende aber Münchenlohra mitbesorgen sollte. Von vielen dieser Prediger wäre etwas Besonderes zu berichten. — Einer, Dietrich Kremnitz, ward in der Wipper todt gefunden, als er zu Sollstedt hatte predigen wollen. Lange nachher gestand einer aus seiner Gemeinde auf dem Todtenbette, daß er seinem Pfarrherrn aufgelauert und ihn ins Wasser gestürzt habe. — Ein anderer, Mengewein, war viele Jahre in der nächsten Umgebung der Königin Christine von Schweden gewesen, hatte auch die Reise nach Italien mit ihr gemacht u. s. w.

**) Am Rhein heißt bekanntlich auch ein Felsen „der Stein der Lore" oder „Lorelei." Lei heißt nämlich „der Stein," besonders „Schieferstein."

***) Es ist hier nicht der Ort, über „Sein oder Nichtsein" der Göttin zu philosophiren. Wir folgen daher dem Volksglauben und dem alten wackern L e tz n e r, welcher Lora auf diesen Berg versetzt, ihr Bild von Bonifaz zerstören, und von ihm unweit des Berges eine Capelle anlegen läßt. (S. Rosenkirche.)

auf treue Liebende, welche sich ihr naheten, herab, armen Ehepaaren stand sie hilfreich bei und gab ihnen der Geschenke mancherlei; aber mit glühendem Hasse und unversöhnlichem Zorne verfolgte sie diejenigen, welche die Treue brachen und den heiligen Gefühlen der Liebe Hohn sprachen. Wohl störte der heilige Bonifaz ihren Dienst, wohl verwüstete er ihren heiligen Hain, aber die Herzen des Volks blieben ihr im Geheim zugewandt, das Volk redet noch immer von ihr, und manch' altes Mütterchen erzählt ihren horchenden Enkeln von dem Walten der mächtigen Göttin.

Einst lebte in der Nähe des Ortes wo Lohra verehrt wurde, ein wunderschönes Fräulein, Bertha mit Namen. Ein junger, schöner Ritter war ihr mit der innigsten Liebe ergeben, und sie erwiederte diese Liebe. Einst lustwandelten sie mit einander in dem Walde, und gelangten unter süßem Kosen unbemerkt in den Hain der Göttin. Heiliger Schauer erfaßte sie, und wie von unsichtbarer Gewalt getrieben, knieeten sie hin vor Lohra und der Ritter rief, ihr die Hand reichend: „Hier Bertha, hier im Angesichte der Göttin schwöre ich Dir Treue bis an das Grab!“ — Und Bertha hob feierlich die Hand und sprach mit bewegter Stimme: „Auch ich liebe Dich innig, und werde ich je Dir untreu, so treffe mich der Zorn der Göttin, und die schrecklichste Strafe soll mich ereilen!“

Der Ritter drückte gerührt das Mädchen an sein Herz, und verließ mit ihm den Wald, träumend von ewiger Liebe und nahem Glück. Schon war der Tag der Vereinigung festgesetzt, als die Kriegstrommete schmetterte, und den Jüngling aus den Armen der Liebe in das wilde Kriegsgetümmel rief. Weinend und ihre ewige, unveränderliche Liebe betheuernd, lag Bertha an seiner Brust, und heiße Thränen flossen beim Abschiede aus ihren schönen Augen ohne Zahl. Aber Tage und Wochen vergingen und mit ihnen verging ihre Liebe, und bald wandelte sie uneingedenk ihrer Schwüre, Arm in Arm mit einem andern Jünglinge in den Wald. Unter einen Baum setzte das Paar sich nieder, und tauschte mit einander zärtliche Worte und süße Küsse. —

Solchen Frevel ließ aber die keusche Göttin nie ungeahndet.

Lohra, die das Paar belauschte
Nahm urplötzlich die Gestalt
Eines Hirsches an, und rauschte
Durch den todtenstillen Wald.

Aufgeschreckt, mit Angstgeberde,
Stürzte Bertha aus dem Hain;
Aber Flammen aus der Erde
Holten auf der Flucht sie ein.

Ihre Asche ward von Priestern
Dort im Thal zur Ruh gebracht,
Und man hört das Jammerflüstern
Ihres Geistes noch bei Nacht.

Vor vielen Jahren lebten in der Nähe des Berges zwei Brüder, die an Gesinnung einander sehr unähnlich waren. Der Aeltere strebte nur nach Reichthum, und Ehrgeiz war die Triebfeder aller seiner Handlungen; der Jüngere liebte ein friedliches Stillleben und häusliches Glück war das Ziel aller seiner Wünsche. Er hatte eine Braut, schön und gut, aber ohne alles Vermögen, weshalb der Bruder ihm zürnte, und ihn auf alle Weise von der Geliebten abwendig zu machen suchte, was ihm aber wenig gelang.

Einst ging er in dem Walde, welcher den Berg der Lohra bedeckt, sinnend auf und ab, als er plötzlich vor einer Felsenspalte stand, die er je gesehen zu haben sich nicht erinnern konnte. Er trat näher, doch ehe er sie erreichte, schritt aus derselben ein wunderschöner engelhafter Zwerg hervor, und sprach mit zarter Stimme:

Guter Jüngling, komm herein!
Nimmer soll es Dich gereun!

Zugleich fühlte er sich bei der Hand gefaßt, und von dem Zwerge in die Höhle gezogen. Ueberrascht folgte er, und ließ sich von dem sonderbaren Führer wie willenloses Kind leiten. Nach kurzem Gange gelangten sie an eine Thür von glänzendem Metalle. Der Zwerg zog einen goldenen Schlüssel hervor und öffnete. Der junge Mann stand wie verzaubert, denn er schaute in einen Garten, in dessen sonniger Helle die herrlichsten Blumen mit den brennendsten Farben und fremdartigen Gerüchen dufteten, und wo sich Vögel mit goldiggrünen Schwingen auf den Bäumen wiegten, und mit menschenähnlichen Stimmen unter einander plauderten. Der Zwerg ließ ihm aber nicht lange Zeit die Herrlichkeiten zu betrachten, sondern schritt auf eine Rosenlaube zu, in der die Göttin Lohra, ein Ideal weiblicher Schönheit, seiner harrte. Mit strahlenden Augen betrachtete sie den Jüngling, und reichte ihm dann eine dunkelrothe Blume, welche sie eben in der Hand hielt, mit den Worten: „Du liebst aufrichtig und treu ein armes Mädchen, Du wirst von ihr wieder geliebt, — hier nimm von mir diese Blume und bewahre sie wohl; so wirst Du das höchste, häusliche Glück genießen, das sich auf Erden nur denken läßt. In Eintracht und Heiterkeit werdet Ihr Eure Tage verleben, blühende Kinder werden Euch umspielen, und spät am Abend Eures Erdenlaufs werdet ihr vereint in die Grube sinken. Gehe und sei glücklich!“

Der Jüngling nahm dankbar das Geschenk an, und entfernte sich auf das Zeichen der Göttin unter Leitung desselben Zwergs, der ihn hereingeführt.

„Du betrachtest die Früchte dieses Gartens so neugierig," sprach dieser mit feiner Stimme, — „warte ein wenig, daß ich Dir einige pflücke, die Du Deiner Braut mitnehmen kannst!"

Schnell waren die schönsten Früchte von einigen Bäumen herabgelangt, und des Jünglings Taschen damit angefüllt, der sich mit herzlichem Dank entfernte, und erfreut zu seiner Geliebten eilte. Athemlos erzählte er ihr was ihm begegnet sei, und da sie ihn ungläubig anblickte, griff er in die Tasche, um sie durch den Anblick der wunderbaren Früchte, die er erhalten, zu überzeugen, aber wie erstaunten Beide, als sich Alles in Gold oder Silber verwandelt hatte. Die Freude der Liebenden war ohne Grenzen. Dankbar priesen sie die theilnehmende Göttin, kauften sich für das Geld, welches sie für die kostbaren Früchte erhielten, ein schönes Landgut, und fanden in ihrem gegenseitigen Besitze den Himmel auf Erden.

Der Bruder des glücklichen, jungen Ehegatten, der sich in seinem Stolze seit längerer Zeit um den armen Bruder gar nicht bekümmert hatte, hörte verwundert die neue Mähr, daß derselbe ein feines Landhaus an sich gekauft habe, und wie der reiche Mann im Evangelio, alle Tage herrlich und in Freuden lebe. Er zerbrach sich den Kopf woher Simplicius, wie er seinen Bruder immer zu nennen pflegte, zu solchem Vermögen gekommen sei, und machte sich endlich von der größten Neugierde getrieben, selbst auf den Weg. Er fand auch wirklich Alles bestätigt was die Fama ausposaunt hatte, und konnte sich nicht enthalten, den Bruder sogleich bei Seite zu führen und nach der Quelle seines Glückes zu fragen. Da Lohra keine Verschwiegenheit über den Vorfall verlangt hatte, fand dieser keine Veranlassung, das was ihm begegnet war zu verhehlen. Der Geldgierige horchte hoch auf, und kaum hätte er sich durch Speise und Trank etwas gestärkt, so brach er auf, den Eingang in den Berg zu suchen. Er stand, fügt die Sage hinzu, eben im Begriff aus Noth ein altes, häßliches, zanksüchtiges, aber überaus reiches Weib heimzuführen. Hm! dachte er, wenn Lohra dir eben so günstig ist, als Deinem Bruder, so verlasse ich augenblicklich die Alte, und suche mir unter den Töchtern des Landes eine, die meinen Augen wohlgefällt! — Sorgsam forschte er nach der Höhle, und nach langem, vergeblichem Suchen zeigte sie sich endlich seinen Blicken. Vor derselben auf dem Rasen saß ein häßlich gestalteter, dickköpfiger Zwerg. Auf seine Bitte erhob sich das kleine Ungethüm, und führte ihn in den Berg hinein; aber der Gang war so dunkel und holperig, daß er mehrere Male mit dem Kopfe gegen die Felsenzacken stieß, bald auch stolperte und zu Boden fiel. Endlich gelangten sie in den Garten, und er sah bald mit lachendem Herzen die Laube, in welcher die himmlisch schöne Göttin saß. Im Bewußtsein seiner äußern Schönheit trat er keck vor Lohra hin, und verbeugte sich mit vieler Anmuth.

„Elender!" rief die Göttin mit unmuthigem Antlitze, „Du wagst es, mit unreinem Herzen frech und dünkelhaft vor mir zu erscheinen? Du, der Du die heilige Liebe mißbrauchst, und unter ihrem Namen nur Deine Geldgier zu befriedigen strebst, Du hoffst

von mir, der Schätzerin treuer, aufrichtiger und uneigennütziger Liebe Schätze zu erhalten? Auf, ihr meine dienstbaren Geister, ergreift ihn, straft ihn für seinen frechen Uebermuth, und werft ihn hinaus aus meinem Gebiete!"

Und es rauschte aus allen Büschen wie ein Sturmwind, und eine Schaar von Zwergen hing sich wie ein Schwarm ergrimmter Katzen an ihn, stießen, schlugen und knippen ihn, zogen ihn durch den dunkeln Gang in's Freie, warfen ihn den Berg hinab, und mit donnerähnlichem Krachen schloß sich der Eingang zu der Höhle hinter ihm zu.

Voll von ohnmächtiger Wuth eilte der Getäuschte von dannen, und hielt nicht eher an, als bis er schweißtriefend daheim anlangte. Schreck und Zorn warfen ihn auf das Krankenlager, und mehrere Wochen war er nicht vermögend, dasselbe zu verlassen. Als endlich seine Gesundheit zurückgekehrt war, sahe er sich genöthigt, sein altes Liebchen heimzuführen. Die Hochzeit wurde mit großem Glanze gefeiert. Es war aber kein Glück in der Ehe. Schon in den Flitterwochen rumorte die Alte grimmiger als der Teufel, das Vermögen welches er erheirathet hatte, verschwand ihm unter den Händen, Wasser und Feuer schienen sich verabredet zu haben, sein Besitzthum zu verheeren, und bald war er ärmer als vorher. Der Schatz war verschwunden, und es war ihm nichts übrig geblieben als — sein Schätzchen. —

Nach Letzner (vit. Bonifac. Cap. 12.) stand das Bildniß der Göttin, noch ehe das Schloß Lohra erbauet ward, auf der Stelle wo jetzt der Rest eines viereckigen Thurmes steht, unter einem besondern Gehäuse, welches Bonifacius zerbrach. Letzteres soll er, gestützt auf den Beistand fränkischer Krieger, die ihn begleiteten, um's Jahr 723 gethan haben.

Wir haben auf der Hochebene bis zum Schlosse Lohra nur eine kurze Strecke zu wandern. Die Lage der Burg auf dem westlichen Ende des Berges war sehr günstig. Auf drei Seiten fällt der Berg steil ab, und östlich gegen die Bergebene hin, auf der es erbaut liegt, ist es mit noch jetzt vorhandenen, mehrfachen, tief in den Fels eingeschnittenen Gräben und dahinter erbauten Mauern gegen jeglichen Anfall geschützt. Das Schloß sieht von mehreren Seiten einem wüsten Steinhaufen ähnlich, bei dem man Altes und Neues oft nicht zu unterscheiden vermag. Sobald man durch das Thor auf den Schloßhof gelangt ist, bietet sich eine der herrlichsten Aussichten dar. Man sieht über den größten und schönsten Theil der Grafschaft Hohenstein hinweg, der gegen Westen durch den Ohmberg und gegen Norden von dem Harzgebirge eingerahmt wird, über das sich der Brocken hoch und stolz erhebt. In der Morgenbeleuchtung ist die Gegend zauberisch schön. Aus den obersten Zimmern des Wohnhauses ist die Aussicht noch großartiger, und auch der Blick nach Osten freier. — Wenden wir uns nun zur Betrachtung des Schlosses selbst, so zieht zuerst der Rest eines östlich gelegenen, viereckigen Thurmes, welcher

die Kemnate hieß, unsere Aufmerksamkeit auf sich. Die Umsicht von seiner Spitze muß entzückend gewesen sein, da er noch im vorigen Jahrhunderte eine Höhe von hundert Fuß hatte, wovon aber gegen das Jahr 1780 funfzig Fuß abgebrochen wurden, da er im obern Theile den Einsturz drohete. Er ist, wie die meisten der alten Thürme, in- und auswendig aus behauenen Steinen aufgeführt, und der Zwischenraum mit Bruchsteinen und dazwischen geworfenen Mörtel ausgefüllt. Hinter dem Thurm hat die Münze gelegen.

Gleich bei diesem Thurme liegt die Kirche. Sie muß im vorigen Jahrhunderte in sehr schlechten Umständen gewesen sein, da man erzählt (s. Schmaling's Hohnst. Mag.) „daß die Ratten die Orgel aufgefressen, welchen Gräuel sie auch an den Acten der alten Amtsregistratur verübt!" Jetzt ist sie in benutzbarem Zustande, enthält aber des Alterthümlichen fast gar nichts. Das Altarbild, Christus im Oelgarten, ist ganz ohne Werth; aber die Kanzel mit den vier Aposteln und darüber Christus, in der Linken die Weltkugel haltend, und mit der Rechten segnend, ist recht wacker in Holz geschnitzt. Der Gottesdienst in dieser Capelle wird noch jetzt von dem Prediger zu Großwenden besorgt. — Unter derselben sind einige „zierlich mit Laub ausgehauene, auf Pfeilern ruhende Gewölbe," von welchem der Herr von Rohr (Denkw. des Harzes p. 139) schreibt, „daß es in alten Zeiten eine Capelle der Tempelherren gewesen, aus welcher ein unterirdischer Gang nach Elende geführt habe." Es ist aber wahrscheinlicher, daß diese Gewölbe zu Weinkellern dienten, die wie man weiß, in vielen Burg- und Klosterkellern mit steinernem Laubwerk und allegorischen Bildern verziert sind. — Die übrigen unterirdischen Gewölbe sind jetzt größtentheils verschüttet, und die noch übrigen alten Reste der Burg zu ökonomischen Zwecken eingerichtet.

Der Fels, auf welchem die Burg ruht, besteht aus einem mehligen Blätterstein. In denselben war, wahrscheinlich gleich bei Erbauung der Burg, ein weiter und überaus tiefer Brunnen gehauen, aus welchem das Wasser vermittelst eines Rades in die Höhe gebracht ward. Zur Zeit, als der Herr von Hardenberg Inhaber und Besitzer des gräflichen Amtes Lohra war, fing der Brunnen an, sein Wasser zu verlieren, und man hat sich seitdem gezwungen gesehen, das für Menschen und Vieh nöthige Wasser, auf Eseln den hohen Berg hinaufzuschaffen. Der Weg auf welchem das Wasser auf den Berg gebracht wird, und der zugleich von der westlichen Seite her den Zugang zum Schlosse bildet, heißt der Eselsstieg. Auf der südlichen Seite, wo das Schloß den besten Anblick gewährt, befindet sich der Garten, in welchem ein Eingang zu einem unterirdischen Gewölbe gezeigt wird, das nach Münchenlohra und Wolkramshausen geführt haben soll. Betrachtenswerth ist ein starker Baum, dem es in seiner Jugend sauer geworden, und dem sein Emporkommen ziemlich schwer gemacht worden ist, da er das alte Gemäuer seiner ganzen Länge nach hat auseinander treiben müssen, um sich mit vieler Mühe oben den Ausgang in's Freie zu bahnen.

Ueber die Erbauung des Schlosses Lohra läßt sich nichts Bestimmtes angeben. Vielleicht hat es Heinrich der Finkler gegen die Ungarn erbaut, vielleicht auch erst Heinrich IV. Dann würde das Ende des 11. Jahrhunderts die Zeit seiner Entstehung sein. Eine starke Veste war Lohra gewiß, dafür bürgt Lage und Ruine. Möglich ist es auch, daß es Ludwig, Urenkel Ludwig des Bärtigen erbaut oder wenigstens erneuert hat. Johann Bange (thüring. Chr. p. 44) sagt: Ludwig des Springer's Schwester, Jutta, habe mit ihrem Gemahle Ludwig von Linderbeck und Bielstein einen Sohn, Beringer, erzeugt. Dieser habe drei Söhne hinterlassen. Der eine, Ludwig, bauete Lohra u. s. w. — Es waren also die Herren von Lohra eine Nebenlinie der Herren von Bielstein.

Gewiß ist, daß Ludwig der erste bekannte Besitzer ist, aus welchem Hause er aber eigentlich herstammte, ist noch immer nicht bis zur Gewißheit erwiesen. Gebhardi (s. hist. genealog. Abh. III. p. 120) macht ihn, wie Bange, zum Sohne des Grafen Beringer von Bielstein und Linderbeck. Andere (z. B. Wedekind) eignen dem Beringer, Herrn von Sangerhausen nur Einen Sohn, Conrad, Herrn von Hohenstein zu, († 1145) und eine Tochter Reinwig. Daß er übrigens zu dem Geschlechte der Landgrafen von Thüringen gehört habe, scheint aus dem Grunde wahrscheinlich, daß er, sein Sohn und einer von seinen Enkeln den Namen „Ludwig," und ihre Brüder den Namen „Beringer" geführt haben, die jenen eigen waren. Noch schwerer ist zu bestimmen, wie und durch wen Ludwig Lohra erhalten habe, weil mit ihm aus dem Nordheim'schen Hause, welchem die Herrschaft Lohra angehörte, die Erbin Gertrud, ihre Tochter Richenza, und ihres Mannes Bruderssohn, Siegfried von Bömeneburg noch lebten. Vielleicht haben die Nordheimer nur einen Theil von der gedachten Herrschaft besessen, und der andere mit dem Schlosse Lohra, hat den Vorfahren des Grafen Ludwig gehört.

Eckstorm (Chron. Walkenr. p. 18) und Paul Jovius melden von Ludwig: er sei einer von den Hochzeitsgästen zu Nordheim gewesen, als sich Herzog Lothar von Sachsen mit der Gräfin Richenza (im Jahr 1100) vermählte. In Urkunden erscheint er zum ersten Male im Jahre 1123 zu Erfurt als Zeuge unter andern thüringischen Grafen, als Adelogus, Domherr zu Magdeburg, dem Kloster Bursfelde seinen Hof in Alolderode, und sein Eigenthum in Rickarderingerode und Benigehausen um 102 Talente am 24. Junius verkaufte. (cf. Scheid. Mont. document. p. 306). Zum zweitem Male war er zu Erfurt bei der Uebergabe des Klosters Gerode an den Erzbischof Adelbert von Mainz im Jahre 1124 gegenwärtig. (Guden. cod. diplom. I. p. 63). Nach zwei Jahren zog er mit dem neuen Kaiser Lothar nach Böhmen, und wurde in dem Kriege, welchen Markgraf Otto von Mähren mit dem Herzoge Sobieslaus führte, im Jahre 1126 erschlagen. (Paul Jov. p. 142. Eckst. l. c.)

Ludwig hinterließ einen Sohn, auch Ludwig genannt, und eine Tochter, Adelheid, die als Stifterin des berühmten Klosters Walkenried ihren Namen sattsam verewigt hat. (S. den Art. Walkenried)

(cf. Eckst. Chron. Walkenr. p. 39). Ludwig, des vorigen Sohn, tritt in Urkunden bis in's Jahr 1162 mehrmals auf, z. B. im Jahr 1133 in einer Urkunde des Abtes Berchtochus von Fuld, welcher damals das Dorf Gosselborn an das Kloster Paulinzelle vertauschte. (Lindner's Analect. Paulino-Cellens. I. p. 5) Im Jahre 1139 begleitete er den Kaiser Conrad, als dieser mit vielen geistlichen und weltlichen Fürsten einen Zug gegen die Sachsen machten, um den neuen Herzog Albert, Markgrafen von Brandenburg, wider den abgesetzten Heinrich den Großmüthigen zu unterstützen, und bis Hersfeld vorgerückt war. (Grashof origin. Mühlhus. Append. docum. N. II.) In demselben Hersfeld wohnte Ludwig im Jahre 1144 der feierlichen Einweihung der dasigen Kirche bei (Guden. I. p. 157) und im Jahre 1150 befand er sich zu Erfurt bei dem Erzbischofe Heinrich (ib. p. 196). Das Kloster Georgenthal beschenkte er zwei Jahre später (1152) mit einigen Gütern zu Mölburg und Siebeleben, oder traf vielmehr einen Tausch mit demselben. (Hoche's Gesch. d. Gfschfft. Hohenstein p. 101.) Auch erschien er 1154 im thüringischen Landgericht zu Mittelhausen, wo dem Abt von Gerode, Eberhard, das ihm von Günzelin Grosus verkaufte Gut Brustede öffentlich übergeben wurde. Desgleichen bezeugte er 1162 die Stiftung des Klosters von dem Grafen Ernst von Tonna. Dieses Mal hatte er seine beiden Söhne Beringer und Ludwig bei sich. Etwas Weiteres kommt von ihm nicht vor.

Die nach dem Vater regierenden Söhne Beringer und Ludwig, fanden sich 1184 auf einem Landtage zu Erfurt ein (Hoche l. l. 101) und 1188 zu Allstedt, wohin Kaiser Friedrich I. verschiedene Bischöfe und Grafen berufen hatte (ib.). Ludwig allein erschien wieder zu Erfurt 1193 (Guden. I. p 325) und 1197 bei einer Tagleistung zu Naumburg, wo der Bischof Berthold den Kauf gewisser Güter in Merbich, Nora, Heinrode und Magedon an das Kloster Walkenried bestätigte. (Prig. guelf. III. p. 563.) Dieses Wenige ist Alles, was von den beiden Brüdern aufzufinden ist. Eckstrom erwähnt zwar beim Jahr 1221 einen Grafen Beringer von Lohra, als Gutthäter des Klosters Walkenried;*) er ist aber wahrscheinlich nicht der vorige, welcher die Stiftung des Klosters Reifenstein (1162) mit bezeugt hat, sondern dessen, oder des Bruders Ludwig Sohn gewesen.

Nebst diesem Beringer stellen einige neuere Schriftsteller, ohne ihre Gewährsmänner anzugeben, noch einen Grafen Ludwig von Lohra auf, den sie im Jahr 1227 nach Palästina ziehen, und dort sterben lassen.**) Dies Vorgeben kommt aber sehr bedenklich vor, weil unter

---

*) Beringer, Comes de Lora, monasterio dedit quatuor sexagenas avenae annui reditus in Solstedt. Anno Christi 1221. Eckts Chron. Walkenr. p. 86.

**) Sein Sohn der auch Ludwig hieß, zog 1227 mit dem Kreuz nach Palästina, woher er nie wieder zurückgekommen ist. Hoche Gesch. d. Gfschfft. Hohenstein p. 101. Schmaling's Hohenst. p. 274).

den thüringischen Grafen, die damals im Gefolge des Landgrafen Ludwig IV. waren, als: Günther von Käfernburg, Burchard von Brandenberg, Meinhard von Mölburg, Heinrich von Stollberg und Ludwig von Schwarzburg, kein Ludwig von Lohra zu finden ist. (Sagittar. thür. Gesch. ad annum 1227). Aus unserer Nachbarschaft werden: Rudolf von Bültzingslöwen, Dietrich von Seebach und Friedrich von Treffurt aus dem Adel namhaft gemacht; warum wollte man Ludwig allein ausgelassen haben?

Eben so wenig kann man einen Albert von Lohra als letztes Stammglied annehmen, ob er gleich in der Hofmann'schen Stammtafel der Grafen von Beichlingen dafür ausgegeben wird,*) denn sie ist voller Fehler und stimmt mit den Leuckfeld'schen Genealogien der Grafen von Beichlingen, Rotenburger und Beichlinger Linie, die sich doch auf Urkunden gründen, gar nicht überein. (Leuckf. v. d. Beichl. Grafen p. 83 und 108). Hofmanns Fehler hat Scheid, da er dessen Stammtafel in die Geschichte der Welfen einrückte, selbst eingesehen und sie zu berichtigen versprochen; dennoch hat er in einem andern spätern Werke von 1757 den Grafen Albert beibehalten und behauptet: er habe bis zur Mitte des dreizehnten Jahrhunderts gelebt. (S. dessen Einleitg. in d. Braunschw. Luneb. Staatsrecht p. 186). Es soll aber gleich bewiesen werden, daß der letzte Graf von Lohra, wie er auch immer geheißen haben mag, schon vor dem Jahre 1234 gestorben war.

Nach Erlöschung des gräflichen Geschlechts von Lohra**), fiel diese Herrschaft den Grafen von Beichlingen zu, es sei nun aus naher Verwandtschaft, Verschwägerung oder aus einer andern Ursache geschehen. Damals lebten zwei Brüder, Dietrich und Friedrich III. Ihr Vater Friedrich II. war schon 1219 oder noch früher gestorben, wovon uns eine Urkunde überzeugt, worin er dem Stifte Vessera, in der Grafschaft Henneberg, ein Gut in Ettileiben bei Frankenhausen geschenkt hatte. Der erste Bruder, Dietrich, scheint keinen Antheil an der Erbschaft gehabt zu haben, wahrscheinlich aus dem Grunde, weil er in einen geistlichen Ritterorden getreten war. Daß Friedrich im Jahre 1234 bereits die Herrschaft Lohra angetreten hatte, beweist eine im Kloster Gerode aufgefundene Urkunde, in welcher er als „Graf von Lohra" unter den Zeugen aufgeführt wird, daß Graf Ernst von Gleichen seine gandersheim'schen Lehen von der Aebtissin Bertha II. (reg. 1223—51) empfing. Dies ist das erste und einzige Mal,

*) Friedericus junior, mortuo Alberto, ultimo Comite in Lare, comitatum hunc acquisivit. Orig. Guelf. IV. p. 536.

**) Das Wappen der Grafen von Lohra war ein Bret- oder Schachspiel von zwölf Feldern, roth und weiß abwechselnd, und darüber ein Hirschgeweih, dessen eine Stange weiß, die andere roth ist. — Ein alter Mann, den ich im Walde bei Lohra traf, erzählte mir darüber: Karl der Große habe die alten Grafen von Lohra zum Christenthume bekehrt, und ihnen dies Wappen gegeben, damit sie sich beim Anblicke der zwölf Felder an die zwölf Jünger Jesu erinnern sollten.

daß er „von Lohra" genannt wird, vielleicht deswegen, weil jene Urkunde auf seinem Schlosse Lohra, in seiner Gegenwart ausgefertigt wurde; — sonst heißt er immer „von Beichlingen." Friedrich hat Lohra bis gegen das Jahr 1253 selbst behalten, welches daraus zu schließen ist, daß, als 1249 die sämmtlichen thüringischen Grafen, und unter diesen auch unser Friedrich, den Markgrafen Heinrich von Meißen für den Landgrafen von Thüringen, und für ihren Herrn schriftlich anerkannten, kein Graf von Lohra darunter zu finden ist. (Tenzel Suppl. II. p. 590 sq.) Hätte Friedrich schon damals seinem ältesten Sohne das Schloß Lohra abgetreten gehabt; so würde dieser unfehlbar sich auch gegen den Markgrafen haben erklären müssen, um so mehr, da es Berthold, ein Sohn des Grafen Günther von Käfernburg, und Heinrich, ein Sohn des Grafen von Hohenstein gethan haben. Hieraus scheint auch zu folgen, daß sein ältester Sohn 1249 noch nicht volljährig war. Erst im Jahre 1251, als der Vater dem Cistercienserkloster in Kelbra die dasige Kirche des heiligen Georg, etliche andere Kirchen, nebst einer Mühle in Ichstedt und einen Wald schenkte, sagte er: Diese Schenkung sei geschehen mit Gunst und Bewilligung seines Sohnes, und sei auch mit dessen Siegel bekräftigt worden. (Heydenreichs schwarzb. Gesch. p. 402.) Von der Einwilligung der übrigen Söhne geschieht hier keine Meldung, ein Zeichen daß sie noch nicht mündig waren. Der Mündige wird 1253 von dem Grafen Heinrich von Gleichen, dessen Schenkung der Peterskirche zu Numburg bei Kelbra an das Kloster Walkenried er bezeugte, als der „junge Graf von Lohra" angeführt (Leuckf. l. l.). Folglich hatte ihm der Vater dieses Schloß schon eingeräumt. Im J. 1268 verkaufte Friedrich III. dem Kloster Walkenried eine Waldung, Ermena genannt, und das Gut Radveld für 150 Mark fein Silber im Gerichte des Grafen Friedrich von Stollberg; und dieser bezeugte daß der Kauf mit Einwilligung und in Gegenwart der Gräfin Hedwig, gebornen von Rotenburg, des Verkäufers Gemahlin,*) und ihrer Söhne: Friedrich von Lohra, Friedrich und Hermann von Beichlingen, und der Tochter Ermengardis geschehen, und die Uebergabe der Güter erfolget sei. Nach diesem Verkauf lebte Friedrich noch sieben Jahre, und starb am 30. November 1275, wie es seine Grabschrift in der Klosterkirche zu Frankenhausen, wo er begraben liegt, ausweist. (Leuckf. p. 61 u. 117).

Nach dem Tode des Vaters trat Friedrich IV., der zwei und zwanzig Jahre das Schloß Lohra inne gehabt, und während dieser Zeit bald den Titel „Graf von Lohra," bald „von Beichlingen" geführt hatte, seinem Bruder Friedrich V. gedachtes Schloß ab, und theilte mit ihm die väterliche Erbschaft, entweder nach der Anordnung des Vaters, oder nach ihrer eignen Uebereinkunft (Leuckf. p. 63 65). Manches behielten sie gemeinschaftlich. Durch ihre Theilung bildeten

---

*) Diese hat vielleicht ihrem Manne Schloß und Grafschaft Rotenburg zugebracht.

die beiden Brüder, da jeder verheirathet und mit Kindern gesegnet war, zwei Linien, die Rotenburger und die Beichlinger.*) Friedrich V. ward vom Landgrafen Albrecht mit der Jagd bei seinem Wohnsitze „von der Wibelsburg bis Walungisberg" belehnt (Leuckf. 77). — Von seinen Kindern hätte Friedrich VI. Lohra erhalten sollen, allein er starb bald, und da ein Bruder, Conrad, in den Krieg gezogen, der andere, Günzel, Domherr zu Halberstadt war, fiel das Land an dessen Bruder, Heinrich I. In Folge der schon (unter dem Art. Bodenstein) erwähnten Fehde mit dem Abte von Fulda, Heinrich von Wildenau, sah er sich genöthigt, seinen Antheil an Lohra an den Grafen Heinrich IV. von Hohenstein zu verkaufen. (Leuckf. p. 86. Heydenreich v. den Gfn. Hohenstein p. 7). Im Jahre 1307 bewohnte er noch das Schloß Lohra, wie die von ihm am 19. Nov. des gedachten Jahres über die Abtretung seines Rechtes an der Mühle zu Winkel, zu Gunsten der Stiftskirche in Jechaburg, ausgestellte Urkunde zu erkennen giebt, wobei der Schloßcaplan und die dasigen Burgmänner Zeugen waren. (Würdtwein dipl. Jechab. p. 124). Er starb gegen das Jahr 1320.

Lohra hatte nun mit Hohenstein (s. dies. Art.), zu dem es fortan gehörte, ziemlich gleiches Schicksal. Die Grafen von Hohenstein, Heinrich IV. und Dietrich VI. theilten sich nach dem Jahre 1330 so in die Grafschaft, daß Heinrich den Theil am Harze, nebst den Herrschaften Lohra und Clettenberg erhielt, Dietrich aber den Theil in der goldenen Aue, und ein Stück des Harzwaldes.

Im Jahre 1370 wurde eine neue Erbtheilung gemacht, und es entstanden nun die beiden Hauptlinien Lohra und Clettenberg und Heringen-Kelbra. Lohra und Clettenberg fielen Heinrich VIII. mit der rothen Platte zu. Anfangs residirte er auf Lohra, nachher auf Clettenberg, und führte so wie auch alle seine Nachkommen den Titel „Graf von Hohenstein, Herr zu Lohra und Clettenberg." Die Geschichte dieser Familie ist unter „Clettenberg" zu suchen, hier soll nur erwähnt werden, was auf Lohra Bezug hat.

Als die verbrüderten Grafen von Stollberg, Hohenstein und Schwarzburg im Jahre 1437 mit dem Bischofe Burkhard von Halberstadt in Fehde lagen, und der Bischof zwischen Heringen und Stollberg gänzlich geschlagen wurde, saßen viele der dort Gefangenen in den Kellern unsrer Veste. — Ernst IV. residirte hier. — Johann IV. der dem Herzoge Georg von Sachsen in Friesland diente, und bei der Belagerung der Stadt Gröningen von einem vergifteten Pfeile getroffen worden war, wurde krank nach Lohra gebracht, wo er den 19. Dec. 1514 starb. — Volkmar Wolfgang, geboren 1512, berühmt wegen seiner Fertigkeit in der französischen Sprache, die damals noch nicht so allgemein war als jetzt, da man zu jener Zeit mehr den Spaniern, als den Franzosen nachahmte, war der erste Graf von Hohenstein, der mit der Herrschaft Lohra von Halberstadt beliehen

---

*) S. die Artikel Rotenburg und Beichlingen.

wurde.*) Der letzte Hohensteiner, Graf Ernst VII. hielt sich gern zu Lohra auf, wo ihm fast alle seine Kinder starben, und wo ihn selbst die Krankheit welche seinen Tod herbeiführte überfiel.

Von der Erbverbrüderung welche die drei Grafen von Hohenstein, Stollberg und Schwarzburg unter einander geschlossen, ist schon anderwärts die Rede gewesen. Lohra gehörte mit in diese Verbrüderung, die von allen Herzögen in Sachsen, von Wilhelm (1461) bis auf Churfürst August (1573) bestätigt wurde. August vertauschte in diesem Jahre die Herrschaft Lohra mit allen Pertinenzien an das Domcapitel zu Halberstadt für andere mannsfeldsche Güter, doch aber mit dem Vorbehalt, daß dieser Tausch den verbrüderten Grafen nicht nachtheilig sein sollte, vielmehr sollte das Domcapitel dahin sehen, daß die folgenden Bischöfe die Grafen damit beliehen. Dennoch gab der Bischof von Halberstadt Heinrich Julius seinem Vater, dem Herzoge Julius von Braunschweig, schon im J. 1583 die Anwartschaft auf Lohra und Clettenberg, nebst der Vogtei über Walkenried. Als nun Ernst VII. am 8. Juli 1593 ohne Kinder starb, so ließ Heinrich Julius die Grafschaft schon am dritten Tage durch den Canzler Jagemann und andere Räthe in Besitz nehmen. Zugleich kam Wolfgang von Honsberg mit, der die Schlösser Lohra und Clettenberg mit gewaffneter Hand einnahm, die Leute der Grafen vertrieb und diejenigen, welche sich widersetzt hatten, gefangen nach Braunschweig führen ließ.**) Der Successionsstreit welcher nun entstand,

*) Lohra war Anfangs ein altes halberstädtisches Lehen. In der Theilung zu Ravenna, zwischen dem halberstädter Bischof Hildiward und dem Erzbischof Hatto von Magdeburg, im J. 961, scheint die Herrschaft Lohra an das Erzstift Magdeburg gekommen zu sein. Als im Anfange des 16. Jahrhunderts Deutschland in zehn Kreise getheilt wurde, fiel Lohra sammt Clettenberg an Obersachsen, das eigentliche Hohenstein als braunschweigisches Lehen an Niedersachsen. — Unter Churfürst August hatten die Grafen von Mannsfeld eine so große Schuldenlast auf sich geladen, daß die Gläubiger anfingen einen Theil nach dem andern an sich zu reißen. Dies bewog die Lehensherren, Chursachsen, Magdeburg und Halberstadt, diese Güter in Sequestration zu nehmen, was nachher auch auf die übrigen Güter ausgedehnt wurde, und welche Sequestration bis zum Jahre 1780 gedauert hat, wo das gräflich mannsfeld'sche Haus ganz ausstarb. Weil aber unter den verschiedenen Lehensherren wegen Vermengung der Lehensstücken öfters Irrungen vorgefallen waren, so bewog dies den Churfürsten August, mit dem Domcapitel in Halberstadt den sogenannten halberstädt'schen Permutationsreceß, den 26. October 1573 zu schließen, in welchem er seine Lehensherrlichkeit an die Herrschaft Lohra und den dazu gehörigen Städten Ellrich und Bleicherode, nebst der Schutzvogtei über Walkenried an das Bisthum Halberstadt abtrat, und dafür die halberstädt'sche Lehensherrlichkeit an Eisleben, Hettstedt, Bolleben, Wimmelburg u. a. Stücken, welche die Grafen von Mannsfeld zu Lehen erhalten hatten, mit aller landesfürstlichen Hoheit erhielt. Dieser Tauschtractat erhielt 1574 die kaiserliche Bestätigung, womit aber die verbrüderten Grafen gar nicht zufrieden waren.

**) Dieser Honsberg starb auch auf Lohra, am 10. Nov. 1594, und wurde zu Bleicherode begraben.

ist bereits (unter: Hohenstein) erzählt. Da in dem Tausche zwischen Sachsen und Halberstadt nur die Landes- und Lehenshoheit verwechselt war, so wurde den Grafen die Belehnung widerrechtlich vorenthalten, denn es war eine offenbare Unwahrheit, wenn Halberstadt behauptete, daß weder Kaiser noch Reich jemals in die Erbverbrüderung gewilligt hätten. Die Grafen klagten, und erhielten am 8. Februar 1605 den Bescheid, daß sie in die ihnen genommenen Güter wieder eingesetzt werden sollten.*) Da Heinrich Julius dem ungeachtet die Länder nicht herausgab, so wurde weiter geklagt; noch vor Beendigung des Streites starb er aber zu Prag. Der dreißigjährige Krieg brach an, und da man die Grafschaft als ein Land betrachtete, dessen Herren ungewiß seien, so wurde sie arg mitgenommen. Tilly ließ 1625 das Schloß Lohra in Besitz nehmen, befestigte es und legte Truppen hinein, die so zügellos und ausschweifend lebten, als man es sich kaum zu denken vermag. Die umliegenden Ortschaften wußten nicht mehr, auf welche Weise sie die gemachten Forderungen befriedigen sollten. In so guten Vertheidigungsstand Tilly das Schloß gesetzt hatte, so übel zugerichtet verließ er es, denn als er abzog, ließ er nicht nur die neu errichteten Befestigungswerke, sondern auch die alten Schloßmauern zerstören, so daß nach seinem Abzuge die Burg völlig einer Ruine glich. — Nach Tilly kamen ein Cavallerieregiment, unter Oberst du Vuer, und zwei Regimenter Fußvolk von der Wallenstein'schen Armee, von Halberstadt aus durch Stollberg in die Grafschaft, besetzten unter andern auch Lohra, und lagen darin vom 5. October bis zum 5. December. Kaiser Ferdinand II. gab ohne Weiteres die Grafschaft dem Grafen Christoph Simon von Thun 60,000 Gulden wiederkäuflich. Wallenstein nahm sie in Besitz. David Becker, Freiherr von der Ehre, versammelte die Landstände zu Bleicherode, und machte ihnen den Willen des Kaisers bekannt. Thun schickte darauf den Paul Path von Rieteburg als Administrator in die Grafschaft und es blieb so bis zum Jahre 1631, wo Gustav Adolf die Schlacht bei Leipzig gewann, und die Kaiserlichen eilig die Grafschaft verließen. Nun bot Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig den Grafen einen Vergleich an, und zwar der Art, daß er die Aemter Lohra, Dietenborn und die Stadt Bleicherode mit allen Zubehörungen den Grafen von Stollberg und Schwarzburg abtrat. Die Grafen erhielten nun die Güter als ein Afterlehn von Braunschweig-Wolfenbüttel. Bei der Uebergabe der Aemter Lohra und Dietenborn wurden den Prälaten,

*) Der Gegenstand, um den es sich hier handelte, war gar nicht unbedeutend, denn die Herrschaft Lohra bestand, wie man aus einem Schreiben vom Jahre 1593 sieht (cf. Leuckf. Antiqq. Walkenr. II. p. 44) aus folgenden Stücken: Schloß und Amt Lohra, Pennigen, Wolffingerode, Selstedt, obern und niedern Gebra, Klein- und Großwenden, Münchenlohra und Dietenborn. Haintode unter der Webelsburg, Kleinfurre, Nurleben, Wollersleben, Rohra, Marbich, Kinderode, Bustleben, Ober- und Mittelrotsleben (Ober- und Mitteldorf), Elende, Lipprechterode, Kleinbodungen, Buhla, die Hasenburg, Ascherode, Groß- und Kleinberndten, den Städten Ellrich und Bleicherode u. s. w.

Rittern, Ständen und Unterthanen ihre habenden und hergebrachten Rechte und Freiheiten vorbehalten, und die Grafen versprachen, sie bei dem „was rechtmäßig hergebracht und beweislich verschrieben wäre“ zu schützen, und Niemanden zu beschweren. Auch versprachen sie, in diesem ihrem Antheile eine besondere Regierung zu halten, und sie so einzurichten, „daß die Stände und Unterthanen sich an dieselbe halten, und nicht außerhalb dieser Herrschaft die Justiz suchen müßten.“ Sie legten auch zu Bleicherode eine Canzlei an, ließen sich den 2. April 1634 im Lohraischen Antheil huldigen, und sahen froh der Zukunft entgegen, da ihnen versprochen war, daß sie, so wie die wolfenbüttelsche Linie ausstürbe, auch die Herrschaft Clettenberg erhalten sollten. Das Glück schien ihnen zu lächeln, denn schon den 11. April starb Friedrich Ulrich an den Folgen eines Sturzes vom Rosse. Die Grafen waren bereits ganz erfreut, als plötzlich Halberstadt nicht nur Clettenberg, sondern auch Lohra einzog. Die Wiedereinnahme geschah den 30. April durch den Grafen Johann Richard von Metternich, des hohen Domstifts zu Mainz Propst, und Vicar zu Halberstadt, der zu dieser Unternehmung den Obersten Philipp Christoph von Gratsch, vom Chor des schwedischen Statthaltern in Halberstadt, Ludwigs von Anhalt, gebrauchte. Dieser Gratsch besetzte die beiden Schlösser Lohra und Clettenberg mit Soldaten, vertrieb die gräflichen Diener mit Zurücklassung ihres Vermögens, ja, er bemächtigte sich Alles dessen, was die Grafen an Getreide und Vieh u. s. w. hatten dahin bringen lassen. Gegen dies ganz widerrechtliche Verfahren klagten die Grafen beim Kaiser und bei den damals in Regensburg versammelten Reichsfürsten. Metternich wurde aufgefordert sich zu rechtfertigen. Die Gründe welche er vorbrachte, waren natürlich ganz seicht, allein da die Schweden bei Nördlingen geschlagen waren, und die Kriegsscenen sich geändert hatten, blieb die Sache liegen, und die Grafschaft wurde zu den Tafelgütern des Bischofs Leopold Wilhelm gezogen. — Da im Westphälischen Frieden (1648) Brandenburg Vorpommern an die Schweden abtreten mußte, erhielt es zur Entschädigung unter andern Länderstücken auch das Bisthum Halberstadt, und damit zugleich Lohra und Clettenberg. Im 11. Artikel des osnabrück'schen Friedens heißt es: „Da die Grafschaft Hohenstein dem Theile nach, der ein Lehn des Bisthums Halberstadt ist, und in zwei Dynastieen oder Präfecturen, Lohra und Clettenberg besteht, nebst einigen Städtchen mit dahin gehörigen Gütern und Rechten, nach des letztverstorbenen Grafen dieser Familie jenem Bisthum zugewandt, und von dem Erzherzoge Leopold Wilhelm, als Bischof von Halberstadt, bisher besessen; so soll diese Grafschaft fernerhin bei diesem Bisthum bleiben, unwiderruflich, so, daß dem Churfürsten von Brandenburg, als nunmehr erblichen Besitzer des Bisthums Halberstadt, freie Gewalt zustehen soll, über gedachte Grafschaft zu disponiren; — Niemandes Widerspruch oder Widerstand soll die geringste Geltung haben!“ — Daß den Grafen glänzende Versprechungen, die aber nie gehalten worden sind, gemacht wurden, ist unter Hohenstein und Clettenberg bereits erzählt.

Der Churfürst von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, war also der neue Herr von Lohra und Clettenberg nebst den Städten Ellrich, Bleicherode, Sachsa und Benneckenstein. Den 4. Juni 1650 kamen die brandenburg'schen Bevollmächtigten, der Freiherr Johann Friedrich von Blumenthal und Johann Christoph von Burgsdorff in die Grafschaft um den Unterthanen den Erbhuldigungseid für den neuen Landesherrn abzunehmen. Sie errichteten zu Buhla unter der Hasenburg, auf dem Rittersitze der Herren von Berlepsch, mit den Ständen einen förmlichen Receß, worin diesen ihre Freiheiten und Privilegien bestätigt wurden. Die churfürstliche Ratification erfolgte fünf Wochen später. —

Wie Lohra und Clettenberg auf einige Zeit an die Grafen von Witgenstein, und von diesen wieder an Preußen gekommen, ist (unter Clettenberg) schon erzählt. Es muß hier aber noch nachträglich gesagt werden, daß die Grafen von Witgenstein wohl nicht unrecht hatten, wenn sie dem Churfürsten sagten: Lohra und Clettenberg brächten sehr wenig ein; denn vielen Nutzen zogen sie wahrscheinlich nicht, da fast auf allen Domainen bedeutende Schulden hafteten, und z. B. der fürstl. braunschweig-lüneburgische Statthalter auf Wedderstedt und Schmatzfelde, Hildebrand Christoph von Hardenberg, das gräfliche Amt Lohra inne hatte und 1679 seine Beamten darauf setzte. Im Jahr 1691 besaßen es Gustav Adolf von Hardenberg und dessen Brüder. Nach den Witgensteinen ist Lohra eine Domaine geworden und ist es noch heute.

Im Jahre 1722 kam König Friedrich Wilhelm in Gesellschaft des Fürsten Leopold von Dessau, über Benneckenstein in die Grafschaft. Das Mittagsmahl nahm er in Wosleben ein; Abends kam er auf Lohra an, wo er die Nacht über blieb. Der damalige Amtmann Hofmann auf Lohra, über den unzählige Beschwerden eingelaufen waren, wurde mitgenommen, und ist nie wieder zurückgekehrt.

Im Jahre 1766 erhielt Lohra ordentliche Justizbeamte. Vorher wählten die adeligen Gerichtsherrn ihre Gerichtshalter selbst, und die Amtleute hatten dieses Recht auch. Das Lohraische Justizamt umfaßte Lohra, Münchenlohra und Nohra. Dieses erhielt mit dem Prädicat eines Commissionsrathes, der nachmalige Kriegsrath zu Ellrich, Stockelmann, dem Mehler, Billig u. A. folgten.

Ehe wir die alte Burg verlassen, auf der sonst mächtige Grafen gehaust, werfen wir noch einen Blick auf die köstliche, vor uns ausgebreitete Gegend, und erwähnen bei ihrer Betrachtung noch einer Naturmerkwürdigkeit.

Zwischen Lohra und Elende liegt ein kalkartiger Berg, der nur so viel Erde über sich hat, als zum Ackerbau erforderlich ist, und die Gegend jenseit dieses Berges nach Mitteldorf zu, ist wiesen- und wasserreich. Dieser Berg sinkt nach genauen Beobachtungen, und wie auch der Oberprediger Schmaling angemerkt hat, von Jahr zu Jahr. Um 1770 konnte man von Lohra her nur die Spitze des Kirchthums von Elende sehen, jetzt siehet man von daher schon das

ganze Dorf. Auch steht der Berg zwischen Elende und Nohra. Münchenlohra gegenüber und zu Pustleben hat man um das genannte Jahr nie die Thurmspitze von Münchenlohra sehen können, wie es jetzt der Fall ist.

Wir wenden uns nun von dem alten Schlosse rechts, und wandern auf einer Trift, zur rechten den Wald, zur Linken die auf dem Plateau des Gebirgs liegende, zur Domaine Lohra gehörige Länderei. Nach kurzer Zeit umfängt uns von beiden Seiten der Wald, durch den ein breiter Weg gehauen ist. Unter dem kühlen Laubdache schöner Buchen läßt es sich herrlich wandern; aber der Weg scheint kein Ende zu nehmen, und wir freuen uns, wenn wir plötzlich auf einen freien Platz gelangen, und

das Forsthaus Lohra

vor uns erblicken, die Wohnung eines Oberförsters, der 3000 Morgen königliche, und 2000 Morgen Gemeindewaldung zu beaufsichtigen hat. Romantisch gestimmten Seelen wird die Lage dieses Hauses ungemein gefallen, und in der That ist sie ganz so, wie Dichter einsame, im Walde gelegene Häuser zu schildern pflegen. Weit und breit ist kein anderes Gebäude zu finden, — ringsum nichts wie dichter Wald, in dem eine heilige Stille herrscht, die nur durch das Säuseln des Laubes, das Sumsen der Bienen und die Stimmen der Waldvögel unterbrochen wird. — Im Sommer mag es sich in dieser schattenreichen Einsamkeit, in dieser friedlich schönen Natur recht idyllisch wohnen, aber im Winter, wo man abgeschnitten ist von der Gesellschaft der Menschen, wo die Pfade verschneit sind, der Sturm heulend durch den Wald geht, die Bäume krachend zusammen schlagen und der Schnee gegen die Fenster fliegt, muß es gar traurig sein in dem öden Walde. Der Platz ist außerdem merkwürdig. Hier lag in alten Tagen eine Stadt, Brücken genannt, die aber gänzlich verschwunden ist, obgleich man auf dem Rasen die Lage einzelner Häuser, ja die Richtung der Straßen erkennen kann. Auf derselben Stelle aber, wo das Forsthaus steht, ragte das Schloß der Stadt empor, welches dem Zwecke gemäß, den es haben sollte, den Namen „Schirmer" führte, aber bei der Zerstörung der Stadt mit untergegangen ist. Als man das Forsthaus erbaute, fand man in Stein gehauene Brunnen, und beim Graben der Keller Todtengebeine in Menge. Hin und wieder sind auch in neuerer Zeit Münzen gefunden worden, von denen einige viereckig waren.

Wir schreiten wieder in den Wald, gelangen nach kurzer Wanderung auf einen Rasenweg, den einzelne alte Eichen schmücken, und den wir verfolgen bis er sich in's Thal hinabsenkt. Hier ist das Ziel unseres Marsches.

Die Gegend in der wir uns jetzt befinden, und die noch keine Feder geschildert hat, ist überaus anmuthig und interessant, obgleich sie von Fremden fast gar nicht besucht wird. Hier liegt die alte

Ueber die Erbauung des Schlosses Lohra läßt sich nichts Bestimmtes angeben. Vielleicht hat es Heinrich der Finkler gegen die Ungarn erbaut, vielleicht auch erst Heinrich IV. Dann würde das Ende des 11. Jahrhunderts die Zeit seiner Entstehung sein. Eine starke Veste war Lohra gewiß, dafür bürgt Lage und Ruine. Möglich ist es auch, daß es Ludwig, Urenkel Ludwig des Bärtigen erbaut oder wenigstens erneuert hat. Johann Bange (thüring. Chr. p. 44) sagt: Ludwig des Springer's Schwester, Jutta, habe mit ihrem Gemahle Ludwig von Linderbeck und Bielstein einen Sohn, Beringer, erzeugt. Dieser habe drei Söhne hinterlassen. Der eine, Ludwig, bauete Lohra u. s. w. — Es waren also die Herren von Lohra eine Nebenlinie der Herren von Bielstein.

Gewiß ist, daß Ludwig der erste bekannte Besitzer ist, aus welchem Hause er aber eigentlich herstammte, ist noch immer nicht bis zur Gewißheit erwiesen. Gebhardi (s. hist. genealog. Abh. III. p. 120) macht ihn, wie Bange, zum Sohne des Grafen Beringer von Bielstein und Linderbeck. Andere (z. B. Wedekind) eignen dem Beringer, Herrn von Sangerhausen nur Einen Sohn, Conrad, Herrn von Hohenstein zu, (+ 1145) und eine Tochter Reinwig. Daß er übrigens zu dem Geschlechte der Landgrafen von Thüringen gehört habe, scheint aus dem Grunde wahrscheinlich, daß er, sein Sohn und einer von seinen Enkeln den Namen „Ludwig," und ihre Brüder den Namen „Beringer" geführt haben, die jenen eigen waren. Noch schwerer ist zu bestimmen, wie und durch wen Ludwig Lohra erhalten habe, weil mit ihm aus dem Nordheim'schen Hause, welchem die Herrschaft Lohra angehörte, die Erbin Gertrud, ihre Tochter Richenza, und ihres Mannes Brudersſohn, Siegfried von Bömeneburg noch lebten. Vielleicht haben die Nordheimer nur einen Theil von der gedachten Herrschaft besessen, und der andere mit dem Schlosse Lohra, hat den Vorfahren des Grafen Ludwig gehört.

Eckstorm (Chron. Walkenr. p. 18) und Paul Jovius melden von Ludwig: er sei einer von den Hochzeitsgästen zu Nordheim gewesen, als sich Herzog Lothar von Sachsen mit der Gräfin Richenza (im Jahr 1100) vermählte. In Urkunden erscheint er zum ersten Male im Jahre 1123 zu Erfurt als Zeuge unter andern thüringischen Grafen, als Adelogus, Domherr zu Magdeburg, dem Kloster Bursfelde seinen Hof in Alboldérode, und sein Eigenthum in Rickarderingerode und Benigehausen um 102 Talente am 24. Junius verkaufte. (cf. Scheid. Mont. document. p. 306). Zum zweitem Male war er zu Erfurt bei der Uebergabe des Klosters Gerode an den Erzbischof Adelbert von Mainz im Jahre 1124 gegenwärtig. (Guden. cod. diplom. I. p. 63). Nach zwei Jahren zog er mit dem neuen Kaiser Lothar nach Böhmen, und wurde in dem Kriege, welchen Markgraf Otto von Mähren mit dem Herzoge Sobieslaus führte, im Jahre 1126 erschlagen. (Paul Jov. p. 142. Eckst. l. c.)

Ludwig hinterließ einen Sohn, auch Ludwig genannt, und eine Tochter, Adelheid, die als Stifterin des berühmten Klosters Walkenried ihren Namen sattsam verewigt hat. (S. den Art. Walkenried)

(cf. Eckst. Chron. Walkenr. p. 39). Ludwig, des vorigen Sohn, tritt in Urkunden bis in's Jahr 1162 mehrmals auf, z. B. im Jahr 1133 in einer Urkunde des Abtes Berchtochus von Fuld, welcher damals das Dorf Gosselborn an das Kloster Paulinzelle vertauschte. (Lindner's Analect. Paulino-Cellens. I. p. 5) Im Jahre 1139 begleitete er den Kaiser Conrad, als dieser mit vielen geistlichen und weltlichen Fürsten einen Zug gegen die Sachsen machten, um den neuen Herzog Albert, Markgrafen von Brandenburg, wider den abgesetzten Heinrich den Großmüthigen zu unterstützen, und bis Hersfeld vorgerückt war. (Grashof origin. Mühlhus. Append. docum. N. II.) In demselben Hersfeld wohnte Ludwig im Jahre 1144 der feierlichen Einweihung der dasigen Kirche bei (Guden. I. p. 157) und im Jahre 1150 befand er sich zu Erfurt bei dem Erzbischofe Heinrich (ib. p. 196). Das Kloster Georgenthal beschenkte er zwei Jahre später (1152) mit einigen Gütern zu Mölburg und Siebeleben, oder traf vielmehr einen Tausch mit demselben. (Hoche's Gesch. d. Gfschfft. Hohenstein p. 101.) Auch erschien er 1154 im thüringischen Landgericht zu Mittelhausen, wo dem Abt von Gerode, Eberhard, das ihm von Günzelin Grosus verkaufte Gut Brustede öffentlich übergeben wurde. Desgleichen bezeugte er 1162 die Stiftung des Klosters von dem Grafen Ernst von Tonna. Dieses Mal hatte er seine beiden Söhne Beringer und Ludwig bei sich. Etwas Weiteres kommt von ihm nicht vor.

Die nach dem Vater regierenden Söhne Beringer und Ludwig, fanden sich 1184 auf einem Landtage zu Erfurt ein (Hoche l. l. 101) und 1188 zu Allstedt, wohin Kaiser Friedrich I. verschiedene Bischöfe und Grafen berufen hatte (ib.). Ludwig allein erschien wieder zu Erfurt 1193 (Guden. I. p 325) und 1197 bei einer Tagleistung zu Naumburg, wo der Bischof Berthold den Kauf gewisser Güter in Merbich, Nora, Heinrode und Magedon an das Kloster Walkenried bestätigte. (Prig. guelf. III. p. 563.) Dieses Wenige ist Alles, was von den beiden Brüdern aufzufinden ist. Eckstrom erwähnt zwar beim Jahr 1221 einen Grafen Beringer von Lohra, als Gutthäter des Klosters Walkenried;*) er ist aber wahrscheinlich nicht der vorige, welcher die Stiftung des Klosters Reifenstein (1162) mit bezeugt hat, sondern dessen, oder des Bruders Ludwig Sohn gewesen.

Nebst diesem Beringer stellen einige neuere Schriftsteller, ohne ihre Gewährsmänner anzugeben, noch einen Grafen Ludwig von Lohra auf, den sie im Jahr 1227 nach Palästina ziehen, und dort sterben lassen.**) Dies Vorgeben kommt aber sehr bedenklich vor, weil unter

*) Beringer, Comes de Lora, monasterio dedit quatuor sexagenas avenae annui reditus in Solstedt. Anno Christi 1221. Eckts Chron. Walkenr. p. 86.

**) Sein Sohn der auch Ludwig hieß, zog 1227 mit dem Kreuz nach Palästina, woher er nie wieder zurückgekommen ist. Hoche Gesch. d. Gfschfft. Hohenstein p. 101. Schmaling's Hohenst. p. 274).

den thüringischen Grafen, die damals im Gefolge des Landgrafen Ludwig IV. waren, als: Günther von Käfernburg, Burchard von Brandenberg, Meinhard von Mölburg, Heinrich von Stollberg und Ludwig von Schwarzburg, kein Ludwig von Lohra zu finden ist. (Sagittar. thür. Gesch. ad annum 1227). Aus unserer Nachbarschaft werden: Rudolf von Bültzingslöwen, Dietrich von Seebach und Friedrich von Treffurt aus dem Adel namhaft gemacht; warum wollte man Ludwig allein ausgelassen haben?

Eben so wenig kann man einen Albert von Lohra als letztes Stammglied annehmen, ob er gleich in der Hofmann'schen Stammtafel der Grafen von Beichlingen dafür ausgegeben wird,*) denn sie ist voller Fehler und stimmt mit den Leuckfeld'schen Genealogien der Grafen von Beichlingen, Rotenburger und Beichlinger Linie, die sich doch auf Urkunden gründen, gar nicht überein. (Leuckf. v. d. Beichl. Grafen p. 83 und 108). Hofmanns Fehler hat Scheid, da er dessen Stammtafel in die Geschichte der Welfen einrückte, selbst eingesehen und sie zu berichtigen versprochen; dennoch hat er in einem andern spätern Werke von 1757 den Grafen Albert beibehalten und behauptet: er habe bis zur Mitte des dreizehnten Jahrhunderts gelebt. (S. dessen Einleitg. in d. Braunschw. Lüneb. Staatsrecht p. 186). Es soll aber gleich bewiesen werden, daß der letzte Graf von Lohra, wie er auch immer geheißen haben mag, schon vor dem Jahre 1234 gestorben war.

Nach Elöschung des gräflichen Geschlechts von Lohra**), fiel diese Herrschaft den Grafen von Beichlingen zu, es sei nun aus naher Verwandtschaft, Verschwägerung oder aus einer andern Ursache geschehen. Damals lebten zwei Brüder, Dietrich und Friedrich III. Ihr Vater Friedrich II. war schon 1219 oder noch früher gestorben, wovon uns eine Urkunde überzeugt, worin er dem Stifte Vessera, in der Grafschaft Henneberg, ein Gut in Ettileiben bei Frankenhausen geschenkt hatte. Der erste Bruder, Dietrich, scheint keinen Antheil an der Erbschaft gehabt zu haben, wahrscheinlich aus dem Grunde, weil er in einen geistlichen Ritterorden getreten war. Daß Friedrich im Jahre 1234 bereits die Herrschaft Lohra angetreten hatte, beweist eine im Kloster Gerode aufgefundene Urkunde, in welcher er als „Graf von Lohra" unter den Zeugen aufgeführt wird, daß Graf Ernst von Gleichen seine gandersheim'schen Lehen von der Aebtissin Bertha II. (reg. 1223—51) empfing. Dies ist das erste und einzige Mal,

*) Friedericus junior, mortuo Alberto, ultimo Comite in Lare, comitatum hunc acquisivit. Orig. Guelf. IV. p. 536.

**) Das Wappen der Grafen von Lohra war ein Bret- oder Schachspiel von zwölf Feldern, roth und weiß abwechselnd, und darüber ein Hirschgeweih, dessen eine Stange weiß, die andere roth ist. — Ein alter Mann, den ich im Walde bei Lohra traf, erzählte mir darüber: Karl der Große habe die alten Grafen von Lohra zum Christenthume bekehrt, und ihnen dies Wappen gegeben, damit sie sich beim Anblicke der zwölf Felder an die zwölf Jünger Jesu erinnern sollten.

daß er „von Lohra“ genannt wird, vielleicht deswegen, weil jene Urkunde auf seinem Schlosse Lohra, in seiner Gegenwart ausgefertigt wurde; — sonst heißt er immer „von Beichlingen.“ Friedrich hat Lohra bis gegen das Jahr 1253 selbst behalten, welches daraus zu schließen ist, daß, als 1249 die sämmtlichen thüringischen Grafen, und unter diesen auch unser Friedrich, den Markgrafen Heinrich von Meißen für den Landgrafen von Thüringen, und für ihren Herrn schriftlich anerkannten, kein Graf von Lohra darunter zu finden ist. (Tenzel Suppl. II. p. 590 sq.) Hätte Friedrich schon damals seinem ältesten Sohne das Schloß Lohra abgetreten gehabt; so würde dieser unfehlbar sich auch gegen den Markgrafen haben erklären müssen, um so mehr, da es Berthold, ein Sohn des Grafen Günther von Käfernburg, und Heinrich, ein Sohn des Grafen von Hohenstein gethan haben. Hieraus scheint auch zu folgen, daß sein ältester Sohn 1249 noch nicht volljährig war. Erst im Jahre 1251, als der Vater dem Cistercienserkloster in Kelbra die dasige Kirche des heiligen Georg, etliche andere Kirchen, nebst einer Mühle in Ichstedt und einen Wald schenkte, sagte er: Diese Schenkung sei geschehen mit Gunst und Bewilligung seines Sohnes, und sei auch mit dessen Siegel bekräftigt worden. (Heydenreichs schwarzb. Gesch. p. 402.) Von der Einwilligung der übrigen Söhne geschieht hier keine Meldung, ein Zeichen daß sie noch nicht mündig waren. Der Mündige wird 1253 von dem Grafen Heinrich von Gleichen, dessen Schenkung der Peterskirche zu Numburg bei Kelbra an das Kloster Walkenried er bezeugte, als der „junge Graf von Lohra“ angeführt (Leuckf. l. l.). Folglich hatte ihm der Vater dieses Schloß schon eingeräumt. Im J. 1268 verkaufte Friedrich III. dem Kloster Walkenried eine Waldung, Ermena genannt, und das Gut Radveld für 150 Mark fein Silber im Gerichte des Grafen Friedrich von Stollberg; und dieser bezeugte daß der Kauf mit Einwilligung und in Gegenwart der Gräfin Hedwig, gebornen von Rotenburg, des Verkäufers Gemahlin,*) und ihrer Söhne: Friedrich von Lohra, Friedrich und Hermann von Beichlingen, und der Tochter Ermengardis geschehen, und die Uebergabe der Güter erfolget sei. Nach diesem Verkauf lebte Friedrich noch sieben Jahre, und starb am 30. November 1275, wie es seine Grabschrift in der Klosterkirche zu Frankenhausen, wo er begraben liegt, ausweist. (Leuckf. p. 61 u. 117).

Nach dem Tode des Vaters trat Friedrich IV., der zwei und zwanzig Jahre das Schloß Lohra inne gehabt, und während dieser Zeit bald den Titel „Graf von Lohra,“ bald „von Beichlingen“ geführt hatte, seinem Bruder Friedrich V. gedachtes Schloß ab, und theilte mit ihm die väterliche Erbschaft, entweder nach der Anordnung des Vaters, oder nach ihrer eignen Uebereinkunft (Leuckf. p. 63 65). Manches behielten sie gemeinschaftlich. Durch ihre Theilung bildeten

---

*) Diese hat vielleicht ihrem Manne Schloß und Grafschaft Rotenburg zugebracht.

die beiden Brüder, da jeder verheirathet und mit Kindern gesegnet war, zwei Linien, die Rotenburger und die Beichlinger.*) Friedrich V. ward vom Landgrafen Albrecht mit der Jagd bei seinem Wohnsitze „von der Wibelsburg bis Walungisberg" belehnt (Leuckf. 77). — Von seinen Kindern hätte Friedrich VI. Lohra erhalten sollen, allein er starb bald, und da ein Bruder, Conrad, in den Krieg gezogen, der andere, Günzel, Domherr zu Halberstadt war, fiel das Land an dessen Bruder, Heinrich I. In Folge der schon (unter dem Art. Bodenstein) erwähnten Fehde mit dem Abte von Fulda, Heinrich von Wildenau, sah er sich genöthigt, seinen Antheil an Lohra an den Grafen Heinrich IV. von Hohenstein zu verkaufen. (Leuckf. p. 86. Heydenreich v. den Gfn. Hohenstein p. 7). Im Jahre 1307 bewohnte er noch das Schloß Lohra, wie die von ihm am 19. Nov. des gedachten Jahres über die Abtretung seines Rechtes an der Mühle zu Winkel, zu Gunsten der Stiftskirche in Jechaburg, ausgestellte Urkunde zu erkennen giebt, wobei der Schloßcaplan und die dasigen Burgmänner Zeugen waren. (Würdtwein dipl. Jechab. p. 124). Er starb gegen das Jahr 1320.

Lohra hatte nun mit Hohenstein (s. dies. Art.), zu dem es fortan gehörte, ziemlich gleiches Schicksal. Die Grafen von Hohenstein, Heinrich IV. und Dietrich VI. theilten sich nach dem Jahre 1330 so in die Grafschaft, daß Heinrich den Theil am Harze, nebst den Herrschaften Lohra und Clettenberg erhielt, Dietrich aber den Theil in der goldenen Aue, und ein Stück des Harzwaldes.

Im Jahre 1370 wurde eine neue Erbtheilung gemacht, und es entstanden nun die beiden Hauptlinien Lohra und Clettenberg und Heringen=Kelbra. Lohra und Clettenberg fielen Heinrich VIII. mit der rothen Platte zu. Anfangs residirte er auf Lohra, nachher auf Clettenberg, und führte so wie auch alle seine Nachkommen den Titel „Graf von Hohenstein, Herr zu Lohra und Clettenberg." Die Geschichte dieser Familie ist unter „Clettenberg" zu suchen, hier soll nur erwähnt werden, was auf Lohra Bezug hat.

Als die verbrüderten Grafen von Stollberg, Hohenstein und Schwarzburg im Jahre 1437 mit dem Bischofe Burkhard von Halberstadt in Fehde lagen, und der Bischof zwischen Heringen und Stollberg gänzlich geschlagen wurde, saßen viele der dort Gefangenen in den Kellern unsrer Veste. — Ernst IV. residirte hier. — Johann IV. der dem Herzoge Georg von Sachsen in Friesland diente, und bei der Belagerung der Stadt Gröningen von einem vergifteten Pfeile getroffen worden war, wurde krank nach Lohra gebracht, wo er den 19. Dec. 1514 starb. — Volkmar Wolfgang, geboren 1512, berühmt wegen seiner Fertigkeit in der französischen Sprache, die damals noch nicht so allgemein war als jetzt, da man zu jener Zeit mehr den Spaniern, als den Franzosen nachahmte, war der erste Graf von Hohenstein, der mit der Herrschaft Lohra von Halberstadt beliehen

---

*) S. die Artikel Rotenburg und Beichlingen.

wurde.*) Der letzte Hohensteiner, Graf Ernst VII. hielt sich gern zu Lohra auf, wo ihm fast alle seine Kinder starben, und wo ihn selbst die Krankheit welche seinen Tod herbeiführte überfiel.

Von der Erbverbrüderung welche die drei Grafen von Hohenstein, Stollberg und Schwarzburg unter einander geschlossen, ist schon anderwärts die Rede gewesen. Lohra gehörte mit in diese Verbrüderung, die von allen Herzögen in Sachsen, von Wilhelm (1461) bis auf Churfürst August (1573) bestätigt wurde. August vertauschte in diesem Jahre die Herrschaft Lohra mit allen Pertinenzien an das Domcapitel zu Halberstadt für andere mannsfeldsche Güter, doch aber mit dem Vorbehalt, daß dieser Tausch den verbrüderten Grafen nicht nachtheilig sein sollte, vielmehr sollte das Domcapitel dahin sehen, daß die folgenden Bischöfe die Grafen damit beliehen. Dennoch gab der Bischof von Halberstadt Heinrich Julius seinem Vater, dem Herzoge Julius von Braunschweig, schon im J. 1583 die Anwartschaft auf Lohra und Clettenberg, nebst der Vogtei über Walkenried. Als nun Ernst VII. am 8. Juli 1593 ohne Kinder starb, so ließ Heinrich Julius die Grafschaft schon am dritten Tage durch den Canzler Jagemann und andere Räthe in Besitz nehmen. Zugleich kam Wolfgang von Honsberg mit, der die Schlösser Lohra und Clettenberg mit gewaffneter Hand einnahm, die Leute der Grafen vertrieb und diejenigen, welche sich widersetzt hatten, gefangen nach Braunschweig führen ließ.**) Der Successionsstreit welcher nun entstand,

*) Lohra war Anfangs ein altes halberstädtisches Lehen. In der Theilung zu Ravenna, zwischen dem halberstädter Bischof Hildiward und dem Erzbischof Hatto von Magdeburg, im J. 961, scheint die Herrschaft Lohra an das Erzstift Magdeburg gekommen zu sein. Als im Anfange des 16. Jahrhunderts Deutschland in zehn Kreise getheilt wurde, fiel Lohra sammt Clettenberg an Obersachsen, das eigentliche Hohenstein als braunschweigisches Lehen an Niedersachsen. — Unter Churfürst August hatten die Grafen von Mannsfeld eine so große Schuldenlast auf sich geladen, daß die Gläubiger anfingen einen Theil nach dem andern an sich zu reißen. Dies bewog die Lehensherren, Chursachsen, Magdeburg und Halberstadt, diese Güter in Sequestration zu nehmen, was nachher auch auf die übrigen Güter ausgedehnt wurde, und welche Sequestration bis zum Jahre 1780 gedauert hat, wo das gräflich mannsfeld'sche Haus ganz ausstarb. Weil aber unter den verschiedenen Lehensherren wegen Vermengung der Lehensstücken öfters Irrungen vorgefallen waren, so bewog dies den Churfürsten August, mit dem Domcapitel in Halberstadt den sogenannten halberstädt'schen Permutationsreceß, den 26. October 1573 zu schließen, in welchem er seine Lehensherrlichkeit an die Herrschaft Lohra und den dazu gehörigen Städten Ellrich und Bleicherode, nebst der Schutzvogtei über Walkenried an das Bisthum Halberstadt abtrat, und dafür die halberstädt'sche Lehensherrlichkeit an Eisleben, Hettstedt, Volleben, Wimmelburg u. a. Stücken, welche die Grafen von Mannsfeld zu Lehen erhalten hatten, mit aller landesfürstlichen Hoheit erhielt. Dieser Tauschtractat erhielt 1574 die kaiserliche Bestätigung, womit aber die verbrüderten Grafen gar nicht zufrieden waren.

**) Dieser Honsberg starb auch auf Lohra, am 10. Nov. 1594, und wurde zu Bleicherode begraben.

ist bereits (unter: Hohenstein) erzählt. Da in dem Tausche zwischen Sachsen und Halberstadt nur die Landes- und Lehenshoheit verwechselt war, so wurde den Grafen die Belehnung widerrechtlich vorenthalten, denn es war eine offenbare Unwahrheit, wenn Halberstadt behauptete, daß weder Kaiser noch Reich jemals in die Erbverbrüderung gewilligt hätten. Die Grafen klagten, und erhielten am 8. Februar 1605 den Bescheid, daß sie in die ihnen genommenen Güter wieder eingesetzt werden sollten.*) Da Heinrich Julius dem ungeachtet die Länder nicht herausgab, so wurde weiter geklagt; noch vor Beendigung des Streites starb er aber zu Prag. Der dreißigjährige Krieg brach an, und da man die Grafschaft als ein Land betrachtete, dessen Herren ungewiß seien, so wurde sie arg mitgenommen. Tilly ließ 1625 das Schloß Lohra in Besitz nehmen, befestigte es und legte Truppen hinein, die so zügellos und ausschweifend lebten, als man es sich kaum zu denken vermag. Die umliegenden Ortschaften wußten nicht mehr, auf welche Weise sie die gemachten Forderungen befriedigen sollten. In so guten Vertheidigungsstand Tilly das Schloß gesetzt hatte, so übel zugerichtet verließ er es, denn als er abzog, ließ er nicht nur die neu errichteten Befestigungswerke, sondern auch die alten Schloßmauern zerstören, so daß nach seinem Abzuge die Burg völlig einer Ruine glich. — Nach Tilly kamen ein Cavallerieregiment, unter Oberst du Vuer, und zwei Regimenter Fußvolk von der Wallenstein'schen Armee, von Halberstadt aus durch Stollberg in die Grafschaft, besetzten unter andern auch Lohra, und lagen darin vom 5. October bis zum 5. December. Kaiser Ferdinand II. gab ohne Weiteres die Grafschaft dem Grafen Christoph Simon von Thun 60,000 Gulden wiederkäuflich. Wallenstein nahm sie in Besitz. David Becker, Freiherr von der Ehre, versammelte die Landstände zu Bleicherode, und machte ihnen den Willen des Kaisers bekannt. Thun schickte darauf den Paul Path von Rieteburg als Administrator in die Grafschaft und es blieb so bis zum Jahre 1631, wo Gustav Adolf die Schlacht bei Leipzig gewann, und die Kaiserlichen eilig die Grafschaft verließen. Nun bot Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig den Grafen einen Vergleich an, und zwar der Art, daß er die Aemter Lohra, Dietenborn und die Stadt Bleicherode mit allen Zubehörungen den Grafen von Stollberg und Schwarzburg abtrat. Die Grafen erhielten nun die Güter als ein Afterlehn von Braunschweig-Wolfenbüttel. Bei der Uebergabe der Aemter Lohra und Dietenborn wurden den Prälaten,

---

*) Der Gegenstand, um den es sich hier handelte, war gar nicht unbedeutend, denn die Herrschaft Lohra bestand, wie man aus einem Schreiben vom Jahre 1593 sieht (cf. Leuckf. Antiqq. Walkenr. II. p. 44) aus folgenden Stücken: Schloß und Amt Lohra, Pennigen, Wolffingerode, Sclstedt, obern und niedern Gebra, Klein- und Großwenden, Münchenlohra und Dietenborn. Haintrode unter der Webelsburg, Kleinfurre, Nüxleben, Wollersleben, Rohra, Marbich, Kinderode, Bustleben, Ober- und Mittelrotsleben (Ober- und Mitteldorf), Elende, Lipprechterode, Kleinbodungen, Buhla, die Hasenburg, Ascherode, Groß- und Kleinberndten, den Städten Ellrich und Bleicherode u. s. w.

Rittern, Ständen und Unterthanen ihre habenden und hergebrachten Rechte und Freiheiten vorbehalten, und die Grafen versprachen, sie bei dem „was rechtmäßig hergebracht und beweislich verschrieben wäre" zu schützen, und Niemanden zu beschweren. Auch versprachen sie, in diesem ihrem Antheile eine besondere Regierung zu halten, und sie so einzurichten, „daß die Stände und Unterthanen sich an dieselbe halten, und nicht außerhalb dieser Herrschaft die Justiz suchen müßten." Sie legten auch zu Bleicherode eine Canzlei an, ließen sich den 2. April 1634 im Lohraischen Antheil huldigen, und sahen froh der Zukunft entgegen, da ihnen versprochen war, daß sie, so wie die wolfenbüttelsche Linie ausstürbe, auch die Herrschaft Clettenberg erhalten sollten. Das Glück schien ihnen zu lächeln, denn schon den 11. April starb Friedrich Ulrich an den Folgen eines Sturzes vom Rosse. Die Grafen waren bereits ganz erfreut, als plötzlich Halberstadt nicht nur Clettenberg, sondern auch Lohra einzog. Die Wiedereinnahme geschah den 30. April durch den Grafen Johann Richard von Metternich, des hohen Domstifts zu Mainz Propst, und Vicar zu Halberstadt, der zu dieser Unternehmung den Obersten Philipp Christoph von Gratsch, vom Chor des schwedischen Statthaltern in Halberstadt, Ludwigs von Anhalt, gebrauchte. Dieser Gratsch besetzte die beiden Schlösser Lohra und Clettenberg mit Soldaten, vertrieb die gräflichen Diener mit Zurücklassung ihres Vermögens, ja, er bemächtigte sich Alles dessen, was die Grafen an Getreide und Vieh u. s. w. hatten dahin bringen lassen. Gegen dies ganz widerrechtliche Verfahren klagten die Grafen beim Kaiser und bei den damals in Regensburg versammelten Reichsfürsten. Metternich wurde aufgefordert sich zu rechtfertigen. Die Gründe welche er vorbrachte, waren natürlich ganz seicht, allein da die Schweden bei Nördlingen geschlagen waren, und die Kriegsscenen sich geändert hatten, blieb die Sache liegen, und die Grafschaft wurde zu den Tafelgütern des Bischofs Leopold Wilhelm gezogen. — Da im Westphälischen Frieden (1648) Brandenburg Vorpommern an die Schweden abtreten mußte, erhielt es zur Entschädigung unter andern Länderstücken auch das Bisthum Halberstadt, und damit zugleich Lohra und Clettenberg. Im 11. Artikel des osnabrück'schen Friedens heißt es: „Da die Grafschaft Hohenstein dem Theile nach, der ein Lehn des Bisthums Halberstadt ist, und in zwei Dynastieen oder Präfecturen, Lohra und Clettenberg besteht, nebst einigen Städtchen mit dahin gehörigen Gütern und Rechten, nach des letztverstorbenen Grafen dieser Familie jenem Bisthum zugewandt, und von dem Erzherzoge Leopold Wilhelm, als Bischof von Halberstadt, bisher besessen; so soll diese Grafschaft fernerhin bei diesem Bisthum bleiben, unwiderruflich, so, daß dem Churfürsten von Brandenburg, als nunmehr erblichen Besitzer des Bisthums Halberstadt, freie Gewalt zustehen soll, über gedachte Grafschaft zu disponiren; — Niemandes Widerspruch oder Widerstand soll die geringste Geltung haben!" — Daß den Grafen glänzende Versprechungen, die aber nie gehalten worden sind, gemacht wurden, ist unter Hohenstein und Clettenberg bereits erzählt.

Der Churfürst von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, war also der neue Herr von Lohra und Klettenberg nebst den Städten Ellrich, Bleicherode, Sachsa und Benneckenstein. Den 4. Juni 1650 kamen die brandenburg'schen Bevollmächtigten, der Freiherr Johann Friedrich von Blumenthal und Johann Christoph von Burgsdorff in die Grafschaft um den Unterthanen den Erbhuldigungseid für den neuen Landesherrn abzunehmen. Sie errichteten zu Buhla unter der Hasenburg, auf dem Rittersitze der Herren von Berlepsch, mit den Ständen einen förmlichen Receß, worin diesen ihre Freiheiten und Privilegien bestätigt wurden. Die churfürstliche Ratification erfolgte fünf Wochen später. —

Wie Lohra und Klettenberg auf einige Zeit an die Grafen von Witgenstein, und von diesen wieder an Preußen gekommen, ist (unter Klettenberg) schon erzählt. Es muß hier aber noch nachträglich gesagt werden, daß die Grafen von Witgenstein wohl nicht unrecht hatten, wenn sie dem Churfürsten sagten: Lohra und Klettenberg brächten sehr wenig ein; denn vielen Nutzen zogen sie wahrscheinlich nicht, da fast auf allen Domainen bedeutende Schulden hafteten, und z. B. der fürstl. braunschweig-lüneburgische Statthalter auf Wedderstedt und Schmatzfelde, Hildebrand Christoph von Hardenberg, das gräfliche Amt Lohra inne hatte und 1679 seine Beamten darauf setzte. Im Jahr 1691 besaßen es Gustav Adolf von Hardenberg und dessen Brüder. Nach den Witgensteinen ist Lohra eine Domaine geworden und ist es noch heute.

Im Jahre 1722 kam König Friedrich Wilhelm in Gesellschaft des Fürsten Leopold von Dessau, über Benneckenstein in die Grafschaft. Das Mittagsmahl nahm er in Wofleben ein; Abends kam er auf Lohra an, wo er die Nacht über blieb. Der damalige Amtmann Hofmann auf Lohra, über den unzählige Beschwerden eingelaufen waren, wurde mitgenommen, und ist nie wieder zurückgekehrt.

Im Jahre 1766 erhielt Lohra ordentliche Justizbeamte. Vorher wählten die adeligen Gerichtsherrn ihre Gerichtshalter selbst, und die Amtleute hatten dieses Recht auch. Das Lohraische Justizamt umfaßte Lohra, Münchenlohra und Nohra. Dieses erhielt mit dem Prädicat eines Commissionsrathes, der nachmalige Kriegsrath zu Ellrich, Stockelmann, dem Mehler, Billig u. A. folgten.

Ehe wir die alte Burg verlassen, auf der sonst mächtige Grafen gehaust, werfen wir noch einen Blick auf die köstliche, vor uns ausgebreitete Gegend, und erwähnen bei ihrer Betrachtung noch einer Naturmerkwürdigkeit.

Zwischen Lohra und Elende liegt ein kalkartiger Berg, der nur so viel Erde über sich hat, als zum Ackerbau erforderlich ist, und die Gegend jenseit dieses Berges nach Mitteldorf zu, ist wiesen- und wasserreich. Dieser Berg sinkt nach genauen Beobachtungen, und wie auch der Oberprediger Schmaling angemerkt hat, von Jahr zu Jahr. Um 1770 konnte man von Lohra her nur die Spitze des Kirchthums von Elende sehen, jetzt siehet man von daher schon das

ganze Dorf. Auch sinkt der Berg zwischen Elende und Nohra. Münchenlohra gegenüber und zu Pustleben hat man um das genannte Jahr nie die Thurmspitze von Münchenlohra sehen können, wie es jetzt der Fall ist.

Wir wenden uns nun von dem alten Schlosse rechts, und wandern auf einer Trift, zur rechten den Wald, zur Linken die auf dem Plateau des Gebirgs liegende, zur Domaine Lohra gehörige Länderei. Nach kurzer Zeit umfängt uns von beiden Seiten der Wald, durch den ein breiter Weg gehauen ist. Unter dem kühlen Laubdache schöner Buchen läßt es sich herrlich wandern; aber der Weg scheint kein Ende zu nehmen, und wir freuen uns, wenn wir plötzlich auf einen freien Platz gelangen, und

das Forsthaus Lohra

vor uns erblicken, die Wohnung eines Oberförsters, der 3000 Morgen königliche, und 2000 Morgen Gemeindewaldung zu beaufsichtigen hat. Romantisch gestimmten Seelen wird die Lage dieses Hauses ungemein gefallen, und in der That ist sie ganz so, wie Dichter einsame, im Walde gelegene Häuser zu schildern pflegen. Weit und breit ist kein anderes Gebäude zu finden, — ringsum nichts wie dichter Wald, in dem eine heilige Stille herrscht, die nur durch das Säuseln des Laubes, das Sumsen der Bienen und die Stimmen der Waldvögel unterbrochen wird. — Im Sommer mag es sich in dieser schattenreichen Einsamkeit, in dieser friedlich schönen Natur recht idyllisch wohnen, aber im Winter, wo man abgeschnitten ist von der Gesellschaft der Menschen, wo die Pfade verschneit sind, der Sturm heulend durch den Wald geht, die Bäume krachend zusammen schlagen und der Schnee gegen die Fenster fliegt, muß es gar traurig sein in dem öden Walde. Der Platz ist außerdem merkwürdig. Hier lag in alten Tagen eine Stadt, Brücken genannt, die aber gänzlich verschwunden ist, obgleich man auf dem Rasen die Lage einzelner Häuser, ja die Richtung der Straßen erkennen kann. Auf derselben Stelle aber, wo das Forsthaus steht, ragte das Schloß der Stadt empor, welches dem Zwecke gemäß, den es haben sollte, den Namen „Schirmer“ führte, aber bei der Zerstörung der Stadt mit untergegangen ist. Als man das Forsthaus erbaute, fand man in Stein gehauene Brunnen, und beim Graben der Keller Todtengebeine in Menge. Hin und wieder sind auch in neuerer Zeit Münzen gefunden worden, von denen einige viereckig waren.

Wir schreiten wieder in den Wald, gelangen nach kurzer Wanderung auf einen Rasenweg, den einzelne alte Eichen schmücken, und den wir verfolgen bis er sich in's Thal hinabsenkt. Hier ist das Ziel unseres Marsches.

Die Gegend in der wir uns jetzt befinden, und die noch keine Feder geschildert hat, ist überaus anmuthig und interessant, obgleich sie von Fremden fast gar nicht besucht wird. Hier liegt die alte

Runenburg, die Helberburg, das Härzunger Feld, — wo ebenfalls eine Stadt gestanden haben soll, — der wilde Friedhof u. s. w., von denen hier aber nicht geredet werden kann, weil wir fürchten müssen, diesem Aufsatze eine allzu weite Ausdehnung zu geben.*) Nur Eine Merkwürdigkeit dieser Gegend wollen wir hier noch erwähnen, weil sie in naher Beziehung zu Lohra steht. Es ist dies

die steinerne Jungfrau.

Das schöne Wiesenthal vor dem wir stehen, und das von hohen, bewaldeten Muschelkalkbergen eingefaßt ist, heißt das Helbethal und wird von der Helbe durchflossen, die aber einen sehr ungleichen Wasserstand hat. Im November oder December fängt sie an, mit vollem Wasser zu fließen, und behält es meistens unausgesetzt bis zum April oder Mai; dann vermindert es sich allmählig, und verschwindet gegen Johanni ganz und gar, so daß die daran liegenden Mühlen gänzlich in Stillstand gerathen. Den schönsten Anblick gewährt die Helbe im Frühjahr, wo sie gewöhnlich dergestalt anschwillt, daß das ganze Thal, welches eine Breite von 100 bis 120 Schritten hat, gänzlich überschwemmt wird, und die bewaldeten Thalabhänge die Ufer bilden. An dem Wege nun, welcher sich von der Höhe, auf der wir stehen, in dieses Thal hinabzieht, steht links ein verwittertes Steinkreuz von eigenthümlicher Form, daß eine Höhe von ungefähr acht Fuß hat, und in der ganzen Umgegend unter dem Namen der steinernen Jungfrau sattsam bekannt ist. — Auf der dem Wege zugewandten Seite enthält dasselbe mehrere Reihen Schrift, die aber leider unleserlich geworden ist, was man um so mehr bedauern muß, da sie ohne Zweifel die Veranlassung zur Errichtung des Denkmals erzählt. Vor einigen funfzig Jahren müssen die Schriftzüge noch ganz gut zu erkennen gewesen sein, und es ist in der That zu verwundern, daß Niemand sie abgeschrieben und uns aufbewahrt hat; denn durch Muthwillen ist hier wie man deutlich sieht nichts zerstört, nur die Hand der Zeit hat die Buchstaben verwischt und unkenntlich gemacht. Auf der andern Seite, die dem Berge zugekehrt, und vor dem Einflusse der Witterung mehr geschützt gewesen ist, erkennt man deutlich die Gestalt eines knieenden Ritters, von dessen Haupte ein breites Band empor läuft, das ebenfalls Schrift enthält, von der sich auch noch einzelne Buchstaben erkennen lassen. Die verwitterte Vertiefung vor dem Ritter dürfte noch eine Figur vorgestellt haben, vielleicht die der Jungfrau, welche dem Steine den Namen gegeben hat; der jedoch auch daher entstanden sein kann, daß das Kreuz aus der Ferne betrachtet, der Gestalt eines Frauenzimmers sehr ähnlich sieht.



*) Eine Schilderung der eben genannten Punkte soll bei „Dietenborn" erfolgen; über Friedrichslohra und die Zigeuner ein besonderer Artikel.

Ein alter Holzfäller den ich in der Nähe antraf, erzählte mir, daß der Stein eine Jungfrau vorstellen solle, die ein Körbchen mit Eiern trage.

Ein Fräulein des nahe gelegenen Schlosses Lohra sei sehr mildthätig gewesen, habe oft den im Walde zerstreut wohnenden, armen Leuten Besuche abgestattet, habe sich nach ihren Bedürfnissen erkundigt, und ihnen Nahrungsmittel aller Art in ihre Hütten gebracht. Einst sei sie mit einem Körbchen voll Eier, die sie einer armen Köhlerfamilie habe bringen wollen, in den Wald gegangen, sei von Räubern angefallen und erschlagen worden, worüber im Walde großes Jammergeschrei entstanden sei. — Der Ritter von Lohra aber habe an der Stelle, wo seine Tochter ermordet worden, den Stein zum Andenken setzen lassen.

Eine andere, weitläufiger ausgesponnene Sage erzählt über das Denkmal Folgendes:

Der letzte Graf von Lohra, Heinrich, hatte ein wunderschönes Töchterlein, welches den Namen Adelheid führte. Heinrich war ein wilder Ritter, und lebte in beständiger Fehde, besonders mit den Mühlhäusern, die er so unversöhnlich haßte, daß er Mühlhausen zu überfallen und zu zerstören beschloß. Mehrere gleich gesinnte Freunde ließen sich bewegen, an dem kühnen Zuge Theil zu nehmen. Mit ahnendem Herzen sah Adelheid die Zurüstungen zur Abreise machen, alle ihre Warnungen, alle ihre Bitten, den gefährlichen Plan aufzugeben, waren von ihrem Vater mit Hohngelächter zurückgewiesen worden, und es blieb ihr daher nichts übrig, als ihren Geliebten, den Ritter Ludwig von Straußberg bei Seite zu nehmen, und ihm den Vater auf das Angelegentlichste zu empfehlen. Der Straußberger schwur der schönen Braut beim Abschiede, ihrem Vater treu zur Seite zu bleiben, und ihn entweder glücklich zurückzubringen, oder mit ihm zu sterben; — und etwas leichteren Herzens sah nun Adelheid die Ritter und Knappen von dannen eilen. — Diese erreichten bald die feindliche Stadt, fanden aber die Mauern und Thore so gut bewacht, daß sie mit großem Verluste zurückgeschlagen wurden, und endlich die Flucht ergreifen mußten. Die Mühlhäuser folgten den Flüchtigen auf dem Fuße nach, und so sehr auch der Graf von Lohra eilte, seine Burg zu erreichen, so holten sie ihn doch in der Nähe seiner Veste, im Helbethale ein. Ein blutiger Kampf entstand. Die Ritter fochten wie die Löwen, aber die Uebermacht war allzugroß. Einer nach dem Andern sank in das Gras, und zuletzt fiel auch der Graf von Lohra von unzähligen Wunden bedeckt zur Erde. Kein Ritter athmete mehr, nur der Ritter von Straußberg war während des Getümmels entronnen, hatte aus sicherm Verstecke dem Kampfe zugeschaut, pochte nun athemlos an das Thor des Schlosses Lohra, und brachte der erschrockenen Tochter die Nachricht von dem Ende ihres Vaters. — Empört über sein feiges Betragen und über seine Wortbrüchigkeit, wies sie ihn verächtlich aus dem Thore ihrer Veste, und schwur einen theuren Eid, sich nie zu vermählen. — Ihr Leben war fortan nur dem Andenken ihres Vaters gewidmet, und sie ließ an der Stelle wo

er gefallen war, ein steinernes Kreuz setzen, welches sie täglich besuchte. — So lebte sie lange Zeit ruhig und in Frieden. — Böse Nachbarn aber fingen plötzlich an sie zu beunruhigen, fielen in ihr Gebiet ein, und raubten und plünderten. Von allen Seiten bestürmt einen Gatten zu wählen, der im Stande sei das Land gegen jeden Feind zu vertheidigen, sträubte sie sich dennoch lange gegen ein Ehebündniß, bis der Geist ihres Vaters erschien, und sie ihres thörichten Gelübdes entband. Nun ließ sie bekannt machen, daß, wer die Ringmauer ihres Schlosses umritte, ihre Hand erhalten solle. Durch die Schönheit der Gräfin, und durch ihr reiches Besitzthum angelockt, kamen viele Ritter herbei, aber alle stürzten von der Mauer herab, und Roß und Mann zerschmetterte an den Felsen. Endlich gelang es dem Grafen von Clettenberg die gemachte Bedingung zu erfüllen. Er umritt die Mauer und Adelheid wurde sein Weib. In spätern Jahren wurde sie von heftigen Gewissensbissen gequält, weil sie den Tod so vieler wackerer Ritter veranlaßt hatte, und sie stiftete zur Sühnung ihrer Sünden das Kloster Walkenried.

Die Sage lebt ganz so, wie sie hier erzählt ist, im Munde des Volks, und gründet sich ohne Zweifel auf ein geschichtliches Factum. Sie ist zwar voller Anachronismen und historischer Widersprüche; aber es ist bekannt, daß das Volk in seinen Erzählungen gar oft Personen und Zeiten mit einander vermengt, und daß man über dergleichen phantastische Sprünge und kühne Zusammenstellungen hinweg sehen muß.

Schmetterling und Sage scheuen
Die Berührung strenger Hand.
Wollen flüchtig nur erfreuen,
Holden Schimmer niederstreuen,
Gaukelnd ziehn von Land zu Land!

Wenn wir die steinerne Jungfrau verlassen, steigen wir in das Helbethal hinab, wenden uns links und gelangen auf einem Wege, auf welchem wir das Forsthaus nicht wieder berühren, wiederum nach dem Schlosse Lohra. Nicht weit von seinen Thoren führt uns ein ziemlich steiler Fußpfad in das Thal hinab, zu dem Dorfe

Friedrichslohra.

> Von Heimath, Herrn und Willkür frei,
> Muß unser Treiben
> Neidenswerth bleiben.
> — — —
> Geboren sind wir ohne Zwang,
> Nirgend zu spüren
> Kirchengebühren;
> Geboren sind wir ohne Zwang,
> Begrüßt mit Pfeifen und Gesang.
>
> Nach Beranger.

Am nördlichen Fuße des Berges, auf welchem das alte Schloß Lohra thront, liegt das Dorf

Friedrichslohra,

welches seine Entstehung Friedrich dem Großen verdankt, dem zu Ehren es auch seinen Namen angenommen hat. Es steht an derselben Stelle, wo in alten Zeiten das Dorf Naschhausen lag, dessen noch hie und da gedacht wird. Der Amtmann Schneppe auf Lohra baute zuerst vier Colonistenhäuser, wozu der Oberamtmann Smalian, dessen Familie Lohra und Münchenlohra noch inne hat, einige andere fügte. Der Letztere errichtete im Jahre 1774 eine aus zwei und zwanzig

Häusern bestehende lutherische Colonie, dicht unter dem Burgberge, deren Bewohner — scherzweise die „Zweiundzwanziger" genannt — in Großwenden eingepfarrt wurden. In den Jahren 1774—77 brachte er noch sechzig Häuser zu Stande, welche sämmtlich von Katholiken bezogen wurden, von denen Jeder ein Stück Amtsländerei in Erbenzins erhielt. Dieser neuen, katholischen Gemeinde ward auf königliche Kosten eine Kirche gebaut, deren erster Geistlicher, Degenhard, aus dem Franziskanerkloster zu Halberstadt hierher versetzt wurde, und deren Inneres man auf allerhöchsten Befehl mit den Reliquien und Heiligenbildern der nahe gelegenen Rosenkirche zu Elende ausschmückte. Der Hauptaltar, welcher ächt vergoldet ist, kam von Bleicherode hierher, die beiden mit Figuren gezierten Flügelthüren mußten aber abgenommen werden, weil sie den Altar durch ihre Schwere zu zerstören drohten. Der Taufstein und die steinerne Altarplatte stammen von Münchenlohra. Eine mater dolorosa aus der Rosenkirche zu Elende, deren Gesicht sehr ausdrucksvoll war, hat durch einen übel angebrachten, kleisterartigen Firnißanstrich sehr verloren. Die meisten übrigen von Elende hierhergekommenen Heiligenbilder stehen in der Sacristei; es ist aber sehr zu wünschen, daß sie anderweitig placirt werden, da schon ihr Alter ehrwürdig ist, und einige darunter auch gar nicht übel gearbeitet sind. Ein duldender Christus, sitzend und in Lebensgröße dargestellt, ein Kreuz in der Hand haltend, verdient Beachtung, und sein Gesicht dürfte einzig genannt werden, doch hat es ebenfalls durch jenen Farbenanstrich viel verloren. — Gleich beim Eingang in die Kirche steht ein alterthümlicher, mit gewundenen Säulen verzierter Kirchstuhl, der in der Rosenkirche zu Elende der Beichtstuhl war.

Im vorigen Jahrhundert lagerten in den Waldungen um Lohra viele Zigeuner.*) Ihre Diebereien wurden der ganzen Gegend lästig, da man sich aber die ungebetenen Gäste auf keine Weise vom Halse zu schaffen wußte, so bereitete man ihnen endlich in Friedrichslohra Wohnsitze, und sie gaben nun der Gegend einen eigenen, romantischen Anstrich. Baumlange, wildschöne Kerle schauten hinter den Gebüschen hervor, phantastisch aufgeputzt im Husarenpelz und barfuß, oder

*) Es kann hier keine Geschichte der Zigeuner gegeben werden, sondern wir müssen gleich in mediam rem gehen. Wer sich über dies Volk kurz und bündig belehren will, lese was Tetzner (Gesch. der Zigeuner, Weimar bei Voigt) und Graffunder darüber gesagt haben. Ihrer Sprache nach scheint Indien ihre Heimath zu sein, und auch ihre Grammatik zeugt für diese Annahme. Einige behaupten geradezu, es seien ausgewanderte Paria's, weil sie mit diesen vieles Gemeinsame haben, allein gewiß ist die Sache nicht, vorzüglich da die Tschinganen, ein Völkerstamm am Ausflusse des Indus, welcher von Raub und Plünderung lebt, schon dem Namen nach mehr Ansprüche auf die liebenswürdige Verwandschaft haben. —

mit einer Pikesche angethan und eine Pfauenfeder auf dem Hut, kamen sie in die benachbarten Ortschaften, machten Musik — wozu sie besondere Anlage haben — und schauten nebenbei um, ob nicht hier und da ein Thier gefallen sei, welches sie sich dann ausbaten und unter allgemeiner Fröhlichkeit verzehrten. Ja sie gruben Thiere, welche schon mehrere Tage in der Erde gelegen hatten wieder aus, und verspeisten sie mit großem Appetite. „Warum sollten wir's nicht essen?" sprachen sie. „Gott hat's geschlacht't!" — Die Männer waren meistentheils schlank, schwarzlockig und dunkeläugig, dabei aber sehr feige, die älteren Weiber wahre Megären, Studien für einen Salvator Rosa, die Mädchen von bräunlicher Gesichtsfarbe, mit romantisch-dunkeln Augen, rabenschwarzen Haaren und geschmeidigen Gliedern, die eben so phantastisch aufgeputzt wie die Männer, in weißen Kleidern mit rosafarbenen Leibbändern, aber barfuß mit kurzen Pfeifen im Munde, und nicht den feinsten Canaster rauchend, einherwandelten. Sie befanden sich beständig auf der Wanderung, traten bei Regenwetter oder bei heftiger Kälte, mit unabweisbarer Zudringlichkeit in die Hütten der Landleute, und strebten mit den Worten: „Väterchen, laß uns ein Bischen wärmen!", nach dem warmen Ofen hin, wenn sie aber abgezogen waren, fand es sich meistentheils daß dies oder jenes fehlte, und wenn man sie auch mit Argusaugen beobachtet hatte. Der Haupterwerbszweig des weiblichen Personals bestand im Wahrsagen. Sie lasen in den Händen aller Menschen, deren sie habhaft werden konnten, und schwatzten den einfältigen Bauernmädchen der Umgegend allerlei ab, indem sie ihnen reiche Männer und ganze Haufen von Kindern prophezeiten. In der That besaßen sie aber eine treffliche Suade und eine so ungemeine Menschenkenntniß, daß es wirklich Erstaunen erregen mußte, wie glücklich sie aus den Gesichtszügen ganz fremder Personen deren Character zu lesen verstanden, so daß ich sehr oft beobachtet habe, daß gebildete Leute diesen Zukunftsverkündigerinnen anfangs mit ungläubigen Lächeln, zuletzt mit einer Art Scheu zuhörten, ja einen sehr freisinnigen Mann sah ich einst einen ganzen Abend über verstimmt, weil ihm eine alte Zigeunerin gewahrsagt hatte, daß ihm ein entsetzliches Unheil ganz nahe bevorstehe, — denn der Aberglaube nistet in jedem Menschenherzen, und übt mehr Macht über uns aus, als wir glauben oder gestehen mögen. Uebrigens liegt in dem Spiele mit der Zukunft stets ein großer Reiz, selbst wenn wir von der Trüglichkeit der Voraussagungen überzeugt sind, und es ist immer interessant, sich von einer braungelben, hexenartigen Braka oder schwarzäugigen Bella *) in geheimnißvollen Redensarten die Zukunft verkünden zu lassen, — „denn mancherlei doch denkt sich bei den Worten!" — Was mich anbetrifft, so freute ich mich jedesmal wenn ich sie sah, und das geschah, da ich ihnen eine Zeit lang ganz nahe wohnte, fast täglich. Sie lockten mir mein

*) Isabella von Aegypten, von Ludwig Achim von Arnim. Köstlicher Zigeunerroman.

Geld ab, und sagten mir dagegen wahr; wenn aber das eintrifft was sie mir prophezeiht haben, so werde ich auch noch einer der glücklichsten Menschen. Für eine Hand voll „Tuback" wünschten sie mir alles mögliche Glück und Heil an. Einen Talismann haben sie mir auch aufgeschwatzt, den ich der Merkwürdigkeit wegen noch heute beständig in meiner Geldbörse trage, und welcher die liebenswürdige Eigenschaft besitzt, meine Finanzen stets in gesegneten Umständen zu erhalten. Dieses merkwürdige Stück, ein Würzelchen von unbekanntem Holze, kostet mich nur vier gute Groschen.

Ihr Leben in Friedrichslohra, Münchenlohra und der Umgegend hatte sehr viel Phantastisches und Malerisches. Sie waren freie Bürger der Natur, und behaupteten dem Gesetze, dem Evangelio, den Gefängnissen und der Obrigkeit zum Trotz ihre angestammte Unabhängigkeit. Diese eigensinnige Anhänglichkeit an die wilde Unstätigkeit eines umherziehenden Lebens, pflanzte sich von einer Generation auf die andere bis in unsere Tage fort, und erhielt sich mitten in einer der gebildetsten und bevölkertsten Gegenden Deutschlands. Sie unterschieden sich gänzlich von dem geschäftigen, erwerbsamen Volke um sie her, und schienen wie die Indianer in Amerika, entweder über die gewöhnlichen Sorgen und Mühen des Lebens erhaben zu sein, oder unter ihnen zu stehen. Ohne Macht, Ehre und Reichthum zu achten, gleichgültig gegen die Ereignisse der Zeit, das Steigen und Fallen der Kornpreise oder der Staatspapiere, schienen sie die abquälende Menge zu verlachen. Sie waren die Plage der Umgegend, hatten aber wie Alles was eine Art von Landstreicherleben führt etwas, das die Phantasie anzog. Sie gehörten in diesen kalten Wirklichkeitstagen zu den letzten Spuren von dem bunten Volke früherer Zeiten, und paarten sich, und zwar nicht nur bei mir, höchst sonderbar mit Feeen und Hexen, Kobolden, Räubern und den übrigen phantastischen Gestalten der Poesie; da wohl kein namhafter Schriftsteller zu finden ist, der nicht dieses Volk oder einige Individuen desselben zum Gegenstande seiner Gedichte oder Erzählungen gewählt hätte.

Freilich hatte ihr Leben auch viele prosaische Seiten, von denen wir nur die „Taterbank"*) nennen wollen. — Da sie eine vornehme Abneigung gegen jegliche Arbeit hatten, die Geschenke aber oft nicht so reichlich ausfielen, als daß sie ihre dringendsten Bedürfnisse: Taback, Branntwein, Brot und Fleisch hätten befriedigen können, so suchte ihre Industrie auf dem Wege des siebenten Gebots zu den ersehnten Gegenständen zu gelangen, sie waren aber seit sie ihre Sitze in Friedrichslohra hatten so klug, diese Diebstähle nur selten in der Nähe ihres Wohnortes, sondern fast immer in einiger Entfernung zu begehen; auch brachen sie nie ein, sondern nahmen nur hier und da einige Rüben und dergleichen vom Felde, griffen ein verlaufenes Hühnchen oder Gänschen auf, überhaupt Alles was die Gelegenheit darbot.

*) Die Zigeuner werden in der niedern Volkssprache der hiesigen Gegend, „Tatern" — Tataren genannt

Die Zigeunerinnen waren viel diebischer als die Männer, und man konnte sich da wo sie einsprachen nicht genug vor ihnen in Acht nehmen; unter den Männern gab es einige, welche ziemlich allgemein beliebt waren, z. B. der alte Löschhorn, Pitthan Deutsch und Andere.

In den Kriegsjahren zu Anfang dieses Jahrhunderts kamen die Franzosen unvermuthet in die hiesige Gegend. Ein dem Zigeunerdorfe nahe wohnender Pachter raffte in der Geschwindigkeit einige tausend Thaler zusammen, verschloß sie in einen Kasten, und wollte denselben verbergen. In der Bestürzung konnte er sich aber durchaus auf kein sicheres Versteck besinnen, und stand noch unentschlossen da, als sich die Thür öffnete, und das Gesicht des alten Löschhorn in das Zimmer schaute. Ein Blick auf den Pachter, der ihm viel Gutes erwiesen hatte, verrieth ihm sogleich in welcher Verlegenheit sich derselbe befand, und er sprach hastig nach dem Kasten greifend: „Gib her, will's verbergen!" — Draußen schmetterten so eben die Trompeten der Feinde, und in der Angst gab er den gewichtigen Kasten in die Hände des Zigeuners, der mit seiner Bürde pfeilschnell aus dem Gemache verschwand. Kaum war er einige Minuten fort, so trafen auch die Franzosen ein, und es vergingen mehrere Tage, ehe der Pachter wieder so viel Zeit fand, Betrachtungen über sein so unzuverlässigen Händen anvertrautes Geld anzustellen. Wochen schwanden dahin, die dunkle Wetterwolke des Kriegs verzog sich, die Bewohner der Gegend athmeten freier, aber kein Zigeuner ließ sich sehen. Schon gab Herr *** sein Geld verloren, als eines Morgens Löschhorn zu ihm eintrat, und den Geldkasten unangetastet zurücklieferte.

Die Schilderung ihrer Vermählungsfeierlichkeiten und anderer Festivitäten, über welche man ein ganzes Opus schreiben könnte gehört, da dieselben allen übrigen Zigeunern gemeinsam sind, nicht hierher, wo nur ihr Aufenthalt zu Friedrichslohra erzählt werden soll. Was ihnen daselbst in den letzten zwanzig Jahren begegnete, wollen wir so kurz als möglich andeuten.

In Münchenlohra wo sie ebenfalls hausten (s. o.), starb ein Zigeunermädchen. Der alte Vater verlangte, seine Tochter solle „mit der Schule" d. h. in Begleitung des Schullehrers und der Schulkinder beerdigt werden. Der Fall war noch nicht vorgekommen, und der Schullehrer welcher nicht eigenmächtig zu handeln wagte, befragte sich bei seinem zu Elende wohnenden Prediger, der aber das Verlangen des betrübten Vaters abschlug. Da die Bitten des Zigeuners dringender wurden, und man sich weiter befragte, antwortete die Behörde: man möge dem Verlangen des alten Mannes willfahren, wenn die Gebühren bezahlt würden, und die Verstorbene eine Christin sei. Sie wurde nun ohne weitere Umstände in Begleitung der Schulkinder beerdigt, obgleich der letzte Punkt nicht ganz klar war. Die Zigeuner wurden zwar zum Christenthume angehalten, allein sie besuchten die Kirche nicht, ließen sich nicht copuliren, und

auch die Kinder nicht taufen. Kamen aber auch wirklich zuweilen einige in die Kirche, so wurden sie von den jungen Burschen als nicht in dieselbe gehörig, hinausgewiesen, weshalb viele Klagen an geistliche und weltliche Behörden einliefen. Da man nun nicht wußte, ob sie Katholiken oder Lutheraner waren, so erschien plötzlich der Consistorialrath Ribbeck von Erfurt bei ihnen, und stellte ein Examen mit ihnen an, wobei es sich denn ergab, daß sie weder Katholiken noch Lutheraner, sondern ganz stockblinde Heiden waren. Die christliche Richtung unserer Zeit erlaubte nicht, diese Menschen ferner sich so ganz selbst zu überlassen; es wurde darüber viel gesprochen und geschrieben, und endlich eine Anstalt eingerichtet, welche unter die Direction des Pfarrers Blankenburg gestellt wurde, und den Zweck hatte, die Zigeuner zu Christen und zu brauchbaren Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft heranzubilden. Das war aber nicht so leicht. Beim geistigen Unterricht starrten die Erwachsenen dumm oder störrisch vor sich hin, und bei der Anleitung zu allerlei körperlichen Arbeiten legte Keiner Hand an. Forderte sie Herr Blankenburg z. B. auf, einen Graben zu machen, so sprachen sie: „Wir können's nicht! Mach's uns einmal vor!“ Wenn nun der keine Mühe scheuende Mann das Grabscheid ergriff und zu arbeiten anfing, lagerten sich die faulen Gesellen behaglich auf den Rasen und sahen zu, dabei hatte es aber auch sein Bewenden. Herr Blankenburg gab sich mit den Männern unsägliche Mühe, sowie seine Gattin eifrig an Civilisirung des weiblichen Personals arbeitete; aber er sah bald ein, daß bei den Alten Alles vergeblich sei, und daß man bei der Jugend anfangen müsse, wenn wirklich etwas geleistet werden solle. Man nahm nun — eine nur scheinbar harte Maßregel — den Zigeunern die Kinder, und pflegte und unterrichtete sie, die Erwachsenen aber wurden, da alles freundliche Zureden nichts helfen wollte, in das Arbeitshaus zu Großsalza bei Magdeburg abgeführt. Als sie im nächsten Jahre, vor nunmehr sechs Jahren, wieder daraus entlassen wurden, machten sie sich mit ihren Kindern die sie zum Theil mit List wegholten, aus dem Staube, und waren urplötzlich so ganz und gar verschwunden, daß Herr Pfarrer Blankenburg nach Neuwied abging, und die Anstalt zu einer Schule eingerichtet wurde.

Seit einiger Zeit sieht man wieder einige Individuen in der Gegend umherwandeln, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß uns die lieben Flüchtlinge einmal früher oder später durch unverhofftes Wiederkommen einen angenehme Ueberraschung bereiten. —

C. Duval.

Das ehemalige Stift Zechaburg

in der obern Herrschaft des Fürstenthums Schwarzburg-Sondershausen.

Der Frauenberg.

In Thüringen ist ein reizendes Thal, das sich längs einer Gebirgskette von Osten nach Westen erstreckt. Hier windet sich die Wipper mit mancherlei Krümmungen durch fruchtbare Gefilde, wo, wenn der Herbst mit gesegnetem Füllhorn sich naht, die volle Aehre der Roggensaat am blaßgelben Halme sich tiefer zur Erde bückt, als in den sandigen Gegenden. Nur langsam schleicht sie zum benachbarten Unstrutflusse, der reißend daher stürzt, und hernach die jungfräuliche Wipper in sein Bett aufnimmt, wo er mit männlichem Arm ihren Nacken umschlungen hält, bis sie beide in die Saale sich ergießen. Denn sie verweilt gern an ihrem einsamen Ufer, das Vergißmeinnicht schmückt und buntfarbige Wasserjungfern umschwärmen, und darum ermüdet sie mit tausenderlei Umwegen, wo sie oft zu ihrer Quelle zurückzukehren scheint, den ihrem Lauf folgenden Wanderer.

Zur Südseite dieses Flusses erhebt sich mit freier Stirn ein Berg. Er hängt mit der Gebirgskette zusammen, erstreckt sich aber so weit ins Thal, daß er von seinen Brüdern wie abgesondert scheint. Ueber seinem Haupte trennen sich oft die Gewitterwolken, und ziehen mit verminderter Kraft zu beiden Seiten des Thals vorüber. Dicht an seinem Fuße liegt ein kleines Dorf. Seine zerstreuten Häuser sind zwischen Gärten versteckt, deren Bäume vor dem Sturmwind sie schützen. Am Abhang des Berges hat der fleißige Landmann kleine Mauern gezogen, um Erdreich zum Anbau zu gewinnen. Oft sieht man ihn von oben herab, wie er die Reben beschneidet, an Pfähle sie

bindet und mit der Hacke den Boden aufreißt, um ihn für Thau und Regen empfänglich zu machen. Auf dieser Seite führt schräg ein weißlicher, aber unsicherer Pfad zum Gipfel des Berges hinauf. Denn oft weichen die lockeren Steine unter des Wanderers Fuß, und rollen zum Schaden des Landmannes in dessen Gärten hinab, wenn nicht niedriges Hagebuttengesträuch sie zurückhält. Hieher wallfahrtet zuweilen der Städter, um sich an Betrachtung der schönen Natur zu vergnügen, und dann — welch' entzückender Anblick eröffnet sich seinem Auge, wenn er den Berg erstiegen hat! Städte ragen mit ihren Thürmen aus dem Nebel des Thals hervor, und zahlreich liegen die Dörfer vor ihm ausgestreut. Die umliegenden Berge sind mit Wäldern von Buchen und Eichen gekrönt. Einzelne Gartenhäuser liegen an ihrem Abhange zerstreut, und hier und da sieht aus den umstehenden Kirsch- und Wallnußbäumen ein niedriges Dach nur halb hervor. Aus bläulicher Ferne zeigt der Brocken sein weißlockiges Haupt, und trägt auf seinen Schultern die Last der mit Fruchtbarkeit geschwängerten Regenwolken. — Nach Süden zu erstreckt sich das Hunnenthal, und im Nordost sieht man ein Stück von der goldenen Aue. Dort schlugen die Thüringer einst mit teutschem Muthe die asiatischen Hunnen (?), Europens Schrecken, und noch, wie es scheint, wohnt Schauder im dunkeln Dickicht des angrenzenden Waldes, wenn man in der Dämmerung vom Frauenberg darauf herabsieht; und hier auf der Aue prangt in weiter Ferne die goldblühende Rübesaat zwischen reichen Korngefilden. So ist auch über diesen Theil der großen Landschaft, welche der göttliche Werkmeister malte, dort Schatten, hier Licht in angenehmer Abwechselung verbreitet, und reichlich belohnet die Aussicht von der Höhe des Bergs den, der ihn mühsam erstieg, wie die Tugend ihre Verehrer, die selbst auf steilem Pfad ausdauern, zuletzt mit unaussprechlicher Glückseligkeit krönt.

Otto Gisete.

Jechaburg.

Gewöhnlich leitet man den Namen Jechaburg, der zu Anfange des zwölften Jahrhunderts Gigeburg, 1133 und 1148 Jekeburg, 1145 Jegcheburch, 1158 Gicheburch, zu Ende desselben Jahrhunderts Jechaborg, im dreizehnten Jahrhundert Jecheburg, in deutschen Urkunden und Zeitbüchern Jichaborg, Jechaborg, Jechoborch, Jcheburgk, Jiechoborch, Jechenburg, Gicheburg, Jechaburc, 1360 Yhecheburgk rc. geschrieben ist, von Jecha, einer vermeinten Göttin der alten Thüringer ab, deren Bildniß Bonifacius zertrümmert haben soll. Allein dieselbe wird von keinem glaubwürdigen Schriftsteller erwähnt, und verdankt ihr Dasein wohl nur dem fabelhaften Letzner. Man darf

also um so weniger Anstand nehmen, diese Gottheit wieder von dem Platze zu verdrängen, den sie nebst dem Crodo, Stuffo, Püstrich, Biel ꝛc. so lange widerrechtlich auf dem teutschen Olymp besessen hat. Wenn Leuckfeld (in seiner handschriftlichen [unvollendeten] thüringischen Chronik, in der wolfenbüttel. Bibliothek. Nr. 30. 1. Mst. extravag. fol. c. VII.) erzählt, daß die Bewohner der Gegend von Jechaburg alljährlich im Sommer an einem gewissen Tage (gewöhnlich am dritten des Osterfestes) in großer Anzahl auf den Frauenberg ziehen, und sich daselbst belustigen, so mag sich diese Gewohnheit nicht aus dem fernen Heidenthume, sondern vielmehr von einer auch in der Schwarzburgischen Chronik des Jovius (Schoettgen. et Kreysig diplomatar. et scriptor. med. aevi T. I. p. 127) erwähnten Wallfahrt herschreiben, welche vor der lutherischen Kirchenverbesserung hierher zu geschehen pflegte; worüber aber der genannte Geschichtforscher nichts zu entscheiden wagte, indem er hinzufügt: „Ob nun solches noch aus dem Heiden- oder Papstthume seinen Ursprung habe, kann ich so gewiß nicht melden, habe aber doch wahrgenommen, daß die dabei vorgehenden Dinge, das Springen und Tanzen, Schreien und Saufen nicht aus dem alten apostolischen Christenthume, sondern aus dem neuen Heiden- und Judenthume erlernt sein mußten.“!!

Daß Jechaburg ursprünglich ein Schloß gewesen sei, behaupten verschiedene neuere Chronisten, und geben den König Ludwig III., welcher sich gern in den Harz- und Unstrut-Gegenden aufgehalten habe, für den Erbauer desselben, und einer dabei befindlichen Kirche aus. Vorzüglich aber wird Jechaburg bei Gelegenheit des Einfalls der Ungarn in Teutschland, und der Vertreibung ihrer Horden durch Heinrich I., doch nur von spätern Zeitbüchern gedacht. Aeltere Geschichtschreiber nennen dasselbe nicht ausdrücklich. Man könnte also vielleicht vermuthen, daß diese Erzählung aus der falsch gedeuteten Stelle Witichind's (oder Widukinds) von Corvey (L. I. c. 38. in Monument. histor. German. Ed. Pertz. Scriptor. T. III. p. 434 sq.) und seines Epitomators, des sächsischen Annalisten, entstanden sei, worin von dieser Begebenheit die Rede ist. Beide Chronisten melden nämlich bei dem Jahre 934 (doch scheinen diese Ereignisse in den Winter 932—933 oder den Anfang des letzten Jahres zu fallen), ein ungarisches Heer habe Kunde von den großen Schätzen erhalten, welche der Thüringer Wido, Gemahl einer Schwester König Heinrich's, in seiner Burg (urbs) aufgehäuft hatte, und dieselbe belagert, um sie zu erbeuten, es sei aber durch die unglückliche Schlacht, juxta locum, qui dicitur Riade (Riaede) daran gehindert worden. Ueber die Lage und den jetzigen Namen beider Orte herrschen unter den Gelehrten widersprechende Ansichten. Einige halten den letztern für dasjenige Riede, welches im Jahre 1000 zu der Grafschaft Wilhelm's von Weimar gerechnet wird (Ritteburg bei Artern?), und die urbs Widonis für Weimar, Wido aber für den damaligen Besitzer desselben, und den Stammvater der davon benannten gräflichen Familie. Andere sind anderer Meinung, und denken dabei,

wohl ohne Grund, an die Weißenburg bei Zscheiplitz an der Unstrut, ohnweit Freiburg, oder an Wettin und Wittenberg. Sagittar suchte dieselbe in Ostthüringen oder dem Osterlande. So viel aber ist ausgemacht, daß bis jetzt noch kein Forscher darzuthun im Stande war, daß man den Ort wohin Wido seine Schätze geflüchtet hatte, von dem in späteren Schriftstellern in anderem Zusammenhange genannten Jechaburg verstehen, und dieses als den eigentlichen Ort der Ungarnschlacht betrachten müsse. (S. besonders Waitz Jahrbücher des teutschen Reichs unter der Herrschaft König Heinrich I. Berlin 1837. 8. S. 184 — 196. vergl. 107 ff. S. auch kritische Prüfung des Chronicon Corbejense von Hirsch und Waitz. Ebend. 1839. 8. S. 29 — 35. 41. 89. 110.) Zwar wurde die Bestätigung des einmal gefällten Urtheils auch auf anderem Wege versucht. Man wähnte nämlich, die Benennungen benachbarter Gegenden mit jenem kriegerischen Vorfall in Einklang bringen zu können, und hoffte auf diese Art reichen Stoff zu weiterer Ausbildung dieser Sage gewonnen zu haben. So hielt man die Namen: 1) der König, 2) der Hünenstein (ein großer Feldstein bei Wolkramshausen), 3) das Heunen- oder Hunnenthal,*) 4) das Isserthal, 5) die Todtenberge, 6) der Sülzenborn ꝛc., für mehr oder minder sprechende Beweise einer den Ungarn damals hier gelieferten Schlacht, und berief sich zu noch festerer Begründung auf ein im Jahre 1642 in der Nähe des Sülzenborns ausgeackertes ehernes Gefäß (ein Handfaß oder Trinkgeschirr), welches ein Pferd mit seinem Reiter vorstellt, den man unbedenklich für einen Ungar erklärte, und das in Alb. Ritters commentat. II. de Zoolithodendroidis Schwarzburgo-Sondershusanis (Sondershusae 1736. 4.) p. 29, am genauesten beschrieben und auf der zweiten Kupfertafel abgebildet ist. Es soll nach dem Berichte dieses Gelehrten im Jahre 1731 von dem Fürsten Günther zu Schwarzburg Sondershausen nach Dresden geschenkt, und der dasigen Kunstkammer (technophylacio Dresdensi famigeratissimo sind seine eigenen Ausdrücke) einverleibt worden sein. Hierzu kamen noch Ueberreste von alten Waffen und Rüstungen, z. B. Lanzenspitzen, Sporen, Pfeile, kleine Hufeisen von ungewöhnlicher Form ꝛc., die am Göllner und an den Todtenbergen von Zeit zu Zeit ausgegraben wurden, in welchem man ebenfalls Denkmäler jenes Ereignisses erkennen möchte. Aus dem Umstande, daß im Jahre 1735 bei Anlegung eines neuen Wegs in dem Schlink-**) oder Hünenthale eine mit Asche

---

*) Diese und ähnliche Benennungen können für die Gegenwart der Hunnen kein gültiges Zeugniß ablegen, zumal da nach einer anderen empfehlungswerthen Erklärung das Wort thun zu Bezeichnung der Größe und Stärke dient. So ist der Hun- (Haun- oder Heun)berg bei Blankenburg in Thüringen, soviel als ein großer Berg, wenn man dabei nicht etwa an die Hünengräber oder Hünenbetten denken will, die sich früher an dergleichen Orten befanden, und wovon auch in unserem Thale Spuren entdeckt worden sind.

**) Der Name Schlink oder Slinch kommt bereits in einer Urkunde vom Jahre 1128 vor, wo seine Beschaffenheit auf folgende Weise beschrieben

und Gebeinen angefüllte Urne gefunden wurde, läßt sich schließen, daß hier ein heidnischer Begräbnißplatz gewesen sei. Auch wäre es möglich, daß jene Alterthümer von Gefechten herrührten, welche zwischen den heidnischen Wenden, die in der Nähe von Jechaburg wohnten, und der Besatzung dieses zu Schutze der neuen Bekenner des Christenthums befestigten Ortes vorgefallen sind. Denn nach der treffenden, auf glaubwürdige Zeugnisse gestützten Muthmaßung des achtbaren Geschichtforschers J. F. Müldener, waren die meisten Klöster und Stifter in dem 10., 11. und 12. Jahrhundert noch von wendischen und sorbischen Dörfern umgeben, und den Angriffen dieser streitlustigen Nation unaufhörlich ausgesetzt. Wir fürchten daher nicht uns zu irren, wenn wir Jechaburg, nach dem Vorgange jenes Gelehrten, für einen limes sorabicus erklären.

Eine unverbürgte Nachricht läßt Kaiser Otto den Großen an die Stelle des angeblich durch die Ungarn zerstörten Schlosses Jechaburg ein dem Apostel Petrus gewidmetes Benediktinerkloster erbauen. Allein mit größerem Rechte schreibt man dem Erzbischof Willigis von Mainz (v. J. 974 — 23. Febr. 1011) die Stiftung dieser geistlichen Anstalt zu, und setzt deren Ursprung am sichersten in das Jahr 989, womit auch folgende Worte der Grabschrift desselben übereinstimmen:

Stephanicum in monte templum facit hoc bene sponte
Thuringis Derlam (Dorla) Jecheburque Valernam (Valar).

Mit dieser aus lauterer Quelle geschöpften Angabe steht die von Jovius (in der schwarzb. Chronik a. a. O. S. 132.) zuerst mitgetheilte und von J. Ch. Olearius (Rer. Thuring. syntagm. I, 196) wiederholte Nachricht, daß Willigis am 14. Juni 1004 das Benediktinerkloster zu Jechaburg mit päpstlicher Genehmigung in ein Domstift oder eine Propstei verwandelt habe, wenigstens im Allgemeinen nicht im Widerspruche. Zu gehöriger Würdigung der letztern aber ist es durchaus nöthig zu erfahren, woher jene Historiker dieselbe entlehnten. Von einer Inschrift dieses Inhaltes konnten spätere Forscher keine Spur an den Resten der geistlichen Gebäude zu Jechaburg entdecken, sie müßte also bald hierauf verschwunden, oder in einem schriftlichen, ehemals dort vorhandenen, aber jetzt unzugänglichen Denk-

---

wird: „Predicta Ecclesia Gigeburgensis habebat quoddam predium in pago Wipperchowe, in villa Bercha, juxta Wiperam et prefati Comitis (Rudolfi, dicti Marchionis) filius Rudolfus nomine, de beneficio — Moguntine Ecclesie habebat quendam vicum, cui nomen huson, in eodem pago situm, in ea parte pagi, que pre angustia transitus vulgariter Slinch vocata a meridie Gigenburgensem Ecclesiam respicit.“ Vgl. Schultes Directorium diplomat. 1. B. S. 291.

male aufgezeichnet gewesen sein. Doch redet der Erste ziemlich unbestimmt von dieser Nachricht, welche nach seiner Angabe also lautet: Anno millesimo et quarto decimo octavo KL. Julii monasterium in Jechaburg et Monachi ibidem ordinis St. Benedicti in canonicos seculares transpositi sunt a Wilgiso Archiepiscopo Moguntino. Der zweite nennt sie ausdrücklich eine alte Inscription.

Alle Zweifel und Schwierigkeiten würden sich auf eine überraschende Weise lösen, wenn es gelingen sollte, den eigentlichen Stiftungsbrief zu Tage zu fördern, welcher aber unwiederbringlich verloren zu sein scheint, da man ihn unter der beträchtlichen Anzahl jechaburgischer Urkunden in den schwarzburgischen Archiven (es sind deren überhaupt 617, theils Originale, theils Copien, die erste von 1125) vergebens sucht. Auch unter den ehemals in Mainz aufbewahrten Schriftschätzen wäre er dem Scharfblicke des ehemaligen Weihbischofs, Steph. Alexander Würdtwein nicht entgangen, indem dieser Gelehrte eine Sammlung jechaburgischer Dokumente (s. Diplomataria maguntin. T. I. [Magontiaci 1788. 4.] p. 113 — 276.) veranstaltete, welche aber nur 76 Stücke aus dem Zeitraume von 1186 — 1471 enthält. Den bedeutendsten Verlust an Urkunden erlitt Jechaburg im Jahre 1525, als es von den aufrührerischen Bauern geplündert, das dasige Briefgewölbe gewaltsam erbrochen, und nur ein Theil des Geraubten nach Beendigung dieser Unruhen gerettet wurde. Das Loos völliger Vernichtung traf damals unstreitig auch das von dem Erzbischof Willigis über ein Gut zu Uthleben ausgestellte Diplom, dessen Dasein im Jahre 1484 aus einer Bestätigung der dem dasigen Propst darüber zustehenden Gerechtsame durch den Grafen Heinrich XXXI. von Schwarzburg deutlich erhellt.

Im Jahre 1128 werden einige in den Umgebungen Jechaburgs liegende Dörfer zu dem Wippergau gerechnet. Weil dieses Gaues sonst nirgends Erwähnung geschieht, so hat man das schon oben gedachte Document, worin derselbe vorkommt, als unecht verwerfen wollen. Wir erfahren zugleich daraus, daß das Stift damals den nachherigen Landgrafen Ludwig und den Grafen Christian von Kirchberg zu Schutzherren oder Voigten gewählt hatte. Auch in der Folge übte die Familie der letztern die Schirmgerechtigkeit über dasselbe aus. Die Grafen von Schwarzburg, deren Ahnherr Günther der Eremit, schon im 11. Jahrhundert in dieser Gegend begütert war, erbten nach dem Tode des Grafen, Heinrich von Hohenstein im Jahre 1356, vermöge des 1347 errichteten Vertrags, Sondershausen nebst dem dazu gehörigen Jechaburg.

Ums Jahr 1396 herrschten große Unordnungen in diesem Stifte. Es wurden nämlich Diebe und Straßenräuber, und anderes loses Gesindel, von einigen der dasigen Geistlichen, bei dem Mangel strenger Aufsicht geduldet, welche Reisende angriffen, beraubten und sogar den Pfarrer von Bockstedt ermordeten. Der Erzbischof zu Mainz, von diesem Unwesen unterrichtet, gab Befehl, den Gesang und Gottesdienst in der ganzen Propstei deswegen einzustellen. Auch die Grafen

Günther (XXIX.) und Heinrich (XXV.) von Schwarzburg suchten sich dieser Frevler zu bemächtigen, um sie zur Strafe zu ziehen. Der erste schilderte dem Papste Bonifacius IX. den Verfall der Sitten und Kirchenzucht und die überhand genommenen Verwildrungen, und beklagte sich besonders, daß in dem Stifte eröffnete Pfründen mit weltlichen und unbekannten Personen aus dem Auslande besetzt würden, deren fast ununterbrochene Abwesenheit das Volk an Verrichtung der Andacht hindere und ihm Aergerniß gebe. Er bewarb sich, zu Verhütung ähnlicher, ihm und den Seinigen drohenden Gefahren, bei dem Oberhaupte der Christenheit um das Patronatrecht der Kirche. Auf dieses Gesuch bewilligte Bonifacius in einer Bulle vom 13. April des angezeigten Jahres, daß zwei tüchtige, durch das gräfliche Haus dem Dechanten und Kapitel zu den erledigten Aemtern vorgeschlagene Personen stets ohne Weigerung als Kanonici betrachtet, und mit Präbenden versehen werden sollten. Dieses Dokument beglaubigt zugleich, daß Jechaburg der weltlichen Herrschaft (dominium temporale) Schwarzburgs unterworfen sei, oder wie Sixtus IV. sich 1482 ausdrückt, in territorio deminii Schwarzburgi liege. Aus jener Urkunde sieht man ferner, daß die Domkirche (ecclesia collegiata oder collegialis) zu Jechaburg für einen Probst, einen Dechanten und zwölf präbendirte Domherren gestiftet war. Sie erkannte den Apostel Petrus für ihren vornehmsten Patron, doch wird bisweilen auch Paulus als solcher erwähnt, und ihm stets auf dem großen Siegel ein Platz eingeräumt.

Jechaburg gehörte in die mainzische Dioces, deren Erzbischöfen das Recht zustand, die Statuten und Handlungen dieses Stiftes zu bestätigen und den Propst einzusetzen. Allein im Jahre 1482 ging in dieser Hinsicht eine Aenderung vor. Vermöge eines Privilegiums Sixtus IV. wurde nunmehr jeder neue Propst von den Grafen zu Schwarzburg unmittelbar gewählt, und ohne Zuziehung jener geistlichen Behörde dem Abte von Paulinzelle vorgestellt, welcher ihn dann im Namen des Papstes confirmirte. Nicht nur von diesem Vorrechte, sondern auch von der mit dem Patronat zugleich verliehenen Befugniß, zu allen Präbenden taugliche Personen zu ernennen, haben die schwarzburgischen Grafen bis zur Reformation ungestörten Gebrauch gemacht.

Der erzbischöfliche Stuhl zu Mainz hatte seit den frühesten Zeiten diese geistliche Anstalt außerordentlich begünstigt, und dieselbe mit Freiheiten und Gütern ansehnlich beschenkt. So wurden unter andern die geistlichen Obergerichte in Thüringen zu Bibra, Erfurt und Jechaburg gehalten, und der dasigen Propstei eilf Sedes Archipresbyterii untergebrn, 1) zu Jechaburg, 2) Markfußra, 3) Frankenhausen, 4) Markgreußen, 5) Oberberga, 6) Niederberga, 7) Germar, 8) Bleichroda, 9) Kannewurf, 10) Heilingen, 11) Wechsungen, die den Clerus Praepositurae Jechaburgensis bildeten, und dem geistlichen Consistorium daselbst zu gehorchen verpflichtet waren, worüber der erwähnte Würdtwein und der Kanonikus Johann Wolf zu Nörten eigene Abhandlungen liefern wollten, wo-

von aber wenigstens die des ersten spurlos verschwunden zu sein scheint.

Die im Jahre 1373 von dem Erzbischof Johann zu Mainz confirmirten Statuten dieses Stiftes bestehen aus 27 Artikeln. Außerdem wird noch eines, unstreitig im Bauernkriege abhanden gekommenen Statutenbuches gedacht.

Die jechaburgischen Pröpste in ununterbrochener Reihe aufzuführen, wird durch den Verlust so vieler, besonders älterer Urkunden unmöglich. Ohne daher auf Vollständigkeit Anspruch zu machen, sei es genug, durch sorgfältigen Gebrauch der vorhandenen Nachrichten die von Jovius (a. a. O. S. 133) mitgetheilte Liste derselben zu verbessern. Dieser Geschichtschreiber zählt überhaupt 24 jechaburgische Pröpste, bei genauerer Untersuchung aber ergiebt sich, daß ihrer 34 und zwar folgende waren:

1) Reginhard, den Jovius mit Stillschweigen übergeht, kommt in einer Urkunde vom Jahre 1105 vor, in welcher er unter den als Zeugen angeführten Pröpsten die erste Stelle einnimmt (cf. Leuckfeld, Antiquitat. Katelenburg. p. 24 und Ejusd. Antiquitat. Walckenred. S. I. p. 253).

2) Cuno 1123.

3) Heinrich, vom J. 1125—1144, stand bei den Erzbischöfen Adelbert I. und II. von Mainz in vorzüglicher Gunst, welche das Stift unter seiner Regierung ansehnlich beschenkten. In einem katelenburgischen Diplom vom J. 1134 (s. Leuckf. a. a. O. S. 27) hat er vor den Aebten und weltlichen Fürsten, die dasselbe bezeugten, den Vorrang. Daß im 12. Jahrh. in dieser Gegend der Weinbau schon eifrig betrieben wurde, erhellt aus zwei Dokumenten, worin er seinen in der Nähe liegenden Weinberg dem Stift verehrt. Als aber dieses Grundstück von seinem Nachfolger Burkard veräußert worden war, so suchte der Propst Werner im Jahre 1210 diesen Verlust durch Ankauf eines andern von vierzehn Acker wieder zu ersetzen.

4) Burkard I. v. 1144 (?) — 1148.

5) Burkard II. v. 1148 — 1168.

6) Burkard III. 1184 (Leuckfeld Antiq. Walkenr. P. II. p. 140) 1193 (?) 1196 (?). Nach Anderer Meinung stand Burkard I. dem Stifte von 1150 bis 1196 vor, nach Jovius sollen zwei Pröpste dieses Namens unmittelbar auf einander gefolgt sein.

7) Werner I. 1188 (?). 1195. 1198. 1202. 1206. 1207. 1210. 1217. (?)

8) Hermann I. (von Blankenburg) 1212.

9) Burkard IV. (II.) 1213. 1218. 1221. 1223. 1226. 1228., zugleich Domherr zu Halberstadt, auch balsamenischer Archidiakonus. (Vergl. Leuckf., Antiquitat. Walkenred. P. I. p. 139 und Lenzens Hist. von Halberstadt, S. 187).

10) Werner II. (nach einer Urkunde vom 7. Juli 1294, von Libesberg, den Jovius wohl ohne Grund zu der gräflich Kirchbergischen Familie zählt), 1230. 1231. 1233. 1251.

11) Hermann II., auch Propst zu Limburg und Domherr zu Mainz, nach Jovius aus gräflichem Geschlechte und ein Blutsverwandter des Propstes zu Nordhausen, Eiliger, Grafen von Hohnstein 1277. 1280. Da in einem Documente vom J. 1294 Eckard Mein sich den dritten Propst nach Werner genannt hat, so muß entweder vor oder nach diesem noch ein Propst eingeschaltet werden.

12) Eckard Mein oder Meyn; aus einem noch zu Anfange des 15. Jahrh. blühenden adeligen Geschlechte, 1294.

13) Eberwein (Eberwinus) von Cronberg, auch Domherr zu Mainz (1293), 1299. 1300.

14) Eberhard (von Stein, de Lapide), 1315, wo er auch Cantor ecclesiae Moguntinae heißt.

15) Nikolaus, 1335.

16) Hermann III. (nach Gebharde in den hist.-geneal. Abh. 4. Thl. S. 112. fg., ein Sohn Heinrichs III., Grafen von Blankenburg), war auch Archidiakonus zu Jechaburg, und stand, wie Jovius behauptet, dem Stifte von 1339—66 vor. Leuckfeld (Antiq. Com. Blankenb. p. 74) hingegen läßt ihn dieses Amt erst 1355 antreten. Seiner wird bereits im Jahre 1319 gedacht (s. Gebhardi a. a. O.)

17) Heinrich von Pholde (Pfuhl, Fulda?), Pfaff und Schreiber des Erzbischofs Gerlach von Mainz, wurde zwar von dem Papste selbst zum Propste bestätigt, mußte aber dieses Amt den 14. August 1366 zu Aschenburg dem Grafen Heinrich von Schwarzburg wieder abtreten. Im Jahre 1371 erscheint er als Kanonikus unseres Stiftes.

18) Heinrich (XXI.) Graf zu Schwarzburg, Domherr zu Hildesheim. Seine Aeltern waren Heinrich XVII. von Schwarzburg, Herr zu Arnstadt und Agnese, geb. Gräfin von Hohnstein. Man muthmaßt nicht ohne Grund, daß er im Jahre 1374 die Propstei an

19) Bußo von Querfurt überlassen habe.

20) Heinrich (Graf?) von Gleichen, 1384—88.

21) Günther (XXXI.), Graf zu Schwarzburg, Domherr zu Würzburg und Cöln, ein Sohn Günther XXV. und seiner Gemahlin Elisabeth aus dem Hohnsteinischen Hause, denen er 1358 geboren wurde, 1396.

22) Günther (XXXVII.) Graf zu Schwarzburg und Domherr zu Cöln, jüngster Sohn Günther's XXIX. und Anna's, Landgräfin von Leuchtenberg, Bruder des Erzbischofs Günther von Magdeburg, geboren im Jahre 1391, erhielt die Propstei 1399, und besaß dieselbe bis 1407.

23) Heinrich von Werberg wurde 1404 von dem Papste Bonifacius IX. zum Propste des Stiftes ernannt, und behauptete sich in dieser Würde troß des Widerstrebens des erzbischöflich mainzischen

Stuhles, welcher sie dem Sohne Adolphs von Nassau, Johann, zuwenden wollte. Jedoch gelangte 24) der Letztere in der Folge wirklich noch dazu, und erscheint in den Jahren 1414. 1415. 1416 u. 1418 als Propst.

25) Berld Wilding soll um's Jahr 1427 gestorben sein.

26) Johann von Rengelderode wurde den 27. Dec. 1427 Propst. Eine Urkunde vom 11. Juni 1431 erwähnt ihn zugleich als Provisor des erzbischöflich mainzischen Hofes zu Erfurt. Am 8. Dec. entsagte er der ersten Stelle, welche nun

27) Heinrich (XXXII.), Grafen von Schwarzburg zu Theil wurde, der 1440 am Sonntage nach Martini geboren war. Der Papst hatte in diese Veränderung blos unter der Bedingung bewilligt, daß die Propstei einstweilen einer andern, vollkommen dazu passenden Person übertragen werden sollte, bis Heinrich das erforderliche Alter erreicht hätte. Ein solcher Stellvertreter scheint im Jahre 1456 Heinrich Gaßmann gewesen zu sein. Erst den 25. Okt. 1459 übernahm der Graf dieses Amt selbst, welches er aber wegen seiner Wahl zum Administrator des Bisthums Bremen (1463) und zum Bischofe zu Münster (1464) seinem, den 21. Febr. 1449 gebornen Bruder

28) Heinrich (XXXIII.) im J. 1465 überließ, der außerdem mehrere geistliche Stellen bekleidete, und die gegenwärtige bis zum 19. Nov. 1481, an welchem Tage er bei einem Angriffe auf die Stadt Delmenhorst eine tödtliche Wunde empfing, verwaltete. Sein Leichnam ist in der Stiftskirche zu Bremen beigesetzt.

29) Heinrich (XXXIV.) Graf von Schwarzburg, Bruder des vorigen, erblickte das Licht der Welt den 10. August 1452, wurde um's J. 1475 Kanonikus und 1481 Dompropst zu Hildesheim, und den 30. Dec. des nämlichen Jahres von dem Papst Sixtus IV. zum Dompropste zu Jechaburg bestätigt. Er starb Ostern 1499 und soll in der genannten Stadt begraben liegen.

30) Heinrich (XXXV.) Graf zu Schwarzburg, geb. den 31. Dec. 1456, hatte schon 1470 eine Domherrnstelle in Straßburg erhalten, wozu 1479 ein Kanonikat nebst einer Präbende in Köln und 1499 die Propstei Jechaburg kam. Jovius irrt, wenn er behauptet, daß Heinrich zu Straßburg gestorben und beerdigt sei, da vielmehr nach glaubwürdigen Zeugnissen sein Tod zu Arnstadt, Mittwochs nach Viti 1505, erfolgte.

31) Wilhelm, Graf zu Hohnstein, gelangte 1505 zur jechaburgischen Propstei und 1507 zum Bisthum in Straßburg, und leistete 1510 auf die erste Verzicht, worauf sie von dem Grafen Heinrich von Schwarzburg an

32) Heinrich Reuß von Plauen, Herrn zu Greiz und Kranichfeld, verliehen wurde, dessen bis zum J. 1531 in diesem Ver=

hältnisse gedacht wird. Er ist wahrscheinlich der Nämliche, welcher laut der reußischen Geschlechtstafel (Genealogia Ruthenorum Comitum ac Dominorum in Plauen. Norimbergae 1715. fol. Tab. IV.) als Dechant zu Cöln und Kanonikus zu Mainz, den 18. Sept. 1532 gestorben sein soll.

33) Ernst III. Graf von Mansfeld und Herr zu Heldrungen, welcher 1543 dieses Amt freiwillig niederlegte.

34) Johann Günther, Graf zu Schwarzburg, oder vielmehr dessen Vater, Günther XL. als Administrator. Der erste war zugleich Domherr zu Cöln, Straßburg, Bamberg und Würzburg. Im J. 1544 entsagten etliche Canonici des Stiftes dem Papstthume, und bekannten sich zur evangelischen Lehre. Dadurch und durch einige bald hierauf von dem Grafen Günther, z. B. wegen Entrichtung der Zinsen an einen von ihm selbst dazu bestellten Einnehmer getroffene Verfügungen fand die Reformation auch hier ungehinderten Eingang, und die bisherigen Verhältnisse lösten sich endlich völlig auf.

Laut einer Urkunde vom J. 1481 betrugen die Einkünfte der Propstei 30 Mark Silbers. Vergleicht man aber die darüber geführten Rechnungen, so findet sich hinlänglicher Grund, dieselben weit höher anzuschlagen. Nach der Reformation wurden sie nebst dem Ertrage der Präbenden und Vicarien zu Errichtung einer Stadt- und Landschule zu Sondershausen, zu Besoldung der Geistlichen daselbst und zu Jechaburg, ingleichen zu Stipendien für Studirende und zu weltlichen Zwecken (ad usus saeculares) verwendet. Die Einführung der Lutherischen Lehre in der untern Herrschaft des jetzigen Fürstenthums, konnte nur allmählig von Statten gehen, und erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhundert (1572) ganz vollendet werden, da noch im Jahre 1554 der Dechant, Senior und das Capitel zu Jechaburg vorkommen.

Das Stift besaß beträchtliche Güter an benachbarten und entfernten Orten, z. B. zu Großenehrich, Gorsleben, Oberbösa, Oberspira rc., welche sämmtlich anzuführen zu weitläuftig sein würde.

Alles was wir über die Dauer und den Zustand der ehemaligen Domkirche wissen, beschränkt sich auf den kurzen Bericht des Jovius, „daß dieselbe noch vor wenig Jahren und bei Mannes Gedenken (also, da dieser Gelehrte 1630 starb, vielleicht bis zu Anfang des 17. Jahrh.), wobei ein Klausener gesessen, gestanden habe, aber folgends, nachdem das Papstthum gefallen, allgemachsam eingegangen sei," und auf die wenigen Bemerkungen, welche der schwarzburgisch-sondershäusische Rath und Archivar, Joh. Andr. Zeiz, bei einem Besuche derselben am 8. April 1715 aufgesetzt hat. Dieser beschreibt zuerst ein auf dem Altar befindliches, mit mehren andern Figuren umgebenes Marienbild, von hohem Alter und ausgezeichneter Schönheit, unter dem man folgende Verse liest:

Christiparam cuncte gentes venerentur adorent,
Hujus et assiduo numina magna colant.
Coelituum chorus hanc nunquam celebrare recusat:
Hujus et ante pedes procubuisse genu.

Ferner erwähnt er ein hier aufgestelltes hölzernes Bild des Apostels Petrus. An dem Taufsteine fand er die Jahrzahl MCCCCXCIIII. und an einer Emporkirche: 1648, welche letztere vielleicht andeuten soll, daß dieser in den Unruhen des dreißigjährigen Kriegs verödete und seines Daches beraubte Tempel damals wieder zum Gottesdienste eingerichtet worden sei. Auch hatte sich eine Glocke mit dem Bildnisse des Apostels Petrus und der Jahrzahl MCCCLVIIII. erhalten. Nach den noch sichtbaren Trümmern der vorigen Kirche bestimmt jener Gelehrte die Länge derselben mit Einschluß des Thurmes auf 72, die Breite auf 14 Schritte. Der durch seine Thüringischen Volksmärchen bekannte Forstsekretär Ludloff zu Sondershausen erzählt in den von ihm herausgegebenen Gemeinnützigen Blättern für Schwarzburg (1808. N. 46. S. 461 f.): „das Gemäuer der Kirche und Burg (?) sei vor ungefähr 90 Jahren gänzlich abgebrochen worden, um die Steine zu andern Zwecken zu verwenden. Auch habe man das letzte Stück Mauer auf der Spitze des Frauenbergs, in der Gegend einer Krähenhütte, in welchem er ebenfalls einen Rest der Burg (!) zu erkennen glaubt, vor etwa 50 Jahren mit zu dem Bau des neuen Flügels des fürstlichen Schlosses benutzt."

Noch wiederholen wir am Schlusse die in Friedrich Gottschalcks Sagen und Volksmärchen der Teutschen 1. B. (Halle 1814. 8.) S. 225—229 enthaltene Erzählung: Der Schwan am Frauenberge, die wir aber unmöglich für eine ächte, aus alter Zeit von Mund zu Mund fortgepflanzte Volkssage gelten lassen können, da sich derselben Manches von den Erfindungen späterer Chronisten, welche Wahrheit und Dichtung nicht streng zu scheiden pflegten, und worüber eine unpartheiische Kritik das Verdammungsurtheil gesprochen hat, augenscheinlich beigemischt findet. Wir werden uns freuen, wenn die Leser, in Erinnerung an das bisher über Jechaburg aus ächten Quellen Geschöpfte, unserer Ansicht beitreten, und in jenem Mährchen, so wie es gegenwärtig gestaltet ist, blos das Erzeugniß eines neueren, zwar mit Jechaburgs Geschicken ziemlich vertrauten, aber den Eingebungen seiner Phantasie und dem Rathe gleichgestimmter Freunde allzuwillig folgenden Schriftstellers erblicken.

Der Schwan im Frauenberge.

Bei Sondershausen, im Fürstenthum Schwarzburg, liegt gegen Abend ein hoher Berg, der Frauenberg genannt. Hier stand in den Zeiten des grauesten Alterthums das Bild der Göttin Jecha, in welchem die Thüringer ihre Diana verehrten. Sie wallfahrten fleißig zu ihr auf den Gipfel des Berges, den damals dunkle heilige Haine bedeckten, und opferten reichliche Gaben an Wildpret und Geflügel. Am häufigsten geschah dieß zur Zeit des heutigen Osterfestes, wo der lieben Frau, so nannte man sie, unbeschreiblich viele Opfer dargebracht wurden. Mit Bonifaz Erscheinen verschwand aber ihr Bild, und an die Stelle trat die Mutter Maria, der Bonifaz auf dem Berge einen Tempel erbauen ließ. Auch zu diesem wallfahrtete man, auch ihr brachte man reichliche Opfer. Die Zeit hat jetzt jede Spur dieses Tempels verwischt, und der heilige Hain ist nicht mehr, aber das Volk besteigt noch immer am dritten Ostertage den Berg in großen Schaaren. Warum? das weiß es wohl selbst nicht, es ist einmal so der Gebrauch. Man geht hin, es regne oder schneie, ergötzt sich an der schönen Aussicht, und nimmt von den kleinen Schraubenschnecken, die nur an diesem Berge leben, einige als Wahrzeichen mit zurück.

Das Mährchen vom Schwan im Frauenberge, das erzählt bei dieser Wallfahrt aber gewiß manches Mütterchen dem zarten Kinde, wenn es am Fuße des Berges im Dorfe Jechaburg an dem krystallhellen Brunnen sich erquickt.

> „Siehst du das helle Wasserchen? siehst du, wie es aus dem Innern des Berges hervorquillt? weißt du, wo es herkommt? — Ich will dir's erzählen. Der Berg, vor dem wir stehen, ist ganz hohl. Horch, wie dumpf es klingt, wenn ich mit dem Fuße stampfe! Sieh', in dem hohlen Berge ist ein großer, großer See. Ueber dem See spannt sich ein lieblich blauer Himmelsbogen aus, der ist mit vielen schönen funkelnden Sternen besäet, die flimmern und glänzen gar herrlich in den See. Auf der ruhigen Wasserfläche rudert seit Anbeginn der Welt in ewigen Kreisen ein silberweißer Schwan, der lebt vom Ausfluß des Glanzes der Sterne, und hält im Schnabel einen goldenen prächtigen Ring. Als der liebe Gott die Erde schuf, da gab er ihm selbst den Ring in den Schnabel, damit er die Welt im Gleichgewicht erhielte. Wenn einmal der Schwan den Ring fallen läßt, dann geht die Erde unter, dann ist das Ende der Welt."

Die Entstehung dieser lieblichen Dichtung, die mir von einem Freunde solcher Volksmythen in Sondershausen mitgetheilt ist, soll seiner Meinung nach folgende sein: Als die Jechaburg, welche neben dem Tempel der Maria nach Bonifaz Zeiten erbaut war im Jahre

933 durch die Hunnen belagert und erobert wurde, hatten die Mönche des Klosters während der Belagerung viele kostbare Schätze auf dem Berge verscharrt. Um nun zu verhindern, daß auf der zerstörten Stätte nicht nach Schätzen, die hier befindlich sein könnten, gegraben und ihr Verscharrtes gefunden werden möchte, brachten sie das Mährchen vom silberweißen Schwan unters Volk, und sagten: es sei gefährlich, auf dem Berge starke Erschütterungen vorzunehmen, zu hacken oder zu graben; denn man könne leicht die dünne Oberfläche des Berges durchhauen, der Schwan werde durch das Eindringen des Tageslichts erschrecken, den Ring fallen lassen, und dann gehe die Welt unter. Das gutmüthige Volk glaubte es, nicht erwägend, daß ja die Burg ohne solche Erschütterungen weder erbaut noch zerstört werden konnte.

Hesse.

☞ **Berichtigung.**

In der Ueberschrift dieses Artikels ist aus Versehen der Frauenberg und Jechaburg in die obere Herrschaft des Fürstenthums Schwarzburg-Sondershausen versetzt worden, da beide doch bekanntermaßen in der unteren, nämlich nahe bei der Stadt Sondershausen liegen, — was hierdurch berichtiget wird.

D. R.

Die Ebersburg.

Doch du dort, alter Thurm, öd' und zerfallen,
Willst du nicht auch von Lieb' ein Wörtlein
sagen?
Mich dünkt es, deine morschen Quadern lallen
Ein böses Lied, aus alten bösen Tagen! —

Der holde Frühling war in's Land gekommen. Ein sonniger Himmel mit heiterer Bläue, grünende Fluren mit blüthenvollen Bäumen, duftende Wälder mit fröhlichem Finkenschlage waren seine Begleiter. Und wie die Natur zu neuem Leben erwacht ist, so erwacht auch in der Brust des Menschen eine neue Lust zum Leben, es treibt ihn hinaus in die frohe Schöpfung, um mit eigenen Augen den Frühling zu sehen und ihn zu empfinden.

Auch mich bewog ein schöner Maitag, hinaus zu wandern aus der drückenden Enge der Stadt und meine Schritte nach der Ebersburg zu lenken. Nach einem kaum zweistündigen Gange stand ich auf der Straße von Nordhausen nach Stollberg am Fuße eines nicht unbedeutenden, mit schönem Buchenwald bewachsenen, den Harz begrenzenden Berges, auf dessen Gipfel sich ein rother Thurm in einsamer Höhe erhebt. Ein klarer Bach bespült den Fuß des Burgberges, und seine Wellen murmeln leise, gleich einer Sage aus vergangenen Zeiten, über glatte Kiesel dahin. Jenseit des Baches liegt am Hügel eine Hütte, in die ich eintrat und mich sodann auf

dahinstarb, schienen wieder zu ertönen, und Erinnerungen an finstere Zeiten hervorzurufen. Hinaus aus diesen kalten Mauern, den Zeugen menschlicher Frevelthaten, hinaus an's heitere Sonnenlicht und in das knospende und duftende Leben des Frühlings! — Und die Brust hob sich freier, als ich mich auf einer Bank des Burghofes niederließ und mich ausruhte. Sodann bestieg ich den über dem Schloßberge sich erhebenden Vaterberg, welcher durch seine herrliche Aussicht die Mühe des Ersteigens herrlich belohnt, und schied endlich von Berg und Burg mit dem stillen Wunsche, daß es gelingen möge, aus dem gräflich Stollbergischen Vereins-Archive zu Stollberg Nachrichten über die Ebersburg zu erhalten, indem dies die einzige Quelle für jetzt noch ist. —

Aemilianus.

Das Schloß und die Domaine Wendelstein.

Es giebt viele schöne, anziehende Gegenden in dem gesegneten Thüringen, und so manche Besitzung, welche sich durch weite Ländereien und einen fruchtbaren, reichen Boden auszeichnet; aber wenige mag es in diesen Gegenden geben, wo diese beiden Vorzüge auf eine so seltene Art vereinigt sind, als bei Wendelstein. An dem linken Ufer der Unstrut, da wo sich das Thal der goldenen Aue schließt, erhebt sich ein mehr als 100 Fuß hoher, isolirter Berg, der nach der Südseite gegen die Unstrut zu sehr steil abfällt, nach den andern Seiten aber langsam sich verflacht, und ein natürliches Glacis bildet. Auch noch jetzo würde sich dieser freistehende Berg für eine Festung eignen, wenn sich in der Nähe desselben eine bedeutende — Stadt oder eine wichtige Heerstraße befände, oder wenn der enge Paß, die Steinklebe genannt, welcher sich unterhalb Wendelstein nach dem Städtchen Nebra hinzieht, einer Schutzwehr bedürfte. Weit mehr aber als diese Gedanken, verdient die ausgezeichnet schöne Lage von Wendelstein unsere Aufmerksamkeit; nach allen Himmelsgegenden hin bieten sich uns höchst freundliche Bilder dar. Dort an der Unstrut hinunter liegt das stille, aber so denkwürdige Memmleben, denn hier beschlossen zwei der trefflichsten deutschen Kaiser, Heinrich I. und Otto I., ihre irdische Laufbahn; an einen Berg gelehnt zeigt sich Bucha, durch den gewaltigen Christian von Bucha, den Statthalter des großen Kaisers Friedrich I. in Italien und Erzbischof von Mainz bekannt; ein reicher Kranz von Ortschaften und Städtchen zieht sich an dem Gebirge hin bis zu dem fernen Kiffhäuser, den so wundervolle

Sagen auszeichnen. An der Unstrut hinauf finden wir Roßleben, dessen Kloster und Schule mit der Geschichte von Wendelstein genau zusammenhängen. Hinter Wendelstein nach Mitternacht zu, sehen wir den langen Zug des herrlichen Forstes, der früher den Besitzern von Wendelstein wegen seines reichen Wildstandes so viel werth war.

Doch wir wenden uns zu einer ernsteren Beschäftigung. Fragen wir nach der frühesten Geschichte von Wendelstein, so müssen wir auch hier beklagen, daß die ältesten Urkunden, welche uns einiges Licht über diese Zeit geben konnten, längst verloren gegangen sind, und wir sehen uns leider gezwungen, bis zum Jahre 1332 nur Wahrscheinlichkeiten statt urkundlichen Geschichten über Wendelstein mitzutheilen. Die Thüringer, ein alter deutscher Stamm, deren Name früher als Hermunduren erscheint, gründeten in dem fünften Jahrhunderte ein großes, mächtiges Königreich, welches ganz Mitteldeutschland umfaßte. Die Franken besiegten um 530 den letzten König der Thüringer, Hermanfried, und übergaben den Sachsen, welche ihnen in dem Kampfe gegen die Thüringer beigestanden hatten, den ganzen nördlichen Theil von Thüringen, von der Unstrut bis zur Ohre unter Magdeburg. So fiel auch die Gegend wo Wendelstein liegt, in die Hände der Sachsen, welche hier höchst wahrscheinlich zuerst an dieser wohlgelegenen Stelle eine Burg erbauten. Denn ist die Höhe des Berges auch nicht bedeutend, so gewährt sie doch eine freie, weite Aussicht, und die Gränzlinie an der Unstrut, sowie der Höhenzug der Finne ließ sich von hier weithin überblicken. Die einzigen Ueberreste jener frühen Zeit, sind jene versunkenen Grabhügel, welche einst den tapfern Anführern aufgerichtet wurden; wir finden die deutlichen Spuren derselben auf dem Höhenzuge, welcher sich von dem Dorfe Klein-Wangen bis über Ziegelrode hinaus erstreckt. Einige derselben sind schon geöffnet worden, und Urnen, sowie Ueberreste von Waffen beweisen das hohe Alter dieser Grabstätten; wer kennt aber den Zeitpunkt, wann sie errichtet wurden?

Die Frage, ob der Wendelstein jener Berg sei, wo im Jahre 648 der Herzog von Thüringen, Radulph, eine hölzerne Burg erbaute, in welcher er dem Frankenkönige Siegebert glücklich wiederstand, läßt sich nicht beweisen; allerdings stand jene Burg auf einem Berge über der Unstrut (castrum in quodam monte super Vnestrode fluvio etc. vide Chronicon Fredegarii capt. 87.), allein dieser Berg wird nicht näher bezeichnet, weshalb schon manche andere Berge genannt worden sind, die auf der linken und rechten Seite der Unstrut liegen. Nachdem Karl der Große nach einem langen und blutigen Kriege die Sachsen unterworfen hatte, theilte er das bezwungene Land in Gaue, welche unter einem oder mehrern Grafen standen. Wendelstein gehörte zu dem Hassegau, welcher von der Unstrut und Saale umgeben, bis Eisleben und Hettstedt sich erstreckte. Die ersten Strahlen des Christenthums mögen sich hier in der Mitte

des achten Jahrhunderts verbreitet haben; da Karl der Große schon 777 mehrere Kirchen in der Nähe von Wendelstein (z. B. Allstedt, Osterhausen rc.) der Abtei Hersfeld schenkt. Später übergab dieser große Kaiser diese Gegenden in kirchlicher Hinsicht dem von ihm gegründeten Bisthume Halberstadt; über der Unstrut lag der Sprengel des Erzbischofs von Mainz.

Im neunten Jahrhunderte hatten die Voraltern Heinrich I. große Besitzungen in diesem Gaue; Herzog Otto der Erlauchte überließ 912 bei seinem Tode diese Güter seinem Sohne, Heinrich I., der sich oft in Memmleben aufhielt, um hier in den weiten Wäldern, und in den damals ganz versumpften Wiesenflächen an der Unstrut das Vergnügen der Jagd zu genießen. Mit großer Wahrscheinlichkeit nehmen wir an, daß Wendelstein mit seinen Forsten und Ländereien der herzoglichen, und dann der kaiserlichen Familie angehört habe. In Memmleben war ein kaiserlicher Hof mit einem Hofmeier (villicus); da aber die Güter von Memmleben bald an das dort gestiftete Benedictiner Mönchs-Kloster gegeben wurden, so mag Wendelstein mit seinen großen Gütern dem kaiserlichen Gute geblieben sein. Die Frage, ob sich nicht vielleicht der große Heinrich I., der so viele Kämpfe mit den Ungarn zu bestehen hatte, und oft das unbeschützte Memmleben besuchte, in Wendelstein eine sichere Zufluchtsstätte bei unerwarteten Ueberfällen der Ungarn bereitet habe, kann auch aus Mangel geschichtlicher Beweise nicht beantwortet werden, so viel auch die Frage für sich hat. Späterhin bei den Kämpfen gegen die Wenden, welche oft die Saale überschritten, mag diese Burg als Schutzwehr gedient haben; ob aber damals von diesem Volke der Name der Burg entstanden sei, läßt sich nur vermuthen. Otto der Große verlieh den größten Theil der thüringischen Güter seinem treuen Vasallen und Verwandten Hermann Billung, unter welchem wahrscheinlich auch Wendelstein sich befand, da die in der Nähe von Wendelstein liegenden Besitzungen ihm übergeben wurden, wie vorhandene Urkunden es bestätigen. Nachdem das Billung'sche Haus mit dem Herzog Magnus 1106 ausgestorben war, kamen die Güter desselben in mehrere Hände; es läßt sich aber nicht bestimmen, wann die mächtigen und reich begüterten Grafen von Orlamünde zum Besitze der Herrschaft Wendelstein kamen. Schon im zwölften Jahrhunderte besaßen sie Wiehe mit Rabinswalde und einem großen Theile der Finne. Die unruhigen Zeiten und die häufigen Streitigkeiten mit den Landgrafen, welche die Grafen von Orlamünde im Vertrauen auf ihre große Macht wenig achteten, veranlaßten die Grafen Friedrich III. und Hermann VII. von Orlamünde und Herrn von Weimar, die Burg Wendelstein zu erbauen; oder, was wohl noch richtiger sein möchte, sie wiederherzustellen. Die offene Fehde, bekannt unter dem Namen des Grafenkriegs, brach 1343 aus, nachdem Graf Heinrich von Orlamünde den Landgrafen Friedrich, der mit einem zahlreichen Gefolge durch Erfurt ritt, durch die bekannten

höhnenden Worte: „Fritz woher? Fritz wohin?“ auf's neue verletzt hatte. Der Ausgang des Kampfes war für die Grafen sehr nachtheilig. Wiehe fiel mit dem Schlosse in des Landgrafen Hände, der es zerstörte, und die Grafen mußten in dem Frieden 1344 ihre Stammbesitzung, die Grafschaft Orlamünde, dem Landgrafen so übergeben, daß sie ihm nach ihrem Tode zufallen sollte. Kurz nachher erhielt der Landgraf auch Wendelstein, welcher es den Grafen von Querfurt und dann den Herren von Heldrungen als Lehn übergab.

Als 1406 Friedrich IV. der Friedfertige oder Einfältige, Herr des Landes Thüringen wurde, sahen sich 1412 seine nächsten Vettern, der Herzog von Meißen, Friedrich der Streitbare und Herzog Wilhelm gezwungen nach Thüringen zu ziehen, um die nachtheiligen Unternehmungen des Schwiegervaters des Landgrafen, des listigen Grafen Günther von Schwarzburg, der die thüringischen Länder und Lehne an fremde Herren verkaufen wollte, zu hindern. Dietrich von Witzleben gehörte zu den „heimlichen“ des Herzogs Friedrich des Streitbaren, und hatte sich das Vertrauen und die Zuneigung dieses Fürsten in einem hohen Grade erworben. Als Belohnung für seine treuen Dienste, und zur Sicherstellung eines wichtigen Lehnes übergab ihm der Herzog Friedrich den Wendelstein mit seinen großen Gütern. Aus den Urkunden, welche der fleißige Horn dem Leben des Herzogs Friedrich beigefügt hat, geht hervor, daß diese Uebergabe im Jahre 1414 erfolgt sei, obwohl es schwer zu entscheiden ist, welche Besitzungen damals zu Wendelstein gehörten. Die Familie von Witzleben besaß dieses schöne Lehngut 200 Jahre, und bewies fortwährend ihre Dankbarkeit für diese Schenkung durch treue Anhänglichkeit an das Kurhaus Sachsen. In dem verderblichen Bruderkriege, welcher 1445 — 1450 zwischen dem Kurfürst Friedrich von Sachsen und seinem Bruder, dem Herzog Wilhelm von Thüringen, geführt wurde, stand Christian von Witzleben dem Kurfürsten redlich bei, bis der Frieden von Naumburg 1451 diesem verderblichen Kriege ein Ende machte. Bald hierauf begleitete 1461 Heinrich von Witzleben zum Stein den Landgrafen Wilhelm III. auf einer Pilgerreise nach Jerusalem, welche er nach einer Abwesenheit von 28 Wochen glücklich beendigte.

Bei dem Anfange der Reformation war Dietrich von Witzleben Besitzer des Wendelsteins, jedoch konnte er derselben nicht öffentlich beitreten, da der Herzog Georg von Sachsen, welcher Oberherr dieser Gegend von Thüringen war, die Reformation auf alle Weise zu hindern bemüht war. Als aber dieser Fürst 1539 kinderlos starb, so fielen seine Länder dem Herzog Heinrich zu, welcher ein treuer Anhänger der neuen Lehre war, und die Klöster aufheben ließ. Dieses Schicksal traf auch das Augustiner Nonnenkloster Roßleben; die Herren von Witzleben waren schon lange Vögte dieses Klosters, welches um das Jahr 1140 von dem Grafen Ludwig von Wippra gestiftet, und

mit reichen Gütern beschenkt worden war. Es geschah bei der Aufhebung der Klöster sehr häufig, daß Privatpersonen, die wenig oder gar keine Ansprüche auf die Klostergüter hatten, sich demohngeachtet derselben bemächtigten, wodurch die frommen Zwecke der Stifter und Begründer derselben vereitelt wurden. Unter der großen Menge dieser gewissenlosen Menschen machte Heinrich von Witzleben eine ruhmvolle Ausnahme; denn er verwandelte mit Einwilligung des Kurfürsten August 1554 das Nonnenkloster Roßleben in eine Schule, übergab derselben alle Klostergüter, und sorgte durch 30 Freistellen für unbemittelte Schüler. Diese wohlthätige Stiftung, welche noch jetzo von dem frommen Sinn ihres Begründers zeugt, hat seit drei Jahrhunderten segensreich gewirkt, und wird unter der Leitung würdiger Administratoren und der Fürsorge treuer für das Wohl ihres Landes besorgter Fürsten länger dauern, als jenes Gebäude, welches Wolfgang Dietrich von Witzleben 1596 zur Ehre seines verstorbenen Vaters in Wendelstein errichtete; über der schön verzierten Thüre desselben findet sich eine schwer zu entziffernde lateinische Inschrift, welche in einer deutschen Uebersetzung also lautet:

Dem edlen und trefflichen Herrn Heinrich von Witzleben
auf Wendelstein
seinem ersehnten Vater
wollte dieses Denkmahl erbauen und weihen
Wolfgang Dietrich von Witzleben
dessen einziger u. nachgeborner Erbe.
im Jahre Christi 1596.

Daß die dauernde Liebe zum Vater bezeuge die Nachwelt
Und erzähle mein Werk und auch die kindliche Treu,
Zwang mich die fromme Pflicht zu beendigen dieses Gebäude
Nach des Erzeugers Tod, der es im Leben begann.
Alles besieget die Liebe, besiegt die beharrliche Arbeit,
Gottes schirmende Huld führte den Meister zum Ziel.
Itzo steht das Gebäu', doch spottend verhöhnt uns die Zukunft,
Hat sie doch wieder ein Werk, daß einst zernage ihr Zahn.

Denn es verändert die Zeit ja die Form des gewaltigen Weltalls.
Und bezeuget, daß nichts Irdisches dauernd besteht.
So sinkt dieses dahin, und jenes erhebt aus dem Staub sich
Wieder das andere dort findet nicht bleibende Statt.
Weil's nun so ist, so such' ich den Meister, welcher ein Haus mir
Gründe, das trotzt dem Orkan und auch des Blitzes Gewalt!
Sicher ruhet der Grund; denn die Werke, welche die Hoffnung
Und der Glaube gebaut, dauern Jahrhunderte durch.

Zwei Jahrzehnte nach der Erbauung dieses Denkmals der kindlichen Liebe, sah sich Philipp Heinrich von Witzleben gezwungen 1616

den Wendelstein mit seinen großen Gütern an Hans Heinrich von Hesler für 86,500 Gulden pfandweise so lange zu überlassen, bis das schuldige Capital zurückgezahlt würde. Es entstanden aber bald vielfache Irrungen zwischen beiden Partheien, so daß der Landes- und Lehnsherr, der Kurfürst Johann Georg von Sachsen 1623 eine Sequestration verfügen mußte, um nach und nach die Rückzahlung der Pfandsumme zu bewirken. Für Wendelstein war diese zuerst nur temporelle Uebergabe an den Landesherrn sehr verderblich; zwar wurde hier ein Amt mit fünf ganzen und drei halben Dörfern errichtet, nämlich: Rosleben, Bottendorf, Ziegelrode (damals Mechtilrode), Nermsdorf und Willerstedt und Theile von Alberstedt, Zeisdorf und Saubach, allein diese Vortheile bleiben weit hinter den großen Nachtheilen zurück, die sich bald so verderblich bewiesen. Wendelstein wurde zu einer kleinen Festung erhoben, welche dem Feinde nachdrücklich Widerstand leisten sollte. Die noch vorhandenen Wappen der Familie von Witzleben an den Thoren und Thüren beweisen es, daß schon durch diese Familie der Wendelstein sehr befestigt worden war. Aber nun wurden durch doppelte tiefe Gräben, welche in den Felsen hineingearbeitet wurden, durch wohlgeschützte Thore, durch hohe Wälle und befestigte Thürme die Sicherheit und Stärke des Hauses außerordentlich vermehrt. Es gereichte jedoch dem Schlosse wie dem Vorwerke zum großen Nachtheil, daß die Gebäude des letztern unmittelbar an die Gräben des Schlosses stießen, wodurch das Schloß an Festigkeit, das Vorwerk an Sicherheit verlieren mußte. Die furchtbaren Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges blieben in der ersten Zeit desselben von Wendelstein fern, bis im Jahre 1635 der Kurfürst den ebenso unpolitischen als verderblichen Separat-Frieden zu Prag mit dem Kaiser Ferdinand schloß, und sich von der Verbindung mit den Schweden lossagte. Durch diesen höchst voreiligen und unüberlegten Schritt des Kurfürsten kam unsägliches Elend und Zerrüttung über Sachsen, und die Verluste, welche die letzten dreizehn Jahre des dreißigjährigen Krieges herbeiführten, brachten das Land seinem gänzlichen Untergang nahe.

Da das Haus Wendelstein, wie es damals genannt wurde, nicht so bedeutend war, um eine große Besatzung zu seiner Vertheidigung aufzunehmen, so war es eine leichte Beute der kriegführenden Partheien, und alle Schrecken des Krieges mußte es im vollsten Maaße erdulden. Schweden und Kaiserliche, Franzosen und Sachsen trieben hier abwechselnd ihr blutiges und zerstörendes Spiel, bis endlich Wendelstein nur ein Trümmerhaufen war, auf welchem einige Gestalten, die halb verhungert waren, umherirrten. Die Beweise dieser schrecklichen Verwüstung finden wir nicht allein in den Akten des Archivs zu Wendelstein, sondern bis zu dieser Stunde zeugen von dieser Catastrophe noch die Steine, die zerrissenen Mauern, die niedergestürzten Thürme und die überall sichtbaren Ueberreste einer gewalt-

samen Zerstörung. Von dem Schlosse blieb nur noch ein kleines Haus, und von dem Vorwerk eine halbe Scheune übrig. Alles Vieh war geraubt, und die Aecker bedeckten Disteln und dichter Rasen. Am schrecklichsten waren die Verwüstungen, welche 1639 bei dem Einfalle des General Banner stattfanden. Mehrere Haufen von dem Ebersteinischen Regimente plünderten und raubten im Februar; im September zerstörten Königsmarkische Truppen auf eine solche Weise, daß der Schaden auf 15,000 Thaler berechnet wurde. Das Schloß wurde von dem schwedischen Troß und den Bauern geplündert und mit Pechkränzen behängt und angezündet, wobei Niemand retten und löschen durfte.

Der so lange ersehnte Frieden zu Osnabrück im Jahre 1648 und der Abzug der Schweden, der nach langen Unterhandlungen im Sommer des Jahres 1650 erfolgte, machte diesen schrecklichen Verwüstungen ein Ende, und das so lange niedergetretene Vaterland erhielt endlich Ruhe. Woher sollten aber die Mittel kommen, um diese niedergebrannten Gebäude aufzubauen, die leeren Ställe wieder mit Vieh anzufüllen, diese jahrelang wüste gelegenen Aecker wieder zuzurichten und zu besäen, ja, woher sollte man die für den Ackerbau, wie für die Handwerke so unentbehrlichen Menschen nehmen? Es war allerdings eine schwere Aufgabe, aber nach und nach kam wieder eins nach dem andern in Gang, und das Todte wurde wieder lebendig. Da sich aber weder die Familie von Witzleben, noch die von Heßler im Stande sahen, diese großen Ausgaben für so viele Anschaffung zu leisten, auch die Pfandsumme nicht herbeischaffen konnten, so wurde Wendelstein mit seinen Gütern und Rechten an den Landesherrn völlig abgetreten. Der Verlust, welcher durch diese von den Umständen geforderten Abtretung die Familie von Witzleben traf, war sehr bedeutend, denn Wendelstein ist eins der größten und fruchtbarsten Güter in Thüringen, indem hier 1824 Morgen an Feld, Wiesen und Triften sich finden, ein herrlicher Forst an 4000 Acker groß, drei Schäfereien, Frohnden, Zinsen rc., wozu noch fünf ganze und drei halbe Dörfer kommen. Daher versuchte späterhin die Familie Witzleben unter dem Kurfürst Friedrich August eine Revision des Abtretungsprozesses zu bewirken, allein ohne den gehofften Erfolg, denn eine freiwillige mäßige Nachzahlung auf Befehl des gerechten Kurfürsten befriedigte nur zum Theil die Hoffnung derselben.

In dem Jahre dieser Abtretung starb der Kurfürst Johann Georg. Ganz gegen die bestehenden Familien-Verträge und den wahren Vortheil des Landes, erhielten die drei jüngeren Söhne des Kurfürsten eigene Landestheile für sich und ihre Nachkommen. Durch diese unpolitische Verfügung erhielt der zweite Prinz des Kurfürsten, Herzog August, die Stadt Weißenfels mit mehreren Distrikten in Thüringen, worunter sich auch das Amt Wendelstein befand. Für

Wendelstein war diese neue Einrichtung von keinem Vortheile, denn die Fürsten aus dieser Linie besuchten Wendelstein nur, um das Vergnügen der Jagd in dem nahen Forst zu genießen, und konnten um so weniger für diese Domaine thun, da sie in eine große Schuldenlast geriethen, wodurch sogar eine kaiserliche Sequestration veranlaßt wurde. —

Der Tod des letzten Herzogs von Weißenfels im Jahre 1746 brachte Wendelstein wieder an das Kurhaus Sachsen zurück, ein für Wendelstein sehr glückliches Ereigniß, welches für die Zukunft viel Gutes hoffen ließ. Schon waren die Spuren des nordischen Krieges, welcher die Schweden 1707 nochmals nach Sachsen führte, fast ganz verschwunden, als bald der siebenjährige Krieg ausbrach, welcher zwar sehr große Lasten und Aufopferungen verursachte, aber jene schrecklichen Verwüstungen nicht kannte, welche den dreißigjährigen Krieg vor allen andern Kriegen auszeichneten. Als nach siebenjährigen Stürmen der Friede wieder zurückkehrte, so traten viele Einrichtungen ein, welche nicht ohne großen Vortheil blieben. Wendelstein sah eine Stuterei entstehen, welche mit auserlesenen polnischen, türkischen und tartarischen Pferden versehen, bald eine große Menge schöner und brauchbarer Pferde lieferte. Eine noch größere Aufmerksamkeit wurde auf die Veredlung der Schafe gerichtet; zu verschiedenen Zeiten wurden spanische oder veredelte Schaafe auf die großen wendelsteinschen Schäfereien geschickt, wodurch die Wolle immer mehr im Werthe stieg. Nicht minder wohlthätig, war die im Jahr 1790 angefangene Schiffbarmachung der Unstrut von Artern bis zur Saale. Auch bei Wendelstein wurde eine Schleuse gebaut, bei welcher Gelegenheit der Kurfürst Friedrich August auch Wendelstein besuchte, als er diese durch seine Theilnahme unternommenen Werke besichtigte. In dem letzten Jahre der sächsischen Regierung wurde noch eine der wohlthätigsten Veränderungen durchgeführt, nämlich die Ablösung der Frohndienste mit Pferden, wodurch den Unterthanen große Erleichterungen zu Theil wurden.

Schnell und ohne das drohende Verderben zu bringen, zogen die Stürme des Jahres 1806 vorüber, und als nach sieben Jahren fast das ganze Sachsen bei den entscheidenden Kämpfen gegen die Franzosen den fürchterlichsten Druck und alle Schrecken des Krieges erfahren mußte, blieb Wendelstein fast ganz verschont. Mit dem Jahre 1815 traten aber hier große Veränderungen ein. Durch die Beschlüsse des Congresses in Wien kam ein großer Theil von Sachsen zur Krone Preußen. Auch das Amt Wendelstein wurde abgetreten, und viele Veränderungen traten nun ein. Das Justizamt wurde aufgehoben, die Amtsdörfer wurden an benachbarte Justizämter abgetreten, und kamen zum Theil an Weimar; auch das Gestüt ging ein. Aber mit großer Aufmerksamkeit wurde

für das Gedeihen des Bessern gesorgt, mag es sich nun auf die Menschen und auf menschliche Einrichtungen beziehen, oder mag es sich um die Bebauung und Benutzung des Bodens oder des Waldes handeln.

So beweißt auch die Geschichte von Wendelstein, daß die Stürme der Zeit und die Verheerungen der Menschen wieder aufhören, und ihre Spuren durch die Hand der Vorsehung nicht allein verschwinden, sondern sich in herrliche Entwickelungen und Fortschritte verwandeln. Vieles ist in neuerer Zeit geschehen, möchten die Fortschritte zum Bessern sich immer schneller entwickeln. —

Rebe.

Der Hülfensberg bei Geismar.

An der südlichen Grenze des Eichsfeldes, zwischen den Städten Mühlhausen und Heiligenstadt liegt ein Berg, der in der ganzen Gegend durch seine Höhe sichtbar, und an seinem bebauten Gipfel kenntlich, unter dem Namen St. Hülfensberg bekannt ist. Zu ihm geschehen alljährlich an bestimmten Tagen aus der Nähe und Ferne zahlreiche Wallfahrten, da einer solchen besonders wunderthätige Wirkungen in schweren Krankheiten zugeschrieben werden.

Dieser schön gelegene Berg erhebt sich im ersten Drittheile seiner Höhe allmählig, wird aber in den übrigen Theilen sehr steil. Sein Fuß wird auf zwei Seiten von einem Bache Friede bespült, über dessen Wasserspiegel bei Geismar der Berg sich, nach einer trigonometrischen Messung, 1024 pariser Fuß erhebt. Nahe um ihn herum liegen vier Dörfer, Geismar nördlich, Töpfer westlich, Bebendorf südlich und Döringsdorf östlich. Zwar führen von jedem Orte Wege zum Gipfel des Hülfensberges, allein der bequemste und auch wohl am meisten benutzte ist der von Geismar hinauf. In der Mitte des Berges, von Geismar aus betrachtet, zieht sich ein Bergrücken links über Döringsdorf nach der Keudelskuppe und Struth über Küllstädt, Wachstädt und Kreuzeber, wo er sich mit der Dün vereinigt. An dieser Nordseite sind auf dem ganzen Wege Stationen (Bildstöcke worauf die Leidensgeschichte Jesu abgebildet) angebracht, vor denen die Pilger beten. An eben dieser Seite entspringt ein klarer, reiner, stets ausfließender Quell, der Hülfensbrunnen; weiter oben, links am Wege nach Döringsdorf, findet sich die Quelle des Bonifaciusbrunnen vor, die aber kein reines Wasser hat.

Hat man den mühsamen Weg zur Spitze des Berges zurückgelegt, so bietet sich oben auf dem Gipfel eine Fläche von 475 Quadratruthen dar, worauf gegen Mitternacht eine Kirche, eine

Kapelle und ein Haus zum Obdache der nöthigen Personen stehen. Der beim Hinaufsteigen so lang entbehrte Himmelsdom zeigt sich wieder, man athmet reinere Luft, und vergißt die Beschwerden des Weges, indem man eilt, die herrlichen Aussichten, welche der hohe Gipfel nach allen Seiten hin gewährt, zu genießen.

Geht man um die Kirche herum und wählt den nördlichsten Punkt des Berges zur Aussicht, so zieht sich unten in Entfernung einer Meile eine herrliche Ebene ringsherum. Mit freiem Auge erblickt man alle Thürme und Dörfer von Kelle bis Küllstedt, abwechselnd mit grünenden Wiesen und wogenden Feldern, mit dunkeln Wäldern und mäandrischen Bächen, mit schönen, tiefen Thälern und himmelanstrebenden Bergen; zur Linken tief unten am Fuße des Berges liegt Töpfer.

Auf der Südseite bildet die Bergfläche eine Spitze, und hier ist es, wo die Aussicht malerisch schön ist. Zuerst fällt der Spiegel des Werraflusses von Treffurt bis Eschwege mit allen Krümmungen und Bewegungen in die Augen; auf beiden Seiten die fruchtbaren Auen mit Dörfern und Meyerhöfen, gerade vor sich hat man Wannfried nebst seinen Umgebungen, links bei Treffurt den Hellerstein, und in der Ferne den Inselsberg bei Gotha, im fernsten Horizonte die Thüringer- und Rhöngebirge, näher die kenntliche Ruine Boineburg, rechts Eschwege mit seinen Umgebungen und die ganze Reihe von Gebirgen, worunter der Meißner mit seiner Front hervorragt.

Zu dieser herrlichen Aussicht, welche wohl viel zum häufigen Besuche des Hülfensberges beigetragen haben mag, muß man einen heitern Tag wählen. Die Wallfahrtstage fallen in die schönste Jahreszeit, Pfingsten, Sonntag und Montag nach Trinitatis und Johannis. An diesen Tagen ist bei heiterem Wetter die ganze Bergfläche mit Menschen bedeckt, die sich aus den entferntesten Gegenden hier versammeln; Katholiken und Protestanten, Kranke und Gesunde, Reiche und Arme besuchen den Berg. —

Die Kirche des Hülfensberges wurde, wie ihr Anblick schon lehrt, nicht auf einmal erbaut; ihr ältester Theil ist die sogenannte Bonifaciuskapelle, die als das Chor der Kirche angesehen werden kann. Sie hat zwei sehr schmale Fensterchen, zwei Thüren und einen offenen Bogen; linker Hand befindet sich das Bild der heil. Märtyrin Wilgefortis (einer bärtigen Jungfrau), wobei ein Opferstock steht. Die Kirche ruht auf vier Pfeilern, hat fünf Altäre und einen Taufstein. An dem hohen Altare wird nur Messe gelesen, und in seiner Nähe befindet sich ein Reliquienkasten, der an Wallfahrtstagen mit um die Kirche herumgetragen wird. Ein aufgerichteter Leichenstein von schwarzem Marmor bewahrt das Andenken Ernsts, eines Sohnes des Landgrafen Karl von Hessen-Rheinfels. Sonst hat die Kirche kein besonders erfreuliches Ansehen. Nahe bei derselben steht eine 1716 erbaute Kapelle, die zur Bequemlichkeit der Communicanten dient, und einen schönen Altar besitzt.

Das Jahr der Erbauung dieser Kirche auf dem Hülfensberge und ihre Gründer sind ganz unbekannt. Einige Chronisten führen

an: „daß in heidnischen Zeiten der Götze Stuffo auf diesem Berge gestanden habe (wonach der Berg Stufenberg genannt worden sei), welcher um 724 von Bonifacius zerstört worden sei, an dessen Stelle er aber eine Kapelle erbauet habe.“ — Allein abgesehen davon, daß nur zwei Stiftungen des Bonifacius in Thüringen, Erfurt und Ohrdruf, von den Zeitgenossen desselben erwähnt werden, erscheint die Gründung dieser Kapelle ganz den damaligen Zuständen zuwiderlaufend, indem der Theil Südthüringens, wozu das Eichsfeld gehörte, noch ganz heidnisch und in beständigen Kriegen mit den Sachsen verwickelt war. Ueberdem ließ Bonifacius nie eine Kirche in der Nähe der Sachsen erbauen, und verwarf z. B. 741 aus diesem Grunde den zum Klosterbau bei Hersfeld erwählten Platz. Wenn ihm nun 741 Hersfeld zu nahe den Sachsen lag, so läßt sich nicht wohl annehmen, daß er schon 724 eine Kirche auf dem Stufenberge gründete, welche ungleich näher, nur drei Meilen von der sächsischen Grenze entfernt lag. Endlich wäre auch wohl dieser Berg der unpassendste Ort in jener Zeit gewesen, indem sein Gipfel da bewaldet und wenig zugänglich gewesen sein mag. Ferner bezweifelt man mit Recht, daß es überhaupt auf jenem Berge ein Götze Stuffo gegeben habe; am gründlichsten hat es Wolf, des Eichsfelds bester Historiograph, in seiner „kritischen Abhandl. über den Hülfensberg, Erfurt 1802“ widerlegt.

Andere Chronisten, unter denen Letzner in seinem „vita Caroli M. Cap. IX.“ besonders speciell, erzählen, daß Karl der Große 774 die Sachsen an der Werra bei Treffurt geschlagen habe, worauf er mit seinen Hauptleuten den Stuffenberg bestiegen und Gott gedanket, wobei er ausgerufen: „Hier hat uns Gott und sonst Niemand geholfen!“ davon sei der Berg Hülfensberg genannt, und Karl habe auf ihm eine Kapelle erbauen lassen.

Betrachten wir diese Angabe Letzner's ein wenig näher, so ergiebt sich bald, daß sie auf großen Irrthümern beruht. Zuerst ist die Schlacht an der Werra und das Jahr derselben unrichtig, indem Karl der Große 774 vor Pavia in Italien stand, und nach allen gleichzeitigen fränkischen Chronisten derselbe nie eine Schlacht an der Werra mit den Sachsen schlug. Dann erzählen aber die angeführten Quellenschriftsteller von einem Siege Karls um 783 über die Sachsen, der in der Gegend des Berges Osnegg bei Detmold in Westphalen erkämpft wurde. Karl der Große bestieg den Berg, und that obenangeführten Ausspruch; ingleichen ließ er eine Kapelle darauf erbauen. Offenbar hat nun Letzner diese Berge verwechselt. Andere Gründe, daß die Kapelle des Hülfensberges nicht aus jener Zeit herstamme, liegen noch darin, daß bei dem bekannten Hasse der Sachsen gegen das Christenthum, die in jener Zeit erbaute Kapelle gewiß von ihnen zerstört sein würde, indem dieselben unter Wittekinds Führung seit 778 Herren eines großen Landstriches bis zum Rheine und der Mosel waren.

Hieraus geht hervor, daß das Jahr der Gründung jener Kapelle auf dem Hülfensberge in viel spätere Zeiten zu setzen ist. Die ältesten Urkunden, in denen der Hülfensberg stets unter dem Namen Stoufenberg vorkommt, sind von 1352, 1357, 1363 und 1367. In

den deutschen Urkunden von 1352, 1370 und 1381 heißt er Sente Gehülfin Berg, und in den lateinischen von 1374 und 1443 wird er mons sancti Salvatoris genannt. Die Urkunde von 1352 erwähnt, „daß Propse von Wannfried Leibeigene mit einem Sattelhofe mime Herren sente Hülfen und siner Kerken zu Stoffenberg verpfändete," woraus hervorgeht, daß unter sente Hülfen wohl der Patron der Kirche zu verstehen ist. Dies zusammengehalten mit dem Ausdrucke mons Scti. Salvatoris läßt uns sente Hülfe als schlechtverdeutschtes Sct. Salvator erscheinen.

Eine andere Ableitung des Namens sente Hülfe ist die, keineswegs ganz grundlose, von dem Bilde der heil. Wilchefortis (sanctum auxilium genannt), welches sich in der Kapelle des Berges befindet und um 1360 Anlaß zu vielen Wallfahrten wurde, wie folgende Inschrift in der Karthaus zu Erfurt bezeuget:

„Hie sehet an wie diß Closter von erst uffkommen ist. In dem Jahr n. Chr. Geb. MCCCLX. was eine große wallfahrt zur Sente Gehülffenberg bei Eschwe im Hessen, umb viel Wunderwerken willen, die da gescheen und viel von den Wallern groß opfer dahin quam, das thete man in 3 Theil, das eine Theil dem Bischof, das andere dem Landherren, das dritte dem Pferner zu Sente Gehülfen, und also bauete man da eine schöne Kirch, und der Pferner wurde riech und wohlhabendich mit viel Geld und Guts. Darnach ward der Pferner krank und machte sein Testament, daß der wirdige Herr Joannes Ortinis ein Probst zu Dorle sollte sein testamentarius sein, und all sein Gut in die Ehr Gottes zu seiner Seligkeit wenden, wie er ihm vertrauet. So war derselbige Probst er Joannes Ortinis ein gottesfürchtiger Mann und erkannte vor das beste ein Karthaus zu stiften und erwarb Läubde von dem Bischofe zu Mainz, auch von dem Ehrsamen Rath zu Erfort, bei Erfort seine Meinung zu vollbringen. Nach solcher Bewilligung sandte der wirdige Herr er Joannes Ortinis Probst zu Dorle seinen Werkmeister aus, umb Erfurt eine Stätte zu beschauen, da ein Karthaus wohl lege; also kam er zwischen dem Löwer und neuen Thor auf der Wolfsweide und überschluge die stätte ab." —

Hieraus und aus andern sichern Nachrichten ersehen wir nun, daß die Kapelle durch ihre Einkünfte jenes Karthaus in Erfurt begründete, und daß um 1360 die Wallfahrten nach dem Hülfensberge anfingen. Hiermit stimmt auch die Aussage vier alter Männer, von denen jeder über 90 Jahr alt war, und welche von dem Domdechant Echtern aus Mainz 1429 um eines Streites willen vernommen wurden, überein.

Unter den unzähligen Pilgern der frühesten Zeiten, finden wir besonders Lübecker, die Jacob von Melle in seinem Werke: de itineribus Lubecensium sacris p. 80 besonders genannt hat, und schon vom Jahre 1370 anführt. —

Da nun viele fremde Wallfahrende nicht nur auf dem Berge ihre Andacht verrichten, sondern auch beichten und communiciren

Beisteuern frommer Genesenen, aufgestellt. Landgraf Christian von Hessen-Rheinfels stiftete auf dem Hülfensberge drei wöchentliche Messen, wozu Kloster Annrode den Priester ernannte, der dafür alljährlich 50 Thlr. bekam. Ebenso erhielt Annrode 50 Thlr. für Wein, Wachs, Hostien und für Löhnung des Kirchendieners. Der Gottesdienst in der Kirche ist so eingerichtet, daß der Pfarrer zu Geismar von Palmensonntag bis Allerheiligen Amt und Predigt auf dem Berge hält, wozu sich die beiden Gemeinden von Bebendorf und Döringsdorf einfinden müssen. Im Winter dagegen wird der Gottesdienst in der Kirche zu Döringsdorf abgehalten. Das ganze Jahr hindurch werden übrigens die wöchentlichen Messen auf dem Berge gehalten. —

Unter den Schriften über den Hülfensberg sind nächst P. Müller, Wolf mehrere in Schlözers Briefwechsel v. 1778 III. Th. Hft. XVIII. No. 45 rc. erschienene Aufsätze bemerkenswerth, die durch Georg Degenhard in seiner disquisitio in superstitionem una cum positionibus ex universa philosophia edita, etc. Heiligenst. 1780. theilweis widerlegt und berichtigt wurden.

Aemilianus.

Lauterberg.

> In den Wipfeln frische Lüfte,
> Fern melod'scher Quellen Fall,
> Durch die Einsamkeit der Klüfte
> Waldeslaut und Vogelschall.
>
> J. v. Eichendorff.

An der südlichen Seite des Harzgebirges liegt, am Eingange einer Thalschlucht und an dem rechten Ufer der Oder, der Flecken Lauterberg oder Lutterberg. Seinen Namen hat der Ort ohne Zweifel von dem Flüßchen Lutter, welches gleich unter Lauterberg in die Oder läuft, empfangen, und die Landschaft in welcher er liegt, kann wahrhaft schön genannt werden. Eine halbe Stunde lang ziehen sich die gut gepflasterten Gassen des „kleinen Bergstädtleins," wie es in alten Urkunden genannt wird, mit ihren reinlich aussehenden Häusern, deren etwa vierhundert sein mögen, und die, obwohl fast alle klein und von Fachwerk erbaut, doch etwas Einladendes und Wohlhäbiges haben, in dem Thale hinauf.

Aus der Geschichte des Städtchens läßt sich nur wenig Bemerkenswerthes anführen.

In einer Fehde des Grafen Ernst von Hohenstein gegen Philipp I. von Grubenhagen, wurde Lauterberg im Jahr 1500 arg verheert, und später, im dreißigjährigen Kriege, von einer Streifparthei überfallen, geplündert und bis auf einige wenige Häuser niedergebrannt. Eine Feuersbrunst, welche, nachdem sich der Ort kaum wieder erholt hatte, im Jahre 1667 ausbrach, zerstörte abermals einen großen Theil der Stadt; doch auch diesmal erhob sie sich aus Schutt und Asche

über vielen sich aufgipfelnden Waldkuppen den Brocken majestätisch hervorragen.

Von der alten Burg Lauterberg oder Lutterberg, welche hier oben ihre Zinnen emporstreckte, sind nur noch geringe Reste zu sehen, denn ein kellerartiger Gang, und Spuren von Wällen sind Alles, was man noch von dem Stammhause der einst mächtigen Grafen von Lauterberg entdecken kann. Die Zeit, in welcher die Burg erbaut wurde, läßt sich nicht bestimmen. Nach einigen Chronisten stand sie schon im siebenten Jahrhundert. Im neunten Jahrhundert finden wir einen Grafen Werner von Lauterberg, welcher drei Söhne hinterließ, von denen der zweite, Günzel, Graf zu Lauterberg wurde. Dieser hatte fünf Söhne, von denen bei der Theilung des väterlichen Erbes Günzelin die Grafschaft Lauterberg erhielt. Zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts waren die alten Grafen von Lauterberg in ihrer Linie schon ganz ausgestorben, (s. Lucä Grafensaal p. 288), und die erledigte Grafschaft war an die mitbelehnten Vettern von Scharzfels, und zwar an den Grafen Burchard gekommen. Derselbe hatte zwei Söhne, von denen Heidenreich nach des Vaters Tode auf Lauterberg residirte. Da er um 1230 ohne männliche Erben starb, fiel die Grafschaft wieder an die Scharzfeld'schen Grafen, an Burchard den Weißkopf und Burchard den Krauskopf. Nur der Erstere verheirathete sich und hinterließ vier Söhne, von denen Graf Otto einen Sohn, Otto den Jüngern hinterließ, welcher nach Absterben der Andern, die Herrschaft allein erhielt. Von seinen drei Söhnen hinterließ keiner Nachkommen, und es starb mit Heiso das Haus der Grafen von Lauterberg und Scharzfels im J. 1396 für immer aus. (cf. Leuckf. A. Poeld. p. 54).

Das eröffnete Lehn mußte nun, als früheres Eigenthum Heinrich des Löwen, an Herzog Friedrich fallen, der Erzbischof von Mainz, der Bischof von Hildesheim und die Aebtissin von Quedlinburg und Gandersheim, machten es ihm aber so lange streitig, bis die Ritter von Minnigerode und von Birkenfeld die Schlösser Scharzfels und Lauterberg in Besitz nahmen, und in des Herzogs Hände lieferten, der sie im Jahre 1402 an den Grafen von Hohenstein Heinrich VIII. mit der rothen Platte, für 1100 Mark Silber verpfändete. (Eckst. Chr. W. p. 26.) Später zahlten die Grafen von Hohenstein noch zweihundert Mark, und wurden nun förmlich mit Lauterberg und Zubehörungen, die sehr beträchtlich waren, belehnt. Die Zerstörung der Burg fällt wahrscheinlich in das Jahr 1500, wo sich Philipp I. von Grubenhagen und Graf Ernst von Hohenstein befehdeten, und wo Philipp von Grubenhagen Lauterberg, Barbis, das Vorwerk von Neuhof und Bartholfelde niederbrannte. Als im Jahre 1593 mit Ernst VII. das Geschlecht der Grafen von Hohenstein ausstarb, wurde die Grafschaft Lauterberg, mit widerrechtlicher Uebergehung der mitbelehnten Grafen von Stollberg und Schwarzburg, vom Herzog Wolfgang von Grubenhagen als ein eröffnetes Lehn eingezogen, und ist seitdem beim Fürstenthume Grubenhagen geblieben.

Die Bergwerke im Lauterberg'schen kamen unter die Direction des Bergamts in Clausthal, der andere Theil der Grafschaft ward in das Braunschweigisch=Grubenhagen'sche „Amt Scharzfeld" verwandelt. Als Philipp II. im Jahre 1596 starb, bemächtigte sich Heinrich Julius von Braunschweig=Wolfenbüttel des Fürstenthums, aber sein Sohn Ulrich mußte es auf kaiserlichen Befehl im Jahre 1616 wieder herausgeben, worauf es (1618) durch einen Vergleich an die Zelle'sche Linie, und endlich durch die bekannten Erbfälle (s. Scharzfels und Herzberg) an das Hannover'sche Könighaus kam.

Von dem Burgberge herabgestiegen, wenden wir uns zu einigen andern Punkten, die von denen, welchen es nicht an Zeit fehlt, besucht zu werden verdienen. Der anziehendste derselben ist, nach meinem Gefühl, der

Ahrensberg,

zu dessen Spitze man auf einem recht interessanten und wenig anstrengenden Wege gelangen kann, und von wo man den ganzen südöstlichen Harz, die Gegend um Walkenried und die Berge bei Ilefeld und Hohenstein übersieht. Besonders schön ist die Aussicht in der Abendbeleuchtung. Die Ruinen des Hohensteins glühen dann wie in Blut getaucht, dahinter steht trotzig der finstre Thurm der Ebersburg, das Kreuz auf der Josephshöhe ist sichtbar, und ganz im Hintergrunde die mächtige Warte des Bergschlosses Kyffhausen. Die Stadt Nordhausen mit ihren Thürmen lagert in der Mitte des lieblichen Bildes, welches wir vor uns haben, und allenthalben liegen Dörfer zwischen üppigen Saaten und unter schattigen Bäumen. Nach Süden hin erblicken wir wieder den Ohmberg mit dem nach Bleicherode hinlaufenden Gebirgszuge, und gegen Westen streift unser Blick, an der alten Burg Scharzfels vorüber, nach den bekannten Höhen bei Göttingen.

Die Königshütte, der Scholm, das Wiesenbeek mit einem schönen Wasserspiegel, der Kummel, die Lutterthäler, die Einhornhöhle, Scharzfels, die Steinkirche, der Rabensberg, — mit einer der schönsten Aussichten am Unterharze, — Walkenried, Römerstein, Weingartenhöhle, sind lauter Punkte, welche nahe liegen und von den Badegästen mit geringer Mühe besucht werden können — und überall empfängt uns die Natur mit jugendlichen Armen, und haucht uns an mit frischem Odem. — Ein sehr angenehmer, belohnender Weg ist der sogenannte Philosophengang, der sich am Fuße der Koldung hinzieht, wo man im Schatten hoher Bäume, den murmelnden Wellen der Oder entlang dahinwandelt, und wo uns eine wohlthuende Ruhe umgiebt, die durch nichts als durch das sanfte Geräusch des Wassers und durch den Gesang der Vögel gestört

wird. Auf dem Rückwege über die Koldung bieten sich köstliche Blicke in die Gegend dar, besonders ist gleich hinter den Wohnungen der Offizianten auf der Königshütte eine Stelle, welche ein treffliches Landschaftsbild abgiebt. Man blickt in das Thal „die Aue," sieht im Vordergrunde die schönen Gebäude der Königshütte, dahinter Lauterberg und hinter Lauterberg die schönen Berggruppen des Harzes in verschiedenen Schattirungen. Diese Landschaft ist von Künstlern oft gezeichnet und man findet getreue Abbildungen in mehreren Werken über den Harz, z. B. in Zimmermann's Anleitung den Harz zu bereisen, in E. v. Berg's Monographie und an andern Orten.

C. Duval.

Haynecke bei Naza.

Dreißig Jahre lang war Thüringen von den fürstlichen Brüdern Friedrich, Wilhelm und Balthasar mit seltener Eintracht regiert worden. Da starb im Jahre 1381 Friedrich der Strenge, und Balthasar ward, nach friedlicher Uebereinkunft mit den Erbverbrüderten, Thüringens alleiniger Landgraf. Und er war ein milder Herr, beharrlichen Strebens, sich und Andere glücklich zu sehen. Aber, wenn auch oft, so wollte es mit solchem Streben doch nicht immer gelingen. Mannichfache Fehden zerrissen nicht selten die Friedensfahne, die er segnend über sein Land zu schwingen gedachte. So waren die Eichsfelder, die sich vor der Mainzer Bischofsmütze beugten, dem Thüringer Lande gefährliche Nachbarn. Balthasar hatte die Stadt Langensalza seinen landgräflichen Besitzungen einverleibt. Darob haderte der Erzbischof zu Mainz, und trieb die Eichsfelder hinüber in des Landgrafen Gebiet, daß sie mit kecker Hand das neue Eigenthum ihm streitig machen sollten. Und sie streiften, ohne sich zu einer rechtlichen Fehde zu stellen, verheerend und verwüstend in den nachbarlichen Gau. Da bauete Balthasar — es mogte in dem Jahre 1392 sein — auf der nordwestlichen Schulter des Haynich-Waldes, der seinen Rücken wie eine Grenzscheide zwischen Eichsfeld und Thüringen hinstreckt, eine Burg zu Schutz den vielgeplagten Unterthanen, und zu Trutz den räuberischen Nachbarn, und nannte sie: Haynecke („Hainhecke"). Und wenn es fortan die Eichsfelder wagten, über ihre Grenzen keck und flüchtig herüberzustreifen, da wiesen sie die tapfern Mannen, die auf der Haynecke wachten und schützten, mit blutigen Köpfen zurück, und sicherten sich, so oft es Noth that, durch verabredete Zeichen des Landgrafen Hülfe. Denn von der Wartburg Zinnen, wo sich Bal-

thasar gefiel, erreichte leicht der Blick die nur drei Stunden fernen Mauern, die zu Schutz und Trutz des Haynichs Scheitel krönten. Und siehe, an dem festen Damme brach sich bald der Feinde verheerender Strom. So war die Haynecke der umliegenden Landschaft Schutz und Schirm geworden.

Wenn sie auch nun forthin noch lange von dem waldgekrönten Gipfel stolz und drohend niederschaute, so war doch ihre Hauptrolle gespielt und ihre Aufgabe gelös't; und wenn auch die alten Chroniker hin und wieder den Vorhang lüften, womit die Zeit ihre allgemach verfallenden Zinnen umhüllt; so stehet sie unter den thüringenschen Bergschlössern doch nur als Statistin auf der Bühne der Geschichte.

Also finden wir sie in den Händen des verhaßten Apel's von Vitzthum. Aber der Stern des allvermögenden Fürstenlieblings erbleicht — denn „Verrath schlägt seinen eigenen Herrn" — und Apel kann den stolzen Nacken nicht des Jochs erwehren, das die Reichsacht ihm auflegt. Die fürstlichen Brüder, Friedrich der Sanftmüthige und Wilhelm der Tapfere, in dessen leichtbewegliches Gemüth der schlaue Apel den Samen der Zwietracht gestreut, vereinen sich und senden ihre Mannen vor die zahlreichen Besitzungen des ungetreuen Rathes. So wird auch, als die Fahnen vieler Städte sich zum verbündeten Heere gesellen, die Veste Haynecke im Jahre 1452 eingeschlossen und bestürmt. Die Rotten aber mögen wieder abgezogen sein, eh' noch die Zinnen der Burg ihre Fähnlein getragen. Wenigstens lesen wir nirgends, daß die jungfräuliche Veste jemals einem feindlichen Bewerber sich ergeben. — Als aber die Vitzthume mit ihren Schätzen nach Böhmen geflüchtet, da hat wohl auch die Haynecke den angestammten Herrn ihre Thore geöffnet. Denn in der folgenreichen Theilung zwischen den Söhnen des Churfürsten Friedrich des Sanftmüthigen, Ernst und Albert, ist Haynecke unter den Burgen genannt, die jenem Ernst als erb- und eigenthümlich zugefallen. Und so ist sie dann auch der ernestinischen Linie des Hauses Sachsen, selbst in ihren Trümmern, bis auf diesen Tag verblieben.

Ehe aber noch der Zahn der Zeit ihre Zinnen zernagt und ihre Mauern untergraben, ward sie im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts von dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen, in Uebereinstimmung mit seinem Bruder Johannes, an den damaligen Geheimen Rath und Maltheser Ritter Georg von Hopfgarten, dem Stammvater eines bis auf unsere Tage blühenden Geschlechtes, mit allen ihr zinspflichtigen Dörfern, als da waren: Natza, Craula, Neukirchen, Mülverstädt, Mechterstädt und andere, gegen 1200 Gulden wiederkäuflich abgetreten. Als aber die bestimmte zehnjährige Frist verlaufen, ohne daß jene Summe zurückgezahlt, noch andere 200 Gulden, die zu Baukosten verwendet, erstattet worden, ward Amt und Burg Haynecke 1513 der Familie Hopfgarten erblich anheim gegeben.

Nichts desto weniger mag sich das Fürstenhaus das Eigenthumsrecht an jener Veste vorbehalten haben, denn obwohl der Geschichtforscher andere desfallsige Urkunden in dem Archive zu Natza vergebens sucht, so zeugt doch folgender Lehnbrief des Herzogs Johann

Casimir zu Coburg, der sich durch die Unbilden der Zeit gerettet hat, für jene Behauptung:

„Von Gottes Gnaden, Wir Johann Casimir, Hertzog zu Sachsen ꝛc. Wir behalten uns und unsern Erben an dem Schloß Heineck die Oeffnunge zu allen unsern Noten, Kriegen undt Geschefften gegen männiglichen für, also ob geschehe, daß Wir die unsern in unsern Kriegen undt Geschefften auf das genannte Schloß Haynich zu teglichem Kriege als wir ihn mögen, legen würden, so sollen unsere Hauptleuthe und verordtnete die von Hopfgarten, Ihre Erben und die Ihren vor Schaden und Unfug verwahren, auch Haußmann, Thorwertter undt Wechter die Zeit verköstigen.

Wo aber das berurte Schloß unserer Kriegen undt Sachen halben, die Zeit, so die unsern Offnungsweise, und zu unsere Kriegs-Sachen inne haben, verlohren würde, welches Gott mit Gnaden verhüte, so sollen und wollen wir undt unsere Erben dasselbe uf unsere Kosten wiederum gewinnen, undt den Hopffgarten oder Ihren Erben wieder zu Ihrem Gewalt antworten. Ob ab wir undt unsere Erben solches nicht thun konnten, Ihnen alsdann die Haubtsumme, als zwölff hundert Gulden, darumben Ihre Voreltern selige angezeigt Schloß mit seinen Zugehörunge und Gerechtigkeit hiebevor von Unsern Vorfahren undt Vettern löblicher und seliger Gedechtniß, Hertzog Friedrich undt Hertzog Johannsen zu Sachsen, beyden Churfürsten, an sich bracht, wieder ausrichten und bezahlen ꝛc.“ —

Indessen blieben die Herren von Hopfgarten im ungestörten Besitz der Haynecke bis auf unsere Tage herab und fanden, wenn auch wohl nur selten hinter ihren Mauern Schutz und Obdach. Desto bereitwilliger öffneten sie, vornehmlich in den drangvollen Zeiten des dreißigjährigen Krieges, den Bewohnern der umliegenden Dörfer die Thore der Burg, um sich und ihre Habseligkeiten vor den Unbilden streifender Kriegsvölker zu sichern. Dahin deutet, unter andern Beweisen, auch die Bemerkung, die sich in einem der ältesten Kirchenbücher zu Natza findet:

„Hanß Harseim Juvenis (ein Junggesell) welcher auf dem Hayneck von den Bayerischen Soldaten, die den Hayneck zu plündern gedachten, aber mit Gottes Hülfe und starker Wehr derer, so darin waren, mit Gewalt abgetrieben worden, von der Mauer herabgeschossen worden, ist begraben die Joannis Baptistae (am Tage des Täufers Johannes), haußen vor der Hayneck, postquam milites demigrarunt (nachdem die Soldaten abgezogen). A. C. 1640.“

Nach jenem Tage mag die Burg indessen mehr und mehr verfallen sein. Die Hopfgarten gefielen sich im stillen Thale besser, denn auf des Berges waldiger Höh', und ließen sich in Natza, wo sie auch vielleicht schon früher wohnten häuslich nieder. Aber vermittelst eines unterirdischen Ganges konnten sie sich aus ihrer stattlichen Behausung, die noch jetzt inmitten des Dorfes prangt und an

einem ihrer Mauersteine die Jahrzahl 1551 trägt, in Zeiten der Gefahr auf ihre Veste retten. Als nun aber deren Mauern keinen Schutz und Schirm mehr boten, da verfiel auch dieser Gang, so daß in unsern Tagen selbst der Neugier Blick vergebens seine Mündung sucht. Die Haynecke ward Ruine, und die Familie von Hopfgarten wählte sich anderwärts eine Heimath, bis in neuester Zeit die Gemeinde zu Natza das Rittergut käuflich an sich brachte, und die alte Burg dem Landesherrn von Coburg=Gotha anheimgab.

Wenn aber auch in eine Herzogskrone gereiht, so ist der Glanz der Haynichs=Perle doch erblichen, und gleich einer alternden Wittwe, durch deren zerissenen Schleier die Erinnerung schönerer Tage wundersam uns anblickt, trauern die einsamen Trümmer. Wir aber freuen unter friedlich mildem Scepter uns der Gegenwart; und wenn auch heutiges Tages noch die Eichsfelder zu uns herüberstreifen, so grüßen sie uns doch statt wilden Kriegsgeschrei's mit einem frommen Vaterunser, und nehmen mit wehrloser Hand das Stücklein Brod, das ihnen jedes Christenherz mit dem Gedanken reicht: das Geben seliger, denn Nehmen sei.

Doch an den Trümmern alter Kraft und alter Zeiten weidet sich das Auge gern. Ein steiler Fußweg führt von Natza aus gen Morgen, wo auf hohem Bergesrücken das verfallene Gemäuer trauert. Bald umflüstert ein lichter Buchenwald den sinnigen Wand'rer. Der Erdbeeren lachendes Roth prangt auf des Mooses grünem Teppich und der riesige Hirschkäfer (Lucanus Cervus) spielet sumsend in der lauen Abendluft. Ehe man es ahnt, grüßt, von des Waldes dickbelaubten Kronen überragt, die einsame Veste. Doch vergebens sucht das Auge eine Pforte, daß es von des Berges Haupt hinab sich schwinge in die Thäler, und hinüberschweife bald auf nahe, bald auf ferne Höhen. Nirgends öffnet der Wald seine säuselnden Hallen, nirgends beugen die stattlichen Bäume ihre Wipfel. Das Auge haftet, bald ermüdet, an den starren Mauern. Aber in des Wanderes Seele regt sich unwillkürlich, selbst auf die Gefahr des Haynichs freundliche Hamadryaden zu erzürnen, der verzeihliche Wunsch, daß es früher oder später einer kräftigen Hand gefallen möge, den fast allzukecken Bäumen, die mit dem geheimnißvollen Flüstern ihrer stolzen Kronen ach! des armen Menschenwerks zu spotten scheinen, die scharfe Axt an die Wurzeln zu legen und dem sehnsüchtig schweifenden Blick den jetzt gesperrten Weg zu öffnen und zu bahnen. Und ob auch dann noch der Gesichtskreis immer ein beschränkter bliebe, o so würde sich das Auge doch noch andere Nahrung suchen, als ihm jetzt auf dem beengten Raume das geborstene Gemäuer bietet.

Der Pfad, den man von Natza aus verfolgt, geleitet zu der offenen Pforte, die ihre knarrenden Angeln wohl den friedlichen Genossen, aber nie den feindlichen Schaaren geöffnet. Das schwere Eisenthor jedoch, das sie dereinst geschützt, soll gleichsam noch geheiligt worden sein, indem es die Bewohner Natza's von der Ritterburg herabgetragen und der Pforten eine, die in ihre Kirche führt, damit verschlossen. Dennoch hatte es auch hier keine bleibende Statt, und

ist wohl jetzt, nachdem es öffentlich verkauft, in hundert Formen geschmiedet, von dem Rost und von der Zeit zernagt. — Den einzigen Zugang der Veste überwacht ein Thurm in dem westlichen Winkel der Mauer, der noch jetzt wohl sechzig Fuß emporragt, und dereinst als Warte dem lugenden Blick ein weites Feld erschloß. Und wenn eine Stiege wäre, die auf dieses Thurmes Zinnen uns hinaufzutragen wüßte, möchten dann des Waldes Kronen keck und lustig in die Lüfte ragen, o wir würden über sie hinweg den freien Blick entsenden, und noch jetzt erspähen, ob des Eichsfelds Rotten uns bedrohten, und ob jener alte Landgrafensitz, die ehrwürdige Wartburg nachbarlich und freundlich uns herüber grüße! Etwa in der Hälfte seiner Höhe ist des Thurmes Mauerwerk gewaltsam durchbrochen, und die Sage geht, es habe sich durch diese Oeffnung ein Gefangener der allda geschmachtet, den Weg zur Freiheit gebahnt. — Ein anderer Thurm, der Pforte gegenüber, wölbt sich in dem Innern des Gemäuers, ohne aber, weil er dessen Zinnen nicht mehr überragt, von Außen sichtbar zu sein. Vielleicht, daß dort im schauerlichen Burgverließ so mancher Seufzer, bleichen Lippen sich entringend, still verhallte!

Die Mauern die sich rings zusammenfügen, bilden ein unregelmäßiges Viereck und starren mit ihren zerbrochenen Zinnen und mit ihren leeren Fensterhöhlen wohl noch jetzt an 40 Fuß empor. Die Steine weder künstlich noch gleichmäßig bearbeitet, zeugen von dem flüchtigen Bau. Ein Mauerkranz, der hin und wieder noch erhalten, deutet wohl die Grenze des Gemäuers; aber ob auch hie und da verwitterte Balken schweben, das Gerüst des schirmenden Daches sucht der spähende Blick umsonst, und nur des Himmels Decke wölbt sich ob den Zinnen hehr und freundlich.

Der Raum, den die Mauern umschließen, ist beengt und beschränkt. Mit 36 Schritten in die Länge und mit 22 in die Breite ist er leicht gemessen. Wo einst der Ritter Sporen geklirrt, und der Huf der Rosse gestampft, da wächst jetzt kümmerliches Gras und wildes Dornengestrüppe. Nirgends nur der kleinste Raum zu einem Vorhofe, nirgends die geringste Spur eines Nebengebäudes! Nicht zur bleibenden Heimath eines stolzen Rittergeschlechtes war die schlichte Burg erkoren, und die tapfern Mannen, die sie barg und bergen sollte, fanden wohl auch unter einem Dache Schutz und Wohnung.

Ein tiefer Wallgraben umschirmt nach drei Seiten hin das einsame Gemäuer; nordöstlich aber wehrt ein steiler Berg dem schnellen Andrang kühner Feinde. Vor dem Eingange, wo sich dereinst die Zugbrücke nur den befreundeten Genossen oder dem wehrlosen Wanderer niederließ, ist der Graben gefüllt und geebnet. Von der südwestlichen Seite aber steht die Burg so frei, als stattlich vor den Blicken des Beschauers. Und wenn auch nicht das Immergrün duftiger Sagengewinde sich um ihre Zinnen schlängelt, so rankt sich eben hier ein Epheubaum mit seinem prangenden Zweigengeschlecht so zierlich und so innig an der alten Mauerwand empor, als wolle die ewig junge Natur auch das ersterbende Menschenwerk noch mit dem Brautkranze ihrer Liebe schmücken.

Indem wir aber in den alten Kirchenbüchern blättern, siehe! da begegnet uns noch eine andere wundersame Geschichte, die wir unsern Lesern um so weniger verschweigen mögen, als sie eben in so manchem Dorfe Thüringen's von Mund zu Munde geht, und in Neukirchen, wenn die Räder in den engen Stuben schnurren und die flüchtige Spindel den ungeladenen Gast der Langenweile nicht mehr zu verscheuchen weiß, so manche Stunde schon beflügelt hat.

Nun war es aber eben da, wo in dem Jahre 1689 der tapfere Lieutenant Michael Rebs, der ein rüstiger Held die meisten Feldschlachten des dreißigjährigen Krieges mitgefochten, und bei Eger einst den ganzen kaiserlichen Schatz, der 17 Tonnen Goldes barg, mit 16 kühnen Kameraden ritterlich erbeutet, seinen Ehrennamen: „Mause-Michel" mit sich in die Grube nahm. Die bunten Bilder seines vielbewegten Lebens aber hatte er in seiner Heimath wohl gar oft im traulichen Gespräch entfaltet. Und wie in dem Kirchenbuche aufbewahrt, so blieben auch dieselben hie und da in den Gemüthern haften, und vererbten sich von Kind auf Kindeskind. Wir aber wollen jetzt nur eines jener Bilder vor die Blicke unserer Leser halten.

Es war bei Salzwedel, — so hören wir den greisen Lieutenant den lauschenden Enkeln erzählen, — da ich eines sonderlichen Gottesgerichtes lebendiger Zeuge gewesen. Ein loser Kriegsknecht, der ganzen Compagnie als „leichtfertiger Vogel" bekannt, hatte das Leben verwirkt. Da gab der böse Feind ihm einen teuflischen Gedanken ein. Denn als das Standrecht über ihn gehalten ward, da schrie er laut und keck: „Nicht ich allein bin des gerügten Frevels schuldig; dort, mein Zeltgenosse, war mir in der bösen Stunde Rath und Hülfe!" Und der Angeklagte erbleicht. Indessen war derselbe stets ein treues, frommes Blut gewesen, und das ganze Regiment, das sich von seiner Schuld nicht überzeugen konnte, sparte für den armen Kameraden keine Vorstellungen, keine Bitten. Aber umsonst! Das strenge Commando entschied: „Sie sollen Beide um ihr Leben spielen! Auf der Trommel harrt der Würfel; wessen Wurf die meisten Augen zeigt, der ist gerettet." — Und das ernste Spiel beginnt: „Sechs Augen!" jubelt der Verruchte, hocherfreut, daß er sein Leben leichten Kaufs gewonnen. Die ganze Compagnie durchzuckt's wie bitt'rer Ingrimm; lautlos starren Aller Augen auf den Würfel. Aber bald schleicht leis' und immer lauter ein Geflüster durch die Reihen: Ihm hat der Teufel geholfen! —

„Und sollte der gerechte Gott nicht mächtiger sein?" so denkt und tröstet sich der fromme Krieger. Und er faßt, obwohl mit zitternder Hand und bleichem Antlitz, den verhängnißvollen Würfel. Unwillkürlich rollt er auf die Trommel — und der Höchste hat gerichtet! „Sieben Augen!" schreit der Korporal, und durch die Reihen tönt's frohlockend: „Sieben Augen!" Der Würfel war inmitten entzwei gesprungen — und im nächsten Augenblicke fanden sieben Kugeln den Weg zu dem Herzen des Lügners.

Heinrich Schwerdt.

Ruine Brandenburg.

„Und zu des Schlosses Hallen,
Die auf dem Felsen stehn,
Und, halb in Schutt zerfallen,
So ernst hernieder sehn,
Und ihn zur Wehmuth laden,
Eilt er auf steilen Pfaden,
Still sinnend hinzugehn."

E. v. Houwald.

Das freundliche Fest der Himmelfahrt klopfte mit leisem Finger an Häuser und Herzen und lockte Städter und Dörfer hinaus in den Frühlingstempel der Schöpfung. Fröhliche Schaaren zu Wagen und zu Fuß durchzogen das liebliche Thal, das sich von Eisenach gen Westen bis zur Werra schlängelt, und der projectirten Eisenbahn, die mit ihren brausenden Dampfwagenzügen die Elbe mit dem Rheingebiet verknüpfen soll, das sicherste Niveau zu bieten scheint. Mit trauten Freunden durchflog ich in einem leichten Fiakre duftige Wiesen und waldbegrenzte Fluren, und wenn wir hinaus fragten in die grüßende Menge: Wohin? so tönte uns von allen Lippen die jubelnde Antwort entgegen: „Zur Brandenburg!" Bald war das Dörfchen Neuenhof, das der Landmarschall von Riedesel zu einem reizenden Parke umgeschaffen, von den lechzenden Zungen um so freudiger begrüßt, als ein köstliches Bier seit Jahren schon gar viele Gäste in dem schlichten Gasthaus sammelt. Nun aber zog sich die Straße abwärts der Chaussee, dem rechten Werraufer entlang, und in sinnigen Gesprächen vergaßen wir des holprigen Weges und verflüchtigten die kurze Stunde bis zum Ziele unserer Fahrt.

So eben waren „Heusinger's Sagen aus dem Werrathale" im Druck erschienen. Die Freunde kannten sie noch nicht; und als nun die stattliche Ruine der Brandenburg von ihrem kahlen Bergeshaupte, das sich nahe dem rechten Werraufer emporgipfelt, ernst und majestätisch auf uns niedersah, da baten sie mich, wenn auch nur mit flüchtiger Hand, das Sagengewinde zu entflechten, das wie immergrünes Epheu an den morschen Trümmern rankt. Und es geschah also:

Vor grauen Jahren haus'te auf der Brandenburg ein wackerer Rittersmann, dessen höchster Stolz und dessen süßeste Augenweide die wunderliebliche Tochter war, die ihm die früh entschlafene Gattin geboren. Aber die Liebe klopfte vergebens an das spröde Herz des Fräuleins, denn ein trotziger Hochmuth hatte allda seinen Thron erbaut; und ein stattlicher Freier nach dem andern zog, mit schnöder Kälte abgewiesen, zürnend von dannen. Indessen welkten die Blüthen ihrer Schönheit, und die Werber um des Fräuleins Herz und Hand, wie sehnlich sie am Ende auch nach ihnen schaute, blieben aus. So war sie denn eine alte Jungfer geworden, und wandert nun seit vielen hundert Jahren gar trübselig zwischen dem öden Gemäuer, bald mit emsigem Fleiße die Spindel drehend, bald auf einem blendenden Tuche Knotten trocknend, um die zögernden Freier durch ihre vollen Truhen zu locken, — und gar Manche, denen sie liebäugelnd eine Hand voll Knotten gereicht, haben des andern Morgens in den Taschen eitel Gold gefunden. Oder sie sitzt in einem langen, weißen Gewande in dem Bogenfenster der verfallenden Kapelle und schauet mit schwermüthiger Sehnsucht hinab und hinaus, und harret ihres Erlösers.

Und als die Freunde ihre Blicke zu dem Bogenfenster hoben, siehe, da stand das Burgfräulein in ihrem langen, weißen Gewande, wie eine gespensterhafte Doppelgängerin, in jeder Spalte des Gemäuers und schaute — — „Nein, das sind lebendige Gestalten, das sind Städterinnen! —" lächelte der Freunde Einer, und der Andere, sein Wort ergänzend, scherzte: „Die mögen wohl auch, wie die weiße Dame der Brandenburg, aber minder spröden Herzens, des Erlösers harren!"

Nun aber rollte der Wagen an dem Fuße eines waldgekrönten Bergrückens vorbei, der, als der westlichste Seitenast des Thüringer Waldes unter dem Namen: „Göringsstein," die kahle Höhe überragt, die, mit der Brandenburg geschmückt, sich nachbarlich ihm anreiht. Und eine gar liebliche Sage, die um diese Felsen und in diesen Schluchten flüstert, ward alsbald in meiner Seele und auf meinen Lippen lebendig und ich mochte sie, als wir den Fußsteig, der sich allmählig um den nicht gar hohen Burgberg windet, langsam erklimmten, den lauschenden Freunden nicht bergen:

Eine Geißel des Werragaues war zu seiner Zeit der mächtige Ritter von Brandenburg, Kunz im Bart. Mit der stillen und

ftigen Winfriede von Lindig vermählt, die er einem benachbarten Kloster listiger Weise entführt, hatte er sich in eine lange Fehde mit dem Abte von Fulda verwickelt, die nicht eher geschlichtet ward, als bis er die einzige Frucht seiner kurzen Ehe, den liebenswerthen Bodo, mit Friedensanträgen an den Hof des Fürsten entsendet. Bodo war ein feiner Jüngling, der sich mit dem wilden Treiben seines Vaters nicht befreunden konnte, und in seinen heimischen Wäldern und an den Ufern der murmelnden Werra, so wie inmitten der kühnen Ritter und schönen Frauen, der Troubaduren und Minstreln, die der Abt zu Fulda um sich her versammelt hatte, für die schwärmerischen Gefühle seines Herzens reiche Nahrung fand. Ja, es hatte seine träumerische Sehnsucht in der holden Jugendgespielin, Bertha von Reckrod, die nach dem Tode ihrer Mutter den heimischen Heerd, der unmittelbar an die Brandenburg grenzte, mit dem Hause ihres Oheims, des Marschalls von Harstall zu Fulda vertauscht, Gestalt und Ziel gewonnen und es keimten in den Tiefen seiner Brust die Frühlingsblüthen der Liebe.

Da schlug die Trennungsstunde und der stille Bodo kehrte heim. Und sieh', vom Haupte des Gröningsteines schauten die Mauern einer neuen Zwingburg trotzig ihm entgegen. Denn es dünkte sich der alte Kunz in seiner Veste nicht geborgen, also daß er seine Vasallen und die Beklagenswerthen, die auf des Wegelagerers verheerenden Zügen in dessen Hände gefallen, mit schnödem Uebermuthe zwang, den stolzen Nachbarbau zu fördern. Aber den Junkherr jammerte des Volks und widerten die Zechgelage seines Vaters an, und er flüchtete mit seinen süßen Träumen bald in das geheimnißvolle Dunkel der Wälder, bald an das Ufer des rauschenden Stroms.

So weilt er einst in einer engen schauerlichen Schlucht, unfern des Göringsteins. Schon blinkt der Vollmond durch das Blätterdach lispelnder Buchen, und eine unnennbare Sehnsucht heimelt in des Jünglings Brust. Horch! da plätschert's und flüstert's und rauscht's, und wie von Zauberhand sind die Felsen geöffnet und eine trauliche Grotte wölbt sich, gleich einem schimmernden Feenpallast, vor Bodo's staunenden Blicken. Und an der Pforte winkt und lächelt eine hohe Jungfrau, gleich einem zarten Nebelgebild, und ihr goldiges Gelock umwallet wie ein leichter Duft, das grünliche Gewand und ihr feuchtes Auge und wunderliebliches Antlitz leuchtet, wie von Himmelsglanz umflossen, durch den sternbesäeten Schleier. Und sie lispelt, wie die Quelle, die zwischen Vergißmeinnicht-Ufern perlt: „Sei mir gegrüßt, du Liebling meiner Seele, der du keuschen Herzens an dem Busen der Natur dich selig fühlst." Hulda, die friedliche Nixe des Thals hat dich zu ihrem treuen Freund erkoren." Und wie mit Zaubergewalt zieht es den schwärmerischen Bodo in die offenen Arme der Jungfrau — und der Bund ist geschlossen — und noch oft, sobald der Vollmond durch die Zweige blinkt, freuen sich die Glücklichen des süßen Spiels geheimnißvoller Minne. Aber als des Winters rauhe Hand die Bäume ihres Schmucks entkleidet und den Werrastrom mit einer Eisbrücke deckt, da entschwindet die zauberische Nixe und

tröstet den klagenden Freund: „Auf Wiedersehen, wenn der Frühling keimt!"

Eh' jedoch der junge Lenz die ersten Blüthen aus seinem Füllhorn streute, da war eine andere Blume, schöner denn alle Kinder des Mais, auf Burg Reckrod erblühet. Bertha war in das traute Thal der Werra heimgekehrt, und ihr süßes Bild, von Hulda's Zauber eine Zeitlang überstrahlt, gewann in Bodo's Herzen neue Frische. Und die befreundeten Väter schürten den glimmenden Funken in den Herzen ihrer Kinder, bis sie ihn zur lichten Flamme gefacht, und ehe Bodo wußte, wie ihm geschah, da war die neue Kapelle der Göringsteiner Burg, die der alte Kunz dem einzigen Sohne als Erbe und Wohnsitz bestimmt, gar festlich geschmückt und die Liebenden standen vor dem Burgcaplan, der ehelichen Weihe und des priesterlichen Segens harrend. Aber ach! von Augenblick zu Augenblick trübt sich des Tages heiteres Auge, und ein wilder Sturm heult durch den Forst und in der Tiefe des Thales braus't die schäumende Werra. Und als das zitternde Ja! sich auf des Ritters bleiche Lippen drängt, da zuckt ein flammender Blitz und der tobende Orkan schleudert die Kuppel der Kapelle hinab in das Thal, und — Hulda, eine Königin an Reiz und Pracht, steht zürnend zwischen den Verlobten und breitet ihren luftigen Schleier über den treulosen Liebling und trägt ihn, feierlich entschwebend, hinab in das Brautbett des Stroms.

Aber die neue Zwingburg des Göringer Steins ward gebrochen von des Sturmes Wuth, daß die riesigen Felsblöcke, die sie hinabgeschleudert an die Ufer des Flusses, fort und fort als ein Wahrzeichen gelten, wie ein verrathenes Weib zu zürnen, wie die Nixe des Thales zu strafen weiß. Die schuldlose Bertha aber fand das Glück der Minne an dem Herzen eines neuen Buhlen, während Kunz von dem Grame über den Verlust seines einzigen Sohnes zernagt, in schweren Büßungen die Sünden seines Lebens sühnte, bis er, als der letzte seines ritterlichen Stammes, alt und lebenssatt zu seinen Vätern ging.

Und mit dem letzten Worte standen die Freunde vor dem Thore der Burg, das die gewaltigen Mauerreste, die an der südlichen Abdachung des Bergrückens lehnen, begrenzt. Zwischen den zerstreuten Trümmern lustwandelten und lagerten fröhliche Schaaren, und von dem westlichen Gipfel grüßten Buden und Zelte, und auf der luftigen Plattform schlang die Jugend in festlicher Lust den wirbelnden Reigen. Aber in die Jubeltöne des „Freuden-Schottisch" krächzten Thurmfalken und Eulen, aus ihren Nestern gestört, ihr schauriges Lied, und in das fröhliche Treiben der Gegenwart lugte aus den zerrissenen Mauern trüben Blicks der Vorzeit ernster Geist. Und in sinniger Betrachtung standen die Freunde inmitten des bunten Bildes. Und ich führte sie auf die Zinnen der Burg, und sieh', ein lebensfrisches Panorama war vor unsern Augen ausgebreitet, und ein stiller Friede schwebte über dem saftig grünen Thal, durch das die Werra wie eine schillernde

Schlange sich wand, und aus dem Rahmen der Gebirge lächelte ein idyllisches Landschaftsgemälde, wie es die reiche Phantasie des Claude-Lorrain in den süßesten Stunden der Weihe geahnt. Zunächst dem Hügel, dessen Stirne die Ruine krönt, ist Lauchröden in einen schimmernden Blüthenkranz gehüllt, und in der Kirche des Dorfes prangen einzelne Monumente, die für die jüngste Geschichte der Brandenburg nicht ohne Interesse sind. Schweift jedoch der trunkene Blick über die mäandrischen Windungen der Werra hinüber, so wird er in nordwestlicher Ferne von dem Bielstein gefesselt, um dessen gebleichten Schädel die Libellen der Sage flattern, oder haftet an der Ruine Brandenfels, die von einem der hessischen Bergeshäupter („des Buchenwaldes") wie ein Geist der alten Zeit freundnachbarlich herüberschaut. Und als die Perlen des lieblichen Thales prangen die Dörfer Wommen und Herleshausen mit ihren stattlichen Schlössern, während der lange, seltsam zerklüftete Bergrücken des Kielforstes (1300 F. hoch) wie eine schroffe Scheidewand den Blicken gegenüber steht. Aber das Thal zwischen dem Kielforst und der Werra mit seinen üppigen Wiesen und fruchtbaren Feldern ist dem Geschichtskundigen wie ein blutgetränktes Blatt aus Thüringens Chronik. Denn wir lesen allda eine traurige Geschichte, deren Scene — obwohl sie Galetti (in s. Gesch. v. Thür. II., 47) in das Schwarzburgische verlegt — die Aue gewesen, welche zwischen Spichra, Pferdsdorf, Wartha, Hörsel und Herleshausen bis auf diesen Tag den Namen „Spirau" führt.

Kaiser Heinrich IV. hatte die Sachsen und Thüringer, die sich gegen seine tyrannischen Bedrückungen empört, bei Lupezen (Lupnitz unfern Eisenachs) auf's Haupt geschlagen (1075). Und sie schickten Gesandte in das kaiserliche Lager zu Gerstungen und baten flehentlich um Frieden. Und Heinrich's Vermittler sicherte ihnen, wenn sie sich der Gnade des Kaisers anheimgeben wollten, Leben und Ehre zu. Aber der stolze Heinrich hatte zu dem schmachvollen Trauerspiele, das er aufzuführen gedachte, an dem Ufer der Werra einen stattlichen Thron sich erbaut und die Speere *) seines unübersehbaren Heeres blitzten durch das friedliche Thal. Und der Kaiser harrte höhnisch lächelnden Antlitzes der gedemüthigten Fürsten und Herren, und als sie in geschlossenen Reihen ihren Huldigungseid ihm leisten wollten, da herrschte er ihnen grimmig entgegen: „Wart da!" **) und Einer der Edlen nach dem Andern ward vor den Richterstuhl des Herrschers geführt und „wartete" seines Schicksals. Aber gewaltiger, als sein eidliches Versprechen, war des Kaisers Zorn, und in langer

---

*) Daher der Name des in späteren Zeiten denen von Avemann zugehörigen Burgsitzes „Spirau" (Speerau) und des Dorfes „Spichra," das noch immer in dem Munde des Volkes „Spiehr" lautet.

**) Das Dorf aber, das an dieser Stätte bald darauf gegründet ward, heißt bis auf diese Stunde „Wartha."

bitterer Haft büßten die Fürsten ihr kühnes Beginnen und schwerer, wenn je, lastete das Joch der Knechtschaft auf dem thüringischen und sächsischen Volke.

Und aus dem Thale der Schmach wendeten die Freunde das trübe Auge auf das morsche Gemäuer, das einst, wenn wir dem Sagengeflüster glauben dürfen, des ernsten Drama's stummer Zeuge gewesen. Denn wenn wir auch die unverbürgte Kunde, daß die stattliche Brandenburg, welcher die ehemalige Grafschaft Brandenberg Ursprung und Namen verdankt, bereits im Jahre 454 von den Grafen von Brandenburg erbaut worden sei, die unter den zwölf thüringischen Edeln, so Kaiser Conrad dem ersten Landgrafen Thüringens als Lehnsleute untergeben, begriffen gewesen, schon um deswillen nicht bestätigen mögen, weil ja erst 1130 Kaiser Lothar II. den befreundeten Ludwig mit der landgräflichen Würde beehrt; so wollen wir die anderweitige Behauptung fabelnder Chroniken, daß der Stammvater des Brandenburgischen Geschlechtes, Heinz Wilhelm, mit dem Kriegsheere Karls des Großen, als ein Truppführer der Lanzenschläger aus Welschland gezogen, und sich in dem Werrathale angesiedelt habe, dem Gutachten kritischer Geschichtsforschung anheimgeben und erlauben uns nur zu berichten, daß der Kaiser, jenen ritterlichen Verfechter des Christenglaubens zum Hauptmanne erhoben, und nachdem derselbe die heidnischen Sachsen bei Helmerstädt im Erzstift Magdeburg auf's Haupt geschlagen, und ihren Feldgötzen „Hoereda" erbeutet, mit dem Namen dieses Götzen beliehen, und das Konterfei desselben seinem Schild und seinem Helm einverleibt. *) Daher lautet ein altes Reimlein:

„Die Hoerden führen in ihrem Schild
Mit großen Ohren ein Mannesbild,
Schwarz und roth ihre Farben sind:
Gebt acht auf die Schanz wider'm Find!"

Das Bergschloß aber das er baute, wurde „Brandenburg" geheißen, weil die Schäfer — wie Ursini **) uns berichtet — noch vor dem Einfall der Sachsen in Thüringen, den Wald, der sonst den „Berg" bekränzt, „verbrannt" und dadurch ihren Heerden nahrhafte Weide gesichert. Und bis auf diese Stunde umgrasen Rinder und Schafe den kahlen Bergesrücken und zaubern das erste Bild der Zerstörung zu einem lebendigen Idyll.

Wie aber alle diese Ueberlieferungen in das dämmernde Gebiet der Sage streifen, so ist fort und fort die Geschichte der uralten Brandenburg in einen fast undurchdringlichen Nebel gehüllt, aus dem

*) Andern Nachrichten zu Folge ist das Wappen der Grafen von Brandenburg ein Adler mit zwei Köpfen gewesen.

**) Mencken. script. rer. Germ. II., 1241.

nur je zuweilen einzelne lichte Gestalten tauchen. Wahrscheinlich ward die Grafschaft Brandenberg von dem Kaiser Lothar II. (um's Jahr 1130) seinem treuen Waffengefährten Ludwig, Thüringens erstem Landgrafen zu Lehn gegeben, nachdem ein Sprößling jenes gräflichen Geschlechtes schon im Jahre 1019 auf dem Schauplatze der Geschichte gestanden cf. Leuberi Chron. u. L. Knauth in Saxonia veteri magna in parvo p, 17). Als die erste unbezweifelt historische Gestalt tritt jedoch Graf Burkhard von Brandenburg auf, indem er (1227) seinen Lehnsherrn, Ludwig den Heiligen, in's gelobte Land begleitet, und in seinen alten Tagen (1258) das Cistercienser-Kloster bei Gotha mit einem reichen Vermächtnisse und mit dem Patronatrecht über die Kirche zu Goldbach bedenkt.*) Diese frommen Schenkungen bestätigte sein Sohn Albrecht, der das Schloß Wildeck von den Landgrafen zu Lehn trug, und verkaufte einzelne Besitzungen an die Kirche zum heil. Kreuz (Hospital) bei Gotha. Aber der gordische Knoten, zu welchem sich die Geschichte der Brandenburg verschlungen, ist damit nicht gelös't, und es wäre wohl am Füglichsten, unsere Feder zu dem Schwerte Alexanders umzugestalten, und den wirren Faden ohne weitere Ceremonien abzuschneiden. Indessen wollen wir es doch nicht verschmähen, das Echo alter Chroniken und neuer Hypothesen zu sein. Und so berichten wir, daß unsere stolze Veste, die Landgraf Albrecht der Unartige seinem Lieblinge Apitz zugewendet (? — cf. der Thüringer Wald von Hatham, S. 191) mit mehr denn 60 thüringischen Raubschlössern von dem Racheschwert des friedliebenden und gestrengen Rudolphs von Habsburg (c. 1290) erobert und gebrochen, und daß bald darauf (zu Anfang des 14. Jahrhunderts) das edle Geschlecht derer von Brandenburg erloschen, und ihre weitläufigen Besitzungen den Landgrafen von Thüringen anheimgefallen.**) Dennoch wird unter den Rittern und Herren, die Friedrich der Ernsthafte zur Aufrechthaltung des Landfriedens in dem Kloster Reinhardtsbrunn (1331) um sich versammelt, eines Grafen von Brandenburg gedacht, während noch im Jahre 1368 ein Edler dieses Geschlechtes Amtshauptmann zu Wartburg war. Wenn aber auch diese Seitenzweige des alten gräflichen Stammes hie und da noch grünten, so ging doch die Stätte wo dieser Stamm ursprünglich gewurzelt, aus einer Hand in die andere. Denn nachdem zu Ende des 14. Jahrhunderts Landgraf Balthasar die Brandenburg an die Marschalken von Thomasbrück

---

*) Die Urkunden dieses Vermächtnisses s. in Falkenstein's thür. Chronik II. 681 — 682.

**) Da es geschichtlich erwiesen ist, daß Rudolph die Störer des Landfriedens entweder ächten oder hängen und ihre Raubnester schleifen ließ — denn er achtete Keinen für adelig, der unedel lebte, — so ist wohl von einem späteren Sprößlinge (vielleicht einem Seitenzweige des Brandenburger Geschlechtes oder auch von Thüringens Landgrafen) die zerstörte Burg wieder aufgebaut worden; und es wird dies um so wahrscheinlicher, wenn wir uns durch den Augenschein überzeugen, daß über die Mauern und Thürme, deren Trümmer wir jetzt noch bewundern, gewiß nicht mehr als 3 bis 4 Jahrhunderte dahin gezogen.

versetzt, und nachdem sie die Edlen von Reckrod *), von Brink, von Wangenheim u. A. als ihre Herren begrüßt hatte, so fiel um das Jahr 1811 der westliche Theil der — ob und wann durch Feindes Hände oder durch den Zahn der Zeit? — zerstörten Veste an die Lehensherrschaft des Großherzogl. Hauses von S Weimar-Eisenach, während die östlichen Ruinen der uralten Familie von Herda, deren Ahnen in der Burgcapelle schlummern **), bis auf den heutigen Tag verblieben sind.***)

„Ob aber in Wahrheit die Familie von Herda die stattlichen Ueberreste ihres ehrwürdigen Stammsitzes den materiellen Zwecken der Gegenwart zu opfern und die herrlichen Denksäulen der alten Ritterzeit zum modernen Chausseebau zu verwenden gedenkt?"

Wir wollen es nicht glauben! — tröstete ich die zürnenden Freunde — und wenn der Vandalismus auch gewagt, mit zerstörender Hand die schöne Ruine anzutasten, o so wollen wir uns freuen daß ein edler Sinn dem schnöden Treiben gesteuert, und das stolze Thor der westlichen Vorberge des Thüringer Waldes noch manchem Jahrhundert gesichert. Treten wir denn herein in die Hallen des stattlichen Thores!

Und damit begonnen wir unsere Wanderung über den trümmerbesäeten Berg.

Gleich dem siamesischen Zwillingspaare waren wohl die Burgen, deren Trümmer jetzt den Scheitel krönen, schwesterlich verwachsen. Denn wenn auch ein tiefer Graben beide scheidet, mögen wir doch nimmer glauben, daß zwei Ritterhäuser auf demselben Bergeshaupt sich angesiedelt, und vielleicht Jahrhunderte hindurch in traulicher Eintracht selbander gehaus't. Als eigentliche Veste mag vielmehr die östliche, jetzt Herdaische Burgruine gelten, welche ihre minder umfangreiche Nachbarschwester überragt, und mit der schmucken Kapelle und mit ihren großartigen Mauerresten und mit ihrem stattlichen Rittersaale und mit ihren tiefen Gewölben auf den weit gedehnten, aber dennoch schlichten Bau gen Westen, der vielleicht erst dann, als die wirren Zeiten des Faustrechtes sich ausgetobt, zu einer besondern Burg gestaltet, und einem besondern Adelsgeschlechte anheimgefallen, stolz herniederschaut.

Die Zierde dieses westlichen — jetzt herrschaftlichen — Baues (nach Lauchröden hin), dessen weitläufige Ruinen die Südwand des

---

*) Adam Ludwig von Reckrod († 1703) liegt in der Kirche zu Lauchröden begraben, und wird auf dem dortigen Monumente „Herr von Brandenburg, Unterellen, Warth, Spirau, Neuenhof, Sallmannshausen und Erxleben genannt."

**) Unter andern: Hans Conrad Philipp von Herda, kaiserlicher Botschafter und Verwahrer der Burgveste Ehrenstein, so wie Bastian von Herda, der sich durch seine milden Stiftungen einen bleibenden Namen gesichert.

***) Da Wolf Siegmund v. Herda (geb. 1566) dessen Vater Ehrhardt zur evangelischen Glaubensgemeinschaft übergegangen, in der Kirche zu Lauchröden begraben liegt, so ist wohl schon um diese Zeit die Veste Brandenburg Ruine gewesen.

Berges bedecken, ist ein runder Thurm, der etwa 60 Fuß im Umfange und noch immer, ob sein stolzes Haupt, das wie ein ernster Wächter von des Berges Scheitel in die Ferne lugte, lange schon gefallen, gegen 80 Fuß an Höhe messen mag. Von dem steinartigen Mörtel gehalten, kraft dessen die Bauten des Mittelalters Jahrtausenden trotzen, wird noch manches Falkenpaar auf seiner Stirne horsten und noch manche Eule sich in seinem dunkeln Bauche bergen. Aber auch die Habsucht, die vor wenigen Jahren erst, von dem Zauber der Wünschelruthe gelockt, zu nächtlicher Weile unfern dem Tanzplatze des Berges Rücken durchwühlt, hat sich in's schauerliche Burgverließ, dessen einsame Schrecken die 10 Fuß starken Mauern des Thurmes Jahrhunderte lang mit Nacht und mit Grauen bedeckt, hinabgewagt, indem sie diese Mauern keck durchbrochen, und statt reicher Schätze nur ein Heer von Fledermäusen aus dem sicheren Versteck an's Tageslicht gefördert.

Klettern wir nun aber über Felsenblöcke und durch steile Schluchten in die nahe östliche Ruine, da umragen uns gar stolze Mauertrümmer und das Bild der alten Veste, wenn auch von dem Zahn der Zeit zernagt, tritt wie lebendig vor die Phantasie des Wanderers. Mitten in dem Burghof, wo sich einst die Ritter und Knappen getummelt, winkt noch jetzt ein etwa 16 Schuh breites und 30 Schuh langes Kellergewölbe, das der Fuß vom Eingang bis zum Ausgang sicher und bequem durchwandelt, ob der Blick auch lüstern nach den Fässern sucht, die einst allda gerastet und — geleert. Unfern desselben grüßt der umfangreiche Rittersaal, in dem so manches fröhliche Bankett, so manches lustige Gelag gefeiert, mit den hohlen Fensteraugen in das Zauberthal hinab, das von dem Silberthal der Werra durchflochten, wie ein bunter Teppich prangt. Die geborstene Mauer gönnt den trunkenen Blicken die herrlichste Fernsicht. — In dem östlichen Winkel und zwar unweit eines Rauchfanges, der die Spuren seiner ehemaligen Bestimmung so deutlich zur Schau trägt, als habe die wirthliche Hausfrau erst gestern das Feuer geschürt, betreten wir denjenigen Raum der hohen Burgcapelle, die so manche tapfere Hand, so manches treue Herz in ihrem Grabesschooße birgt. Die kleine Friedenshalle von dreistockigen Mauern umragt, mißt etwa 28 Quadratfuß. In den leeren Fensternischen liegen hie und da noch hölzerne Balken, und der Kalk der übertünchten Wände scheint so frisch, als sei er kaum seit kurzen Monden aufgetragen. Ja, die Stätte wo die Kanzel, deren sich so mancher Greis der nachbarlichen Dörfer noch erinnern soll, dereinst gethront, ist unverkennbar; und aus allen diesen frischen Ueberbleibseln der Vergangenheit tritt uns fast unabweislich die Vermuthung nah', daß mindestens bis in die Zeiten der Reformation die Brandenburg dem ritterlichen Geschlechte derer von Herda ein wirthliches Obdach gewesen. — Schreiten wir nun noch zu dem verschütteten Brunnen, welcher einst des Berges Quellen in seinem tiefen Bette gesammelt, und staunen zu dem sechseckigen Thurme hinauf, dessen zierliche Quadersteine, von künstlichen Händen geformt und gefügt, sich mehr und mehr der schonungslosen Allgewalt der Zeiten neigen, und in einer Höhe von beinahe 50 Fuß

zu einem zerfallenden Kranze sich runden: so haben wir das Bild der stattlichen Ruine, wie mit offenen Blicken, so mit offener Seele aufgefaßt und tragen es — —

„Doch horch! der Abschiedsreigen tönt, denn es will Abend werden, und der Tag hat sich geneigt." — So mahnten die Freunde zum Aufbruch.

Da gingen wir in sinnigem Schweigen dem harrenden Wagen zu. Und als uns nun derselbe durch die jubelnden Schaaren heimkehrender Wanderer trug, und unser Ohr dem leisen Nachhall jener Töne lauschte und der Scheideblick noch einmal an den alten Mauern hing, die, von dem letzten Sonnenstrahl mit einer lichten Glorie umzittert, zu uns niedergrüßten; o da war's als stehe auf den greisen Zinnen die Wehmuth und singe, eine melancholische Prophetin, monotonen Flüsterns:

„So vergeh'n des Lebens Herrlichkeiten!
So entfleucht das Traumbild eitler Pracht!
So versinkt im schnellen Flug der Zeiten,
Was die Erde trägt, in öde Nacht!"

Heinrich Schwerdt.

Schloß Bitzenburg.

Verfolgen wir den Weg, welcher von dem, jedem Deutschen so denkwürdigen Memmleben nach dem Städtchen Nebra führt, so befinden wir uns bald in einem engen Thale, die Steinklebe genannt, wo die Unstrut von schroffen, bewaldeten Bergen umschlossen, ihren Weg langsam fortsetzt, bis sich bei dem Dorfe Klein-Wangen, welches sich an einem hohen Berge anlehnt, das Thal erweitert. Bald tritt, indem wir in diesem höchst freundlichen Thale fortschreiten, auf der rechten Seite die alte Burg Nebra mit dem mahlerischen an und auf dem Berge liegenden Städtchen hervor, welches durch seine Steinbrüche bekannt ist. Sind wir an diesem Städtchen vorbei, so eröffnet sich eine neue Scene; das Thal scheint durch einen Berg geschlossen zu werden, auf dessen Spitze sich die hellleuchtenden Gebäude eines Schlosses zeigen, und wir überzeugen uns bald, daß dies das Schloß Bitzenburg ist. Wir ersteigen diesen durch seine großen Sandstein-Massen ausgezeichneten Berg und stehen bald an dem geschmackvoll erbauten Schlosse, an welches sich ein wohl erhaltener Garten anschließt, der so schöne Aussichten in das Thal der Unstrut gewährt, daß der Freund der Natur, die humane Erlaubniß des Besitzers gern benutzend, sich dieser anziehenden Landschaft mit steigendem Entzücken erfreut und ihre lieblichen Bilder sich tief einprägt.

Auch hier, an dieser freundlichen, herrlich gelegenen Stelle haben sich viele Veränderungen zugetragen, welche unsre Theilnahme verdienen; nur müssen wir beklagen, daß in den Stürmen der Zeit die meisten schriftlichen Nachrichten untergegangen, und nur Bruchstücke sich erhalten haben. Dürften wir dem Geschichtsschreiber Spangenberg überall Glauben schenken, so würden wir noch manches Interessante von den frühesten Zeiten und Ereignissen Bitzenburgs erfahren, denn er erzählt, daß hier Märowäus oder Merwig, König der Franken,

um das Jahr 450 eine Veste gebaut habe, welcher er einen Vitzthum (vicedom) vorgesetzt habe, woher der Name des Ortes entstanden sei. Später habe König Dagobert von Frankreich 630 diese Burg in ein Nonnenkloster verwandelt, was wir sehr bezweifeln müssen, da wir wissen, daß das Christenthum erst 750 durch Bonifacius nach Thüringen kam, und hier durch ihn die ersten Klöster gegründet wurden. Dann berichtet er, daß Graf Bruno I. von Querfurt in dem Kloster Vitzenburg um das Jahr 880 für seine Gemahlin Oda, welche alle ihre Kinder verloren hätte, Gebete veranstalten ließ, damit ihr wieder Kinder zu Theil werden möchten. Bei dem Landsterben im Jahre 989 wäre dies Kloster ganz ausgestorben, und kurze Zeit darauf sei „Elisabeth, Edles gebornes Frewlein von Quernfurt, Herrn „Brunen des andern Tochter, im Kloster Vitzenburg erzogen worden, „vnd ein mal mit einer jhrer Freundin, als es an der Saal vnd Vn„strutt hefftig gestorben, in Behem gen Praga in S. Georgen Closter „geschickt worden, da es ihr darnach zu bleiben gefallen, Sich in dem„selben Einsegnen lassen, vnd hernach Eptissin worden.

„Als aber Hertzog Bisetislaus, die Maure vmb das Schloss zu „Praga erweittern wollen, vnd derenwegen einen Backoffen, zum Closter „gehörig, abbrechen lassen, dafür diese Abtissin zum fleißigsten gebeten, „Und als sie inn Gute nichts erhalten können, den Hertzogen hart „vnd ernst angeredt, mit Gottes schweren Straffen bedrewet, vnd „solches sein fürnemen ein Sacrilegium, einen Kirchenraub vnd Gotts„dieberey genandt, Darüber sie zwar inn grosse Vngnade kommen, „doch der Hertzog jhr solchs, als ein alter verstendiger Herr, weil sie „numehr auch eine alte Matron gewesen, zu gute gehalten.

„Da aber nu derselbige gestorben, Anno 1055. Und sein Sohn „Spitigneus ins Regiment kommen, hat derselbige als bald, im ein„gang seiner Regierung, aus lauter abgunst vnd haß, wider die Deut„schen, ein öffentlich Mandat ausgehen lassen, Das alle Deutschen, „bey verlust Leibs vnd Guts, sich inn einer kurtzen benandten Zeit, „aus dem Land zu Behem hinweg machen sollten, Vnd welcher aus„gangs derselben Zeit, sich würde vber Drey Tage im Lande finden „lassen, sollte den Kopf verloren haben. Vnd solchs hat Er dieser „Abtissin, deren von Quernfurt auch zu entbieten lassen, Und zugleich „also was sie an seinem Vater sich mit schelten solte vergriffen haben, „an jhr rechen wollen. Vnd hat also diese Fraw Elisabeth, in jhrem „hohen Alter, ohne verzug, sich aus Behem, wider in Deutschlandt „begeben, vndt die vbrige zeit jhres lebens zur Vitzenburg verschliessen „müssen."

Wir können nicht sagen, woher Spangenberg diese Nachrichten genommen hat, doch muß es eine sehr unsichere Quelle sein, da nicht nur kein Geschichtsschreiber von diesen Ereignissen etwas erwähnt, sondern auch offenbar viel unrichtiges und unwahrscheinliches darin enthalten ist. Der Wahrheit näher erscheint eine Mittheilung des vorsichtigen Leuckfeld, welchem wir viele und gründliche, geschichtliche Arbeiten verdanken. Er erzählt, daß Graf Conrad oder Cuno von Beichlingen zwei Nonnenklöster in Beichlingen und Vitzenburg gestiftet

habe, welche aber nach seinem gewaltsamen Tode in Verfall gerathen wären, bis Graf Wiprecht II. von Groitsch, welcher die Tochter des genannten Grafen Kuno heirathete, diese Klöster zusammenzog und nach Reinsdorf verlegte. Wir werden gleich sehen, wie diese Mittheilung nur zum Theil wahr ist.

Richten wir nun unsere Aufmerksamkeit auf die gewisseren und beglaubigteren Zeugnisse, so müssen wir zuvörderst auf jene zahlreichen Ueberreste von Waffen und andern kriegerischen Trümmern sehen, welche zu verschiedenen Zeiten auf der Flur von Vitzenburg und des nahen Ritterguts Zingst aufgefunden worden sind. Wir wagen nicht zu entscheiden, ob die Vermuthung einiger Geschichtsschreiber gegründet ist, daß hier die entscheidende Schlacht zwischen Hermanfried und Theodorich vorgefallen sei, oder daß hier der muthige Radulph ein blutiges und siegreiches Treffen gegen die Franken geliefert habe. Zahlreiche Grabhügel altdeutscher Völker bestätigen es unwiderleglich, daß hier schon vor der Besitznahme dieser Gegenden durch die Sachsen deutsche Stämme in dem Schatten der Urwälder wohnten, wenn es auch Niemandem vergönnt ist, die Namen derselben zu nennen.

In der Lebensbeschreibung des Grafen Wiprecht von Groitsch, welche ein Mönch des Klosters Pegau geschrieben, finden sich einige Nachrichten über Vitzenburg, an deren Wahrheit wir nicht zweifeln, da dieser Mönch mit den Ereignissen im Leben des Grafen Wiprecht wohl bekannt war. Nach einer alten Uebersetzung der lateinisch geschriebenen Lebensbeschreibung führen wir diese Stelle, wo Vitzenburg erwähnt wird, hier an:

„Beneben diesem allem (nemlich der Verheirathung des Grafen „Wiprecht mit der Erbin von Weichlingen, der Gräfin Cunigunde) „gieng Graff Wiprechten zu gleicher zeit noch ein solcher wollstand „zu, das ein ansehnlicher Reicher Herr, Wise von Wisenburgk genant, „der ihm mit Blutfreundschafft verwand gewesen, als derselbe nun „alt geworden, ihm alle seine Güter vermacht. Es hatte aber wolgedachter Herr in seinem Städtlein Wisenburgk ein Nonnen-Closter „gestifft, und aus seinen Gütern ein gewis Einkommen dazu geordnet. „Da er nun mit Todt abgangen, sahe Graf Wiprecht für gut an, „das seine Fraw Mutter Gräfin Sigena, welche zum andern mal „war Widwe worden, allda ihr auffenthalt in einem Gottseligen „Christlichen Wandel, biss an ihr ende hatte, versorget auch dieselbe „mit genugsamer Unterhaltung. Sie starb aber nach etlicher Zeit „Seeliglich, und ward den 24. Fubruarij mit sampt zweyen andern „Eptissin diss Klosters alda begraben.

„Weiter trug sich zu, das vmb diese zeit, ein sehr Reiche Fraw, „Graffs Friderichs zu Lengefeld Sohns oder Tochter Tochter, sich an „diesen ort mit alle dem jhrigen, so jerlich 15. Marck goldes Gezinset, „begeben. Die missbrauchte jhres Reichthumbs vnd des Adeligen „herkomms freyheit, auch hulffen jhr die andern Nonnen wol darzu. „Darumb Graff Wiprecht, als der zum Gottesdienst ein grossen Eiuer „trug, ein vnwillen auff sie geworffen, Liess sich auch bald dahin vernemen, Er wolte solchen verath abschaffen. Denn als er vermerckt,

„das die gelegenheit dieses orts zu dem Gottlosen Wesen nicht geringe „vrsach gebe, lag im beides im Sinne, Erstlich wie er der Nonnen „loss würde, darnach wie er mit guter gelegenheit das Closter an „einen andern Ort vorlegte. Liess derhalben an Törichten Nonnen „ein ernsten befehl ausgehen, sie solten sich von dannen erhoben, Da„mit der ort von jhnen nicht vnnützlich bewonet, sondern andern, die „des Gottesdiensts mit mehrerm fleiss abwarteten, eingeraumet würde. „Zuuor war jhm von Bischoff Otten zu Bambergk, Welcher die zeit „wegen seines Gottseligen Wandels vnd Eiuers zu GOttes Wort in „einem grossen Beruff gewesen, gerathen worden, er solte nicht weit „von diesem Stedlein an der Vnstrut ein Mönche Closter stifften, vnd „dahin des Nonnen Closters Gütter wenden. Dem dachte er weiter „nach, vnd Fundirte also, das Closter zu Reinersdorff, zog auch Abt „Windolffen zu rath, wie er ein geschickte vnd düchtige Person be„komen möchte, so alda zum Abt verordnet würde. Den beschickte „Graff Wiprecht, erhielt auch, das er jm gefolget ward. Vnd in „dem nun derselbe zu Pegaw ankommen, vnd wie gewönlich zum „Abt erwehlet worden, fertigte mitler weile Graff Wiprecht ein eilende „Post abe, vnd liess obgemelten Nonnen ankündigen, sie solten vnuer„züglich das Closter reumen, mit angehefften bedrawung, sie wollten „nur kein bedenkzeit nennen, viel weniger aber sich vnterfangen, so „lang zuwarten, biss er mit den Epten vnd Mönchen ankeme."

Wir halten diese Erzählung für historisch wahr, denn daß Graf Wiprecht mit dem, von dem pegauer Mönch „Herr Wise" genannten in nahen Verhältnissen stand, schließen wir aus einer Urkunde vom 14. Juni 1097, in welcher der Kaiser Heinrich IV. dem Grafen Wiprecht von Groitsch wegen seiner geleisteten Dienste, und auf Vermittelung des Markgrafen Heinrich mehrere Güter bei Skölen in der Nähe von Naumburg überläßt. Mit der Erlaubniß, daß der Graf diese Güter seinen treuen Vasallen „Vizic" übergeben könne. Dann ist noch eine andere Urkunde vom 25. März 1121 vorhanden, in welcher Kaiser Heinrich V. erklärt, daß er um seines und seines verstorbenen Vaters Heil, und um die Dienste des Bischofs Otto von Bamberg zu belohnen, dem Stifte Bamberg die Abtei Vicinpurg übergäbe. In einer Lebensbeschreibung dieses Bischofs des Apostels der Pommern wird auch angeführt, daß das Kloster Vitzenburg 60 Hufen Landes inne gehabt, welche durch eine Schenkung des Bischofs Otto auf das Doppelte gebracht worden wäre.

Aus diesen urkundlichen Angaben können wir mit Gewißheit schließen, daß ein gewisser Wise oder Vizic, welcher den Namen des Ortes, oder der Ort seinen Namen trug, die Vitzenburg besessen, und hier ein Nonnenkloster gestiftet habe, welches später nach Reinsdorf verlegt wurde. Nach einigen Nachrichten soll dieser Wiese 1106 gestorben sein, und zwar ohne leibliche Erben, so daß er aus Dankbarkeit seinen Verwandten und Wohlthäter, den Grafen Wiprecht zum Erben einsetzte. Dieser kam bald darauf durch seine Verheirathung mit der Gräfin Cunigunde zu weitläufigen Besitzungen in der Nähe von Vitzenburg, wodurch es ihm um so mehr möglich wurde, eine genaue

Aufmerksamkeit darauf zu richten. Die Verlegung des Klosters nach Reinsdorf muß in den letzten Lebensjahren, des Grafen geschehen sein, da er schon um 1124 in Pegau starb. Seine bedeutenden Erbgüter gingen auf seinen Sohn Heinrich über, da ein andrer Sohn, der tapfre Wiprecht II., schon vor ihm gestorben war. Aber auch Markgraf Heinrich starb schon 1136 in Mainz, so daß nun allein die Gräfin Bertha, Gemahlin des Grafen Dedo von Wettin, von den Kindern des Grafen Wiprecht übrig war. Ob Vitzenburg nun eine Zeit lang ein Eigenthum des Wettinschen Hauses gewesen ist, kann nicht bewiesen werden, wohl aber, daß die Grafen von Querfurt länger als zweihundert Jahre die Vitzenburg inne hatten. Da in den spätern Zeiten dem Geschichtsschreiber Spangenberg mehr Glauben zu schenken ist, als in den früheren, so nehmen wir nach seinen Angaben an, daß Graf Meinhard von Querfurt um 1250 Herr von Vitzenburg war, so wie später Gebhard XI., Gebhard XV., Bruno VII., Bernhard I. nach dessen Tode 1496 die Vitzenburg an Heinrich von Selmnitz kam, von welchem es 1520 an Georg Friedrich von Lichtenhayn abgetreten wurde. Auch diese Familie behauptete nur bis zum Jahre 1649 diese schöne Besitzung, wo sie durch Kauf an Hans Heinrich v. Hessler jun. aus dem Hause Kloster Hessler kam. Der Landkammerrath Friedrich Moritz von Hessler erbaute 1648 das jetzige geschmackvolle, schön gelegene Schloß und vermachte 1803 den Grafen Schulenburg-Baumersrode dieses bedeutende Gut mit Weißenschirmbach, dessen Nachkommen gegenwärtig diese Besitzungen inne haben. Alle Spuren des ehemaligen Klosters sind verschwunden, aber die Reize einer herrlichen Natur sind geblieben, denn

was menschlich ist vergehet,
was göttlich ist, bestehet.

Bodfeld.

Was Menschenhand erbaut,
Was Menschenreichthum schafft,
Wird schnell hinweggerafft!

Vogel.

Wenn Du, lieber Leser, den Harz durchstreifst und das wildschöne, herrliche Bodethal durchwanderst, gelangst Du auch an eine Stelle, welche „das Bodfeld" genannt wird. Diese unbedeutende, von grünem Rasen überschleierte Anhöhe, möchtest Du wohl kaum einer nähern Besichtigung werth halten; aber ziehe nicht so eilig vorüber, denn Du stehst auf einem Platze, auf welchem der geschichtskundige Freund sinnend verweilt, und mit ernsten und wehmüthigen Gefühlen die wüste, einsame Stätte betrachtet. Hier streckte einst eine gar stolze Burg ihre funkelnden Zinnen in die Luft, durch ihre Thore zogen die alten deutschen Kaiser, bald nur von wenigen Dienern begleitet, um hier in stiller Verborgenheit fern vom Geräusche der Welt, einige Tage sich selbst zu leben oder die Freuden der Jagd zu genießen, bald mit allem Glanze irdischer Pracht umgeben, und umschwärmt von den vornehmsten Fürsten und Bischöfen des deutschen Reichs; — in ihren Mauern befand sich einst das Haupt der Christenheit, Papst Victor II., Kaiser Heinrich I. wurde hier von einer Krankheit überfallen, welche seinen Tod herbeiführte, in dieser Veste starb Kaiser Heinrich III. schnell und unvermuthet, und der Löwenherzog Heinrich, der tief Gestürzte, that hier einen lebensgefährlichen Sturz vom Rosse.

Eine kleine Stunde von dem Städtchen Elbingerode, wo ein Thor „das Bodfelder Thor" hieß, lag diese Burg Bodfeld auf einer kleinen Anhöhe, welche der Papenberg heißt, an dem Ufer der Bode, führte also den Namen von dem vorüberrauschenden Flüßchen, und nicht von einem Bodo, den viele Chronisten als den Erbauer der Burg aufstellen. Dicht dabei lag ein Ort *) mit Hüttenwerken, welcher ebenfalls Bodfeld hieß, und nicht weit davon ein anderer Ort, „Erdfeld," von welchem aber schon im 15. Jahrhundert nur die Kirche noch vorhanden war. Die Burg wird verschiedenartig geschrieben. Wir finden bald Bathfelthum, Botfelt, Botfeldon, Bothvelde, Botfelda u. s. w. Ihre Besitzer waren die Kaiser aus dem sächsischen Hause. Sie weilten hier oft und gern und ergötzten sich an den Freuden der Jagd, die damals nicht so gefahrlos sein mochte, als in unserer Zeit. Besonders häufig verweilte auf dieser Veste Kaiser Heinrich I., und von ihm und seinen Nachfolgern sind auf derselben viele Urkunden ausgestellt. Hier wurde Heinrich auch von einer schweren Krankheit befallen, er fühlte seinen Tod herannahen und da er merkte, daß er nicht wieder genesen würde, schrieb er einen Reichstag nach Erfurt aus, um einen von seinen Söhnen zum Nachfolger wählen zu lassen, zog von Bodfeld, sobald eine augenblickliche Besserung eingetreten war, selbst dahin, und von dort nach Memmleben, wo er noch in demselben Jahre — 936 — starb.

Auch Kaiser Otto I. befand sich oft zu Bodfeld. Schon 937 stellte er einige Urkunden aus, z. B. eine in der er dem Benedictinerkloster zu Magdeburg mehrere Güter schenkt, und eine andere, in welcher er den Jagdzehenten von diesem Bodfeld und Sipponfeldon **) an das von seinen Aeltern gegründete Stift zu Quedlinburg giebt, — gewiß keine unbeträchtliche Schenkung, da zu Bodfeld ein bedeutender Bezirk gehörte. Man findet jedoch nirgends aufgezeichnet, wie lange dieser Zehente wirklich an das Quedlinburger Stift geliefert wurde, und auch Fritsch in seiner sonst sehr schätzbaren „Geschichte des Reichsstiftes und der Stadt Quedlinburg, 1828," sagt nichts darüber. Im Jahr 944 befand sich Otto abermals hier, wie aus Sagittar (Antiqq. Magdeb. p. 25) hervorgeht.

Die Hirschjagd lockte auch Kaiser Otto II. nach Bodfeld, der hier auf Zureden seiner Gemahlin Theophania dem Stifte Gandersheim durch ein Diplom vom 27. Sept. 979 verschiedene in Thüringen gelegene Oerter und Güter schenkte. (cf. Leuckf. Antiqq. Gandersh. C. 14. p. 105.) Im J. 980 besuchte er Bodfeld abermals.

Im J. 933 kam Kaiser Otto III. auf die Burg, stellte hier ein noch vorhandenes Diplom aus, in welchem er dem Bischofe von Halberstadt, Hildiward, mehrere Güter schenkt, und 995 unterzeichnete

*) Vielleicht war es blos ein Kloster, denn man nannte noch im vorigen Jahrhunderte den Platz, wo Bodfeld gelegen, „Kloster Bodfeld!"

**) Dieses Sipponfeldon lag bei Harzgerode, wurde später zerstört, aber im J. 1663 vom Fürsten Wilhelm von Anhalt neu erbaut, Siptenfelde genannt, und zählt jetzt gegen hundert Häuser und 400 Einwohner.

er hier ein anderes, in welchem er das Fräuleinstift Herford mit mehreren Gütern dotirt.

Kaiser Heinrich II. gab im J. 1008 diese ganze Gegend um Bodfeld, vermöge eines getroffenen Tausches, an das fürstliche Stift Gandersheim. (Antiqq. Gandersh. C. 14, p. 115. Antiqq. Ilf. p. 220). Von Gandersheim erhielten die Grafen von Hohenstein die Gegend um Bodfeld lehensweise. Dies geschah im Jahre 1125. Eilger von Hohenstein baute nachher nicht weit von Bodfeld eine Stadt, die er nach seinem Namen „Eiligerode" nannte, und welche das jetzige Elbingerode ist. Zu welcher Zeit die Grafen von Hohenstein diese Besitzung wieder verloren, ist nicht mit Gewißheit anzugeben. Mit einigen Stücken wurden im J. 1319 die Grafen von Blankenburg von Gandersheim belehnt, und im ersten Viertel des 15. Jahrh. besaß Hohenstein nichts mehr im Elbingerödischen. Die Stadt Elbingerode kam an Stollberg, wurde später an die Herren von Münchhausen verpfändet, und fiel im J. 1653 durch einen Vergleich an Braunschweig.

Nachdem der geistvolle, thätige, nicht ungebildete und religiöse Heinrich III. schon einmal, im J. 1045, auf Bodfeld verweilt hatte, kehrte er im J. 1056 abermals dahin zurück, und die im wilden Gebirge einsam gelegene Burg, sah damals den Kaiser und den Papst mit glänzendem Gefolge in ihren Mauern. Papst Victor II. war bereits zu Worms von Heinrich empfangen worden, sie waren dann zusammen nach Goslar gezogen, — wo Victor die Einweihung der Stiftskirche auf das Prachtvollste vollzog, und einem glänzenden Mahle, das der Kaiser ihm zu Ehren gab, beiwohnte, — und dann in den Harz nach unserm Bodfeld geeilt, um mit einander in freundlicher Vereinigung einige Zeit zu verleben. Heinrich war hier in seinen stillen Harzwäldern anfangs recht vergnügt, aber seine Freude wurde bald getrübt, denn es lief die Nachricht ein, daß sein Heer von den Wenden gänzlich geschlagen sei, was ihn sehr nachdenklich machte. Um seinen Unmuth zu vertreiben, ritt er auf die Hirschjagd, welche er sehr liebte, kehrte spät und erhitzt nach Bodfeld zurück, überlud sich mit Hirschleber, und ward in Folge dieser Unmäßigkeit so krank, daß er sieben Tage darnach, den 5. Okt., in den Armen des Papstes und in Gegenwart vieler Reichsfürsten starb, nachdem er Letztern noch recht dringend die Seinigen empfohlen hatte. Bald bewegte sich aus Bodfelds Thoren ein glänzender Leichenzug, der Körper des Kaisers ward von zahllosen Fürsten und Herren von hier abgeholt und nach Speier gebracht, seine Eingeweide aber wurden in Goslar beigesetzt. (Lamb. Schafnab. ad an. 1056.) Otto von Freisingen fügt bei der Erzählung dieser Begebenheit noch hinzu, daß Bodfeld an der Grenze Sachsens und Thüringens liege, eine Angabe, welche die damalige Grenze sehr richtig andeutet. Das alte niedersächsische Chronicon hat darüber folgende Worte:

„Hinrick reyt in de Jacht, in dat Holt, dat dar het de Horst, und toch in dat Dorp to Borrvelde efte Botvelde vor dem Hart in dem Brunschwigischen Lande, do starf he."

Seit dieser Zeit hören wir nur noch selten etwas von Bodfeld. Als Heinrich VI. wünschte, die Mißverhältniße zwischen sich und Heinrich dem Löwen beizulegen, schrieb er einen Tag nach Saalfeld aus. Heinrich der Löwe machte sich auch auf ihm zu gehorchen, hatte aber das Unglück, bei Bodfeld durch einen Fall vom Rosse ein Bein zu brechen. Nach Saalfeld sich bringen zu lassen war unmöglich; er kehrte daher in Walkenried ein, wurde von den Mönchen treulich verpflegt und schickte, als es besser mit ihm war, einen Gesandten an den Kaiser, um sich wegen seines Nichterscheinens zu entschuldigen. Dieser entbot ihn nun nach Tilleda, und setzte ihn, als er dort im Jahre 1191 erschien, in alle seine Allodialgüter wieder ein.

Als die Kaiser die Burg Bodfeld nicht mehr besuchten, wurde auf ihre Erhaltung nichts mehr verwandt, und im J. 1258 muß die Gegend schon wieder einer Wildniß geglichen haben, denn Burg und Ort Bodfeld waren verschwunden, und es stand nur noch eine Zeit lang eine Kirche, „die Andreaskirche," deren Geistlicher in steter Lebensgefahr schwebte. Da sie sehr wenig besucht wurde, ertheilte Bischof Vollrad von Halberstadt im J. 1258 eine Ablaßbulle für diejenigen, welche in ihr dem Gottesdienste beiwohnen würden. Dieser Ablaßbrief findet sich in Leuckfeld's Antiqq. Ilf. p. 221. Im Anfange des vorigen Jahrhunderts sah Leuckfeld noch, wie er in der Ilfelder Chronik erzählt, „ein feines Stück Mauerwerk von einer alten Kirchen," und den Platz wo diese Ruine stand, hörte er „den Andreaskirchhof zu Bodfelden" nennen; seit langer Zeit aber ist hier auch schon das letzte Gemäuer verschwunden, und da wo glänzendes und geräuschvolles Leben auf- und abwogte, herrscht jetzt tiefe Ruhe und Einsamkeit. Oede und verlassen liegt der Ort da, nur selten verirrt sich der Fuß eines Reisenden zu ihm hin, und nur der Mäher, der Holzfäller und der Waidmann schreiten zuweilen über die historisch-merkwürdige Stätte.*)

Nicht weit von Bodfeld — etwa eine Viertelstunde davon entfernt — liegt Königshof, (aus einem Viehhof, einer Försterwohnung u. s. w. bestehend), und südlich davon, auf einem Berge des rechten Bodeufers,

die Königsburg.

Sie gehörte wahrscheinlich ursprünglich mit zu den Besitzungen der sächsischen Kaiser, wenn sie nicht, wie von Einigen vermuthet wird, erst später erbauet worden ist. Leuckfeld giebt Kaiser Heinrich I. als den Erbauer dieser Burg an, und sagt: daß sich dieser Heinrich sowohl, als auch seine Nachfolger sehr häufig auf derselben aufgehalten hätten. — Als um das J. 1303 der Bischof von Halberstadt Albert I., — aus dem Hause Anhalt, und ein Sohn Bernhard I., des Stifters

*) Historische Nachrichten über Bodfeld findet man in Leuckfelds Antiqq. Ilf. p. 220 und zerstreut in dessen Antiqq. Halberst. Eine neuere Schilderung von Bodfeld s. in Hoffmann's Ritterburgen des Harzes. — Ueber Bodfeld und die ganze Gegend verdient vorzüglich nachgelesen zu werden: „Bruchstücke aus der Geschichte des Amtes Elbingerode, von Delius!" —

pfindungen, die aus der Thalrunde, welche zu unseren Füßen sich ausdehnt, tief und unvergänglich in das vor Wonne klopfende Herz strömen, gern und freudig bekennen.

An einem der herrlichsten Juniustage, an dem die Natur den schönsten Festmorgen feierte, verließ ich meine stille Klause, um auch den obern Theil des Hainichs, der sich von Mühlhausen aus bis auf die Höhen des Eichsfeldes fortzieht, zu besuchen, theils um die hochgepriesene Aussicht zu genießen, theils um die Beschaffenheit des sogenannten Landgrabens zu erforschen. Zwar ist dieser Landgraben kein kolossales Kunstwerk, wie es die Mandschu's gegen die verwüstenden Einfälle der benachbarten Tartarenhorden erbaueten, aber es ist ein Bollwerk, wie es meines Wissens nach in Thüringen nicht weiter existirt, weshalb auch der Landgraben ohne Zweifel eine Stelle in diesen Blättern verdient.

Etwa zwei Stunden südwestlich von Mühlhausen beginnt bei dem Dorfe Eigenrieden, 500 Fuß hoch über dem Spiegel der Unstrut und inmitten eines freundlichen Buchenwaldes ein Graben, der Landgraben genannt, dessen Hauptrichtung erst westlich dann aber nordöstlich fortläuft, der aber in den mannichfachsten Windungen, je nachdem das Gebiet der Stadt Mühlhausen sich erweitert oder beschränkt, bald östlich, bald südlich streicht und einem gewaltigen Flußbette nicht unähnlich ist. Er mißt in seiner längsten Ausdehnung über drei Meilen. An einigen Stellen, wo das in die Tiefe hinabgerollte Erdreich den Graben noch nicht zu bedeutend verschüttet hatte, fand ich ihn noch über 40 Fuß tief und über 20 Fuß breit; früher aber soll er so tief gewesen sein, daß sogar die unterirdischen Wasser Macht genug erhielten, ihre Schranken zu durchbrechen und den Graben zu füllen.

Die beiden Ränder des Landgrabens sind mit allen denkbaren inländischen Holzarten so dicht bewachsen, daß es beinahe noch jetzt eine Unmöglichkeit zu sein scheint, von irgend einer Seite her durch den Graben in das jenseitige Gebiet zu gelangen.

In der Vorzeit sollen mehr als tausendjährige Eichen die hohen Ufer des Landgrabens bekränzt haben, und dieß erscheint um so glaubhafter, da, wie geschichtlich feststeht, gerade diese Gegend vorzugsweise das Vaterland der Rieseneichen gewesen sein mag, und diese in der heidnischen Vorzeit, namentlich in dem benachbarten Sollstedt, Geismar und dem jetzt zerstörten Dorfe Eichen, die Träger der Symbole des Crodo und Wodan waren.

Jener ungeheure, von der Natur und der Kunst so riesig verschanzte Graben wurde nach verschiedenen übereinstimmenden Nachrichten von der Stadt Mühlhausen im Laufe des zwölften Jahrhunderts angelegt, um die benachbarten räuberischen Eichsfelder von dem städtischen Gebiete abzuhalten, da es zur Tagesordnung gehörte, daß diese, in Bezug auf die Fruchtbarkeit ihrer Felder von der Natur gar stiefmütterlich bedacht, wie Heuschrecken-

schwärme in großen Massen heranzogen, Häuser und Felder plünderten, den Feuerbrand in Dörfer und Weiler schleuderten, reiche Klöster heimsuchten, und mit Beute beladen, dann wieder ihren öden Fluren zueilten. Diese Raubzüge, die nicht selten mit Mord und Frauenschändung verbunden waren, wurden durch die Anlegung des Landgrabens, welcher Mühlhausens ganzes Gebiet auf der nordwestlichen Seite umzieht, entweder gänzlich unmöglich gemacht, oder wenigstens außerordentlich erschwert, und zwar dies um so mehr, da man an denjenigen Stellen, wo der unumgänglichen Communikation wegen, Einschnitte erforderlich waren und der Graben absetzen mußte, nicht nur Sperrthore erbauete, sondern auch große, runde Wartthürme errichtete, die man mit hinreichender Mannschaft besetzte, um das Land gegen unvermuthete feindliche Einfälle und besonders gegen die Besuche der Eichsfelder zu sichern.

Wie auf der Süd- und Ostseite das Territorium der Stadt Mühlhausen durch viele Schutzthürme, welche die umliegenden Anhöhen krönten, geborgen war, so standen auch an dem Landgraben sieben Thürme oder Warten, von denen jede eine Strecke von einer halben Meile Weges beherrschte. Sie führten die Namen der nächsten Ortschaften und hießen: „der Eigenrieder Thurm, die Ziegenwarte, der Dörna'sche Thurm, der Lengefelder Thurm, der Horsmar'sche Thurm, der Hüpstedter Thurm, und die sogenannte „schwarzburger Warte," welche bei dem Dorfe Sollstädt die Reihe beschließt.

Von hier an ist die Gränze von Stunde zu Stunde durch hohe Steine bezeichnet, die auf einer Seite das freireichsstädtische Wappen von Mühlhausen, nämlich den kaiserlichen Adler mit der Mühlhaue, auf der andern Seite aber das Wappen des angrenzenden gothaischen, schwarzburgischen oder mainzischen Gebietes führen; jedoch gehört diese Feststellung der Gränze einer viel späteren Zeit an, da der Verfasser mehre der bemerkten Steine mit der Jahreszahl 1507 bezeichnet fand.

Als der Wohlstand der Eichsfelder sich durch Fleiß und vermehrte Gewerbthätigkeit sichtbar gehoben hatte, und diese längst nicht mehr auszogen, das Eigenthum ihrer Gränznachbarn zu gefährden, sondern die zum nothdürftigen Unterhalte erforderlichen Lebensmittel, die ihnen ihr unfruchtbares Heimathsland nicht bot, durch Kauf und Tausch zum großen Theile aus dem mühlhäusischen Gebiete bezogen, wurde zur Zeit einer großen Theuerung, im Jahre 1424 nämlich, der Landgraben zu einem andern Zwecke benutzt, der zwar im grellen Widerspruche mit der christlichen Milde steht, aber durch die Sitte des damaligen Zeitalters entschuldiget wird, nämlich — — die Ausfuhr der Früchte nach dem Eichsfelde zu verhüten. Der Rath zu Mühlhausen ließ nicht allein die längst verfallenen Sperrthore durch Schlagbäume ersetzen, sondern bestellte auch Gränzwächter, welche die Warten bezogen und deren Pflicht es war, alle Communikation mit dem Eichsfelde zu verhindern.

Ob der Landgraben in viel spätern Decennien abermals zu irgend einem Zwecke benutzt worden ist, und ob derselbe besonders im Bauernkriege eine bedeutende Rolle gespielt hat, steht zwar zu vermuthen, jedoch konnte der Verfasser mit Sicherheit keine Nachrichten davon erhalten.

Bis zur Aufhebung der Reichsunmittelbarkeit mußte der Landgraben alljährlich von den Stadt- und Landbewohnern des mühlhäusischen Territoriums gereiniget werden, und wer nicht selbst Hand anlegen konnte oder wollte, hatte dafür eine bestimmte Abgabe zu entrichten.

Seit dem Jahre 1802 ist das Bollwerk des mühlhäuser Stadtgebietes außerordentlich in Verfall gerathen. Auch einige Thürme, die Erinnerungszeichen einer rauhen, stürmischen Vorzeit, sind in Trümmern zerfallen; aber an ihren Stellen stehen jetzt friedliche Försterwohnungen, deren rothe Ziegeldächer durch die dunkelgrünen Laubhallen der riesigen Buchen recht freundlich und idyllisch hervorlauschen. Die übrigen Thürme, welche dem zerstörenden Zahne der Jahrhunderte bis jetzt kräftig widerstanden, werden ebenfalls von Forstmännern bewohnt, welche die Aufsicht über die der Stadt Mühlhausen zugehörigen, außerordentlich bedeutenden Waldungen zu führen haben; die „schwarzburger Warte" aber, in deren Nähe, am sogenannten Junkersholze, der Landgraben endigt, ist in ein ziemliches Gasthaus umgewandelt, welches — sonderbar genug! — zum „grünen Esel" genannt wird. Ein alter, ehrlicher Bauersmann aus dem Dorfe Sollstädt erzählte mir nachstehende Anecdote, welche zur Entstehung dieses originellen Wirthshausnamens Veranlassung gegeben haben soll.

Früher, in grauer Zeit, als noch Schutz und Gränzwächter hier hauseten, und daß öde Eichsfeld scharf in's Auge faßten, lehnte sich an die schwarzburger Warte bereits ein Gasthaus, „zum grünen Jäger" genannt. Dieses Wirthshaus stand auf dem Gränz-Vereinigungspunkte von drei verschiedenen Gebieten (des mühlhäusischen, schwarzburgischen und gothaischen), und deßhalb walteten wegen Ausübung der Polizei- und Gerichtspflege zwischen den drei Herrschaften so mancherlei Streitigkeiten ob, daß sich zuletzt gar Niemand um die Verwaltung der Polizei und Justiz bekümmerte.

Unter solchen Umständen konnte es nicht anders sein, als daß der „grüne Jäger" bald zum Tummelplatze aller Leidenschaften wurde, womit übrigens der Wirth ganz einverstanden war, da das wüste, zügellose Treiben seinen Beutel füllte. Kein Tag beinahe verging, ohne daß im „grünen Jäger" oder mindestens in dessen Nähe Duelle und blutige Raufereien statt fanden; namentlich aber war es der Sonntag, an welchem die Schlemmer und Wüstlinge der Umgegend allen Lüsten den Zügel schießen ließen. Die Bauernbursche der umliegenden Ortschaften hielten hier Tanz

verjubelten der Eltern sauer erspärte Nothpfennige, und fingen, nachdem sie dem Bachus übermäßig geopfert hatten, gewöhnlich Schlägereien an, bei denen es selten ohne blutige Köpfe abging.

Auch ein Pfarrer aus einem benachbarten Dorfe fand sich täglich bei dem Kneipenwirth ein. Die Sage berichtet nicht, welche Absichten ihn an diesen für seinen Stand und seine Bildungsverhältnisse ganz unwürdigen Ort führten, ob er kam, das Auge an der über alle Beschreibung köstlichen Aussicht zu weiden, oder ob er sich hierher begab, um unbelauscht dem alten Heidengott sein Scherflein zu spenden; genug, er war täglich hier zu finden, und selbst der Sonntag machte von dieser Regel keine Ausnahme.

Einst geriethen zwei Bauernbursche seines Dorfes, von denen der Schwächere sein Pathe war, einer leichtfertigen Dirne wegen in Streit, welcher bald zu Thätlichkeiten überging. Jeder Theil erhielt Beistand, und nach wenigen Augenblicken war die Rauferei allgemein. Die Parthei seines Pathen mußte weichen, und der Pfarrer, von der Liebe zum Frieden gedrungen, und durch die Kraft des Nectar ermuthigt, wagte sich kühn zwischen die tobenden Haufen und suchte durch Wort und Faustschlag die gestörte Ordnung und Ruhe wieder herzustellen. In demselben Momente brannten aber auch bereits ein paar Ohrfeigen, von schwieliger Hand geführt, auf den Wangen des Pfarrers, daß dieser taumelte, und zugleich schrie ihm der freigebige Spender der Ohrfeigen mit starker Stimme zu: „Gehört ein Pfarrer unter uns Bauern? Wart, Du sollst an den grünen Jäger denken!“

„Nein, — rief der Pfarrer schnell gefaßt zurück —, wenn ich Dich in Zukunft erblicke, so werde ich nur an einen grünen Esel denken!“ —

Dieser Name nun ist der Warte von jener Zeit an geblieben, obgleich im Jahre 1795 an die Stelle der alten Kneipe ein neues, anständigeres Wirthshaus erbaut wurde. Wenn indeß die erzählte Anecdote den Namen eines sehr unbedeutenden Wirthshauses auch nicht begründet hat, so liefert sie doch einen interessanten Beitrag zur Sittengeschichte des mittelalterlichen Thüringens, und sollte der verehrte Leser die Anecdote mager, vielleicht gar abgeschmackt finden, so muß ich offen bekennen, daß lediglich meiner Feder die Schuld davon beizumessen ist, indem sich die Erzählung in der Sprachthümlichkeit der dortigen Gegend sehr ansprechend ausnimmt. Die Bemerkung ist übrigens wohl überflüssig, daß mit der zunehmenden Sittencultur auch jene rohen Balgereien auf der schwarzburger Warte in demselben Grade sich verminderten, und bei der jetzigen geregelten Verfassung ganz verschwunden sind.

Wenn ich von Eigenrieden aus, wo der Landgraben beginnt, mich mehr mit der Untersuchung des Bollwerkes, das einen ungeheuren Aufwand von Zeit und Kraft gekostet haben mag, beschäftigte,

so wollte ich auf der Rückreise an dem romantischen Panorama, welches sich in unermeßlicher Weite vor dem Landgraben ausdehnt, Auge und Herz erquicken. Ich habe gesehen, gefühlt, in namenlosen Wonnen geschwelgt; aber frei und unumwunden gestehe ich, daß für die unendlichen Reize, welche die Landschaft mit einem stets abwechselnden goldenen Netze überziehen, mein Pinsel keine Farben finden kann, die brennend und glänzend genug, keine Tinten, die zart und schmelzend genug sind, um ein treues Bild davon geben zu können.

Trunken von dem Anblicke der glanzvollen Herrlichkeit stimmte ich in die Worte des unvergeßlichen Hölty ein:

O, wunderschön ist Gottes Erde,
Und werth, darauf vergnügt zu sein;
Drum will ich, bis ich Asche werde,
Mich dieses schönen Lebens freun!

Carl Rümpler.

Die Josephshöhe auf dem Auerberge.

Hat man Stollberg im Rücken, und folgt in östlicher Richtung der schön gebahnten Chaussee, die auf Harzgerode führt, so hat man eine volle Stunde zu steigen, ehe man auf das große Plateau des Unterharzes gelangt. Ein tiefes, reges Thal mit rieselnden Bächen zur Rechten, eine steile Bergwand zur Linken, und ringsum hohe Berge mit frischen Buchenwäldern, durch welche hindurch die Thalöffnung den lieblichsten Rückblick auf der altberühmten Stollberger Grafen romantischen Rittersitz gewährt, das sind die Hauptmerkmale, um dies pittoreske Naturgemälde richtig zu zeichnen. Nähert man sich endlich dem Höhenpunkte dieser steilen Bahn, wo sie sich bald wieder abwärts senkt, so erblickt man rechts am Wege einen eisernen, höchst geschmackvollen Handweiser, der mit durchbrochener, zierlicher Inschrift nach Josephshöhe zeigt, und der Bergkoloß, der erstiegen wurde, war kein anderer, als der gewaltige Auerberg, der Wetterprophet so vieler östlichen Dörfer. Erlaubt es dem Reisenden seine Zeit, so mag der Fingerzeig ihm nicht umsonst gegeben sein; denn die Mühe auf einem breiten bequemen Fahrwege nun noch eine geringe Höhe zu erklimmen, wird ihm schnell und reichlich gelohnt werden. Der Auerberg gehört ohne Urgebirge zu enthalten zu den bedeutendsten Bergen des Unterharzes.*) Seine Unterlage ist Grauwackenschiefer, auf welchem, wer weiß durch welchen Zusammenfluß von

*) Nach Zimmermann ist er 1852 Fuß über der Meeresfläche erhaben, folglich 80 Fuß höher als der Rammberg, und seine Oberfläche ist mit Buchen-Hochwald bedeckt, auf der Morgen- und Mittagsseite aber neuerdings mit Tannen bepflanzt.

Umständen, ein gewaltiger Porphyrblock aufgesetzt ist, der sich als ein von allen Seiten schroff ansteigender Bergrücken von Mittag nach Mitternacht ausdehnt, und in zwei ziemlich gleich hohen Gipfeln endigt. Woher er seinen Namen führt, wer mags mit Bestimmtheit angeben können? Das Wahrscheinlichste bleibt aber immer, ihn vom altgermanischen Urus, Auerochsen, abzuleiten, wenigstens spricht die Benennung dieses Berges im Munde des Volkes, Uhrberg, am meisten dafür, und wie der mächtige Stier in der Heerde schwächerer Kühe durch seine Größe hervorragt, so beherrscht auch dieser Berg gleichsam die vielen niedrigern Berge um ihn und neben ihm. Weil er dem Wandrer stets in das Auge fiel, so lockte seine Höhe, Vieles und Herrliches verheißend, schon längst gar Manchen auf seinen Scheitel, und schon das vorige Jahrhundert sah hier einen hölzernen Thurm mit gemauertem Fachwerk und vier Luken zur Aussicht. Statt eines Fernrohrs traf man ein Sprachrohr dort. Verschiedener Mißverhältnisse wegen wurde er aber etwa 1768, auch um Reparaturkosten zu ersparen, von Bergleuten in seinen Grundfesten durchbohrt, worauf er des Nachts ein Mal zusammengestürzt ist. Das Geprassel hat man selbst im nahen Dorfe Schwenda gehört, und von dem verkauften Bauholze ist in Neudorf ein Haus aufgeführt worden, das noch jetzt unweit der Kirche steht. Unter diesem Thurme hatten vor langen Jahren Fremdlinge, die Sage nennt sie Venetianer, einen Schacht angelegt, und nach einer dem Zinnober ähnlichen Farbe gesucht, deren Spuren man jetzt noch bei Verschüttung des Schachtes angetroffen hat. Schutthaufen, an die sich Wünsche anknüpften, so oft sie betreten wurden, waren bis vor wenigen Jahren die schwachen Ueberreste jenes Thurmes. Weil aber, um mit Schiller zu reden, hier so

> Frisch athmet des Morgens lebendiger Hauch,
> Purpurisch zückt durch dunkler Buchen Ritzen,
> Das junge Licht und äugelt aus dem Strauch,
> In gold'nen Flammen blitzen
> Der Berge Wolkenspitzen,

so feierten in alter frommer Sitte Stollbergs Bewohner hier schon längst das Maienfest, den Pfingstmorgen, und mit dem Hochgesange eines Lobliedes wurde die steigende Sonne begrüßt. Die Erfüllung eines von allen Naturfreunden innig gehegten Wunsches war es daher nur, als Se. Erlaucht der kunstsinnige, regierende Graf Joseph von Stollberg, zu dessen Grafschaft der Berg gehört, beschloß, hier wieder, und zwar schöner als je ein Thurm der Art gebauet ist, einen solchen in ganz origineller Weise aufzuführen. Den Riß dazu soll der berühmte Schinkel in Berlin entworfen haben, ausgeführt ist er aber von Stollbergischen Bauverständigen. In den Jahren 1832—34 stieg der Riesenbau empor, und als ein Zeuge wahrhaft fürstlichen Hochsinnes überragt jetzt ein gigantisches Kreuz wie eine Siegstrophäe des Glaubens und Friedens die alten tausendjährigen Opferstätten heid-

nischer Götzenverehrung auf den verbündeten Nachbarbergen. Es zählt an 100 Fuß Höhe, und nach seinem Erbauer ist dieser Kreuzesthurm am Tage seiner Richtung und Weihe, den 25. Septbr. 1833, die Josephshöhe getauft. Große Schwierigkeiten mußten zuvor überwunden, Felsen gesprengt, Schachte ausgefüllt werden, ehe ein tauglicher Platz für solchen eben so großartigen als kühnen Bau zugerichtet war. Hunderte von bemoosten Eichen und Buchen mußten fallen, ehe dieses den Elementen Trotz bietende Gefüge von Balken emporsteigen konnte. Doch der Bau ward glücklich vollendet, und schon die heftigen Windstürme der Jahre 1833 und 36, die im tiefern Walde unzählige, selbst starke Buchen zerbrachen und entwurzelten, wurden die Feuerprobe, um die Dauer und Festigkeit dieses Kunstbaues neidischen Zweiflern zu ihrem Verdruß recht anschaulich zu machen.

Hochgezimmert in die Lüfte
Steht der Bau so riesengroß,
Ueber Berge über Klüfte
Ragt erhaben der Koloß,
 Und der Meister schaut,
 Was er stolz erbaut,
 Was in der Gesellen Kreise
 Er gethürmt im regen Fleiße.

Dieser gewaltigen Säulen Gefüge,
Dieser Zinnen schwindelnde Höh,
Als ob die schwebende Wolke sie trüge,
Als ob sie suche des Aethers Näh'!
Dieser Eichen zahllose Massen,
Wie sie sich halten, wie sie sich fassen,
Früher Jahrhunderte altes Geschlecht
Nun ein wundersam kühnes Geflecht.*)

Der geebnete Platz, eine von jungen Tannen umschlossene, mit gelblichem Porphyrsande überfahrene Rotunde von 257 Schritten im Umfange, nimmt den mittäglichen Gipfel des Berges ein, den man wenn gleich niedriger als der mitternächtliche deshalb gewählt hat, um einen tiefern und freiern Blick in die goldene Aue und die davor liegenden Thäler zu bekommen. So wie man ihn betritt, bietet eine weite Oeffnung im Walde schon den entzückendsten Anblick nach Süden dar. In seiner Mitte dient zunächst eine viereckige, zwei Ellen hohe und 120 Schritte im Quadrat haltende Erhöhung mit Umfangsmauer und Geländer als Basis, auf welche vier schöne eichene Freitreppen hinaufführen. Innerhalb dieser Basis erhebt sich nun der

*) Diese und die folgenden poetischen Einschaltungen gehören einem recht gelungenen Gedichte an, das als Rede am Tage des Richtens gesprochen ward, und einen zu bescheidenen Verfasser hat, als daß er genannt sein will.

Kreuzthurm, der aber noch mit einem Umbau von 20 Schritt Tiefe im Quadrat umschlossen ist, und welcher außer vier Entrées, vier geschmackvoll verzierte Zimmer für die gräfliche Herrschaft enthält, in deren Mitte die bequeme Treppe mit einigen 90 Stufen zur schwindelnden Höhe hinaufführt. Alles was man sieht, athmet eben so sehr den edelsten und vollendetsten Geschmack, als die größte Solidität in der Ausführung damit verbunden ist. Es ist auch daher dieser der Witterung ganz ausgesetzte Balkenthurm nicht blos mit conservirendem Steintheer überzogen, sondern der Umbau hat selbst ein kostbares Eisenblechdach zu seinem Schutze erhalten. Der Baustyl, der namentlich in den Fachverzierungen des Thurmes und des untern Geländers mit gothischen Spitzbogen größtentheils als der altgothische sich zu erkennen giebt, scheint jedoch besonders im Umbau nicht durchgreifend beibehalten zu sein, wenn gleich das verschiedenfarbige Fensterglas in den Fenstern an alte Glasmalereien erinnert. Nähert man sich beim Ersteigen dem Kreuze, so laden zwei Balkons auf den Armen des Kreuzes zunächst ein, hier die Schönheit des Umblicks zu genießen. Um jedoch nach allen Richtungen hin ein Kreuz darzustellen, so sind noch zwei Arme, ohne aber begangen werden zu können, über den Kreuzesstamm gelegt. Nun wenige Stufen noch, und der Stamm ist ganz erstiegen. Welcher Anblick! Da liegt nun die Welt so frei und offen, und das Auge schwimmt regellos in den ungemessenen Räumen.

Diese Wälder, diese Auen,
Diese grüngeschmückten Höh'n,
Diese Wolken, diese blauen
Lüfte, wie bezaubernd schön!
Wie die Sonne steigt,
Wie der Nebel fleucht,
Wie sich Berg' an Berge ketten,
Wird sich Thal an Thäler betten!
Und nun der Städte geschäftiges Leben,
Und nun der Dörfer still freundlicher Grund,
Und nun der Menschen vielfältiges Weben,
Wie es sich spiegelt, so reizend, so bunt!
Welch ein Entzücken durchströmet die Brust!
Wie schwimmt das Aug in unsäglicher Lust.

Schwindet aber der erste Rausch, der vom frischen eingeschlürften Himmelsäther den Neuling auf diesem Eichenhorst wie trunken macht, und das Auge blickt klarer und ruhiger in die tiefen Fernen, so ist es ein Kreis von wenigstens zehn Meilen im Durchmesser, der wie eine Landcharte mit vielen Staatengebieten vor dem Auge sich aufrollt, die weitesten im Nebel verschwimmenden Endpunkte aber hinzugerechnet, möchte das Doppelte des Durchmessers noch nicht zu viel sein. Wir wollen eine Schilderung in den Hauptpuncten, die das Auge fesseln, zu geben suchen. Wie ein wogendes, grünes Laubmeer

mit unzähligen muntern Bewohnern liegt der große weite Wald des Unterharzes zu unsern Füßen. Hier ein tiefes Thal, dessen Endpunkt nicht abzusehen ist, dort ein Berg, der wie eine Woge vom Sturme gehoben emporsteigt. Hier schauet verstohlen unter Bäumen hervor ein freundliches Dörfchen, wie das Eiland eines heimlichen Glückes, dort eine vielbethürmte Stadt, wie eine reiche Flotte mit Masten und Segeln im sichern Hafen; und welches sind die Berge und Thäler, und die Städte und Fluren, über welche das prüfende Auge dahin schweift? Im Abend übersteigt der Brocken mit seinem Thurme und seinem Hause den Fernblick und schließt hier die Aussicht. Dann wie ein Milchstreifen bis an den Ramberg und seiner Victorshöhe tritt über den Harz hervor die Gegend von Braunschweig und Wolfenbüttel, dessen Thürme der neidische Höherauch selten nur erkennen läßt. Auch der Anfang der Lüneburger Heide wird noch sichtbar, aber weiter rechts schließt am fernen Horizonte der aufsteigende Huywald den Blick. Aus dem grünen Harz-Walde gucken verstohlen hervor die Dörfer Breitenstein, Friedrichshöhe, Hüttenrode, Bernrode, Friedrichsbrunnen, Siptenfelde und die dazwischen liegenden Felder. Dann schließt den Fernblick der lange Rücken des Ramberges. Da wo er sich wiederum senkt, erscheint dann der Hakel im Nebelgewande, und darüber hinaus zeigt ein günstiger Himmel auch Neuhaldensleben und Magdeburgs Domthürme. Nun folgt im Morgen, wie Herr Diaconus Schüler in seiner Erinnerung an Josephshöhe recht schön sagt, eine wahre Morgengabe der Natur. Wie Silberstreifen flimmern von der Elbe und Saale der Kähne weiße Segel her, und die Landschaft öffnet sich in unbegrenzter Weite. Leitzkau, die Anhaltischen Herzogthümer mit Zerbst, Dessau, Köthen und Bernburg, der Petersberg mit seinen Klosterruinen und gastlichen Häusern, die Thurmspitzen von Halle und Merseburg, Gatersleben, Aschersleben, die ganze Grafschaft Mansfeld mit den Städten Mansfeld und Querfurt, das Unstrutgebiet, Artern, Wiehe und der Ettersberg bei Weimar, Erfurts und Arnstadts Thürme, Allstedt mit seiner Heide und Schloß Schulenburg, Kloster Roßleben und Donndorf, das sind bis an den Thüringerwald die Fern- und die Schönsichten. Ob das Erzgebirge jemals durch Luftspiegelung (fata morgana) vielleicht sichtbar geworden, lassen wir dahin gestellt sein, ohne es gerade zu bestreiten zu wollen. Wir nähern uns statt dessen wieder dem Harze und zeigen die tiefen Furchen des Selke- und des Wipperthales. Da sucht vom Fuße des Berges an die breite Landstraße die Stadt Harzgerode zu erreichen, und zur Rechten und Linken liegen das Vorwerk Hähnchen und das Dorf Straßberg mit seinen Teichen, Neudorf mit seinen umkränzenden Zechenhäusern, Königsrode, Dankerode, Hayn und Neuhaus. Am lieblichsten aber liegt vor uns wie eine schöne Episode im erhabenen Epos das freundliche Schwenda. Wie ein greiser Wächter an der Mündung des Selkethales erhebt sich der Falkenstein, und weiterher entsteigt des Thales Silberhütte das verdampfende Arsenik als Rauchsäule. Anmuthiger noch wie zum edeln Waidwerk rufend blickt aus dem frischen Wipperthale aber

die schimmernde Rämmelburg zu uns herauf. Nun lockt der Mittag. Ernst und feierlich steigt am Horizonte der Thüringerwald empor, und ist er nicht feindlich gesinnt, so erlaubt er bisweilen doch selten selbst einen Durchblick nach dem Fichtelgebirge. Der Inselsberg, der große und kleine Beerberg, der Schneekopf, der Gückelhahn, die Höhe von Oberhoff, das sind die Bergkuppen, die das Auge erreicht. Wellenförmig, und mit seinen Burgtrümmern fast elegisch, dehnt sich darunter das schöne Thüringerland aus, doch tritt besonders die Fahnersche Höhe hervor. Da erheben sich wehmüthig an dem Unstrut-Thor der einst mächtigen Sachsenburg Thürme, und gegenüber Schloß Heldrungen, doch wie ein immer auf seinen ehemaligen kaiserlichen Glanz noch stolzes Schloß, und zugleich wie eine trotzige Vorburg vor dem Lande des romantischen Ritterthums streckt der alte Kyffhäuser seine öden Thürme gleich nackten, nervigen Armen uns entgegen, und wie ein dienstbarer Vasall steht die tiefere Rothenburg daneben. Nun folgt der Possenthurm und das Wippergebiet *), und die über den Wald auftauchenden Thurmspitzen von Sondershausen, erinnernd an Schwarzburgs biedere Fürsten, und Nordhausens, der begüterten sonstigen freien Reichsstadt Petersthurm. Dürften wir aber die lieblichste aller Auen, die güldene, wo Kaiser selbst ihre Pfalzstädte sich wählten, übersehen? Zwar ist es nur ein geringer Streifen, der sichtbar wird, doch wie reizend theilt sie sich bei Kelbra in die zwei Arme nach Heringen und Rottleberode, und wie romantisch hält sie Auleben und viele andere Dörfer dem Auge vor? Ja hier im Süden ist bei diesem großen Rundgemälde unstreitig die meiste Mannichfaltigkeit und Abwechselung, und am längsten ruht darauf der Blick. Wenden wir uns nun aber nach Abend, so schließt sich auch hier dem Auge das kostbarste Diorama noch auf. Da liegt das ganze gewerbthätige Eichsfeld mit seiner vom Bock und der hellen Klippe gebildeten gigantischen Pforte. Mitten inne in schöner Perspective die Gleichenschlösser bei Göttingen, daneben Bleicherode mit seinen Bleichen wie blendende Wimpel, und die Grafschaft Hohnstein, darin der Schern mit seinen Wegehäusern, das Stiftsamt Ilfeld, darüber die Hainleite und in weitester Ferne wie Kuppeln zahlloser Pagoden und Tempel der Meißner, die Wilhelmshöhe bei Cassel, der Solling und die Wesergebirge. Ach, wie diese Landschaft in goldener Abendbeleuchtung, so erscheint auch am Lebensabend oft die Rückerinnerung an ein entschwundener Jugend-Glück. Die Thräne der Wehmuth zittert an der Wimper. Aber so wenig die Landschaft wieder auftaucht, wenn die Sonne hinter die Berge gesunken, so wenig kehren auch die frischen Rosen der Jugend zurück. Aber wohl uns, daß auch der Tod selbst diese Erinnerungen uns nicht entreißen kann! Und wo dies wehmüthig und doch so wonnig stimmende Lichtgemälde nun seine Grenzen hat, worauf stößt dann das Auge? Da steigt wieder der Glückauf rufende Oberharz mit seinen Silberschätzen am

*) Nicht zu verwechseln mit der Wipper des Harzes, weil auch bei Sondershausen eine Wipper fließt.

Himmel herauf, und das betriebsame Andreasberg schauet wenn gleich so nackt und frostig doch fröhlich zu uns herüber. Warum sollten wir denn aber die heitere Eichenhorst, die wie ein munteres Mädchen im Flügelkleide aus nachbarlichem Fenster herübergrüßt, nicht auch bemerken und daneben das kleine Waldhaus, wie eine jüngere Maid, und das Hayenfeld nirgends so hübsch denn von hier aus, und zum tiefen Stollberg nicht hinabschauen, das so nahe und so heimlich verstohlen heraufblickt, als wollte es jeden in seinen Gefühlen belauschen? Ja ihm dem Erlauchten, dem Begründer so vieler herrlichen Anlagen der sie noch krönte mit diesem dem schönsten seiner Bauten, gebührt inniger Herzensdank, und unwillkürlich fühlt man sich gedrungen, dessen äußere Zeichen wie ein schuldiges Opfer auf diesem luftigen Hoch-Altare geistiger Freiheit und Ungebundenheit in Worten niederzulegen. Aber ist durch ihn hier nicht mit dem hohen reinen geistigen Genuß auch manche leibliche Ergötzlichkeit und Bequemlichkeit verbunden, wie es für uns Menschen nöthig ist, wenn wir des erstern ganz theilhaftig werden sollen? Wir steigen vom Thurme herab und sehen was geschehen ist. Da winket zur Rechten ein freundliches Gasthaus und ladet zu Speise und Trank ein. Zur Linken ist der muntern Jugend und auch der älteren eßlustigen Welt ein Salon, wenn gleich nicht groß, doch höchst geschmackvoll und elegant eingerichtet, wenn gar ein Tänzchen gemacht oder gesellig gespeist werden sollte. Wollten aber empfindsame Lustwandler sich Heimliches sagen, oder die gefiederten Waldsänger belauschen, oder stille Beobachter Anderer abgeben, oder der eigenen Laune nachhängen, so sind der herrlichen Gänge, Plätze und Ruhebänke unter dem Laubgewölbe hoher schlanker Buchen so viele, daß man nur bei rauher Witterung in Ermangelung andern Obdachs vielleicht seine Zuflucht zu zwei versteckt liegenden Mooshütten nehmen würde, von denen die eine dem Aufsichter eigentlich zur Wohnung, die andere zur Aufbewahrung von Geräthschaften dient. An diesen Aufseher, einen freundlichen Alten, der allein den Schlüssel zum Thurme führt, hat man sich auch zu wenden, um ihn zu besteigen. Er wird dem Fremden zugleich dann als Cicerone sich darbieten, wenn es gewünscht wird. Nur Schade daß dem suchenden Auge bis dahin noch kein gutes Fernrohr zu Hülfe kommt, und jeder auf seine eigenen Hülfsmittel zur Fernsicht beschränkt ist. Der Besuch dieses riesigen Gnadenbildes gemüthvoller Andacht (herrlichen Tempels der Natur und Kunst) ist seit dessen Erbauung von nahen und fernen Wallfahrern sehr stark gewesen, und das elegante und s a u b e r gehaltene Fremdenbuch liefert seit dem August 1836 zum Theil dafür den Beweis. Wer Vergnügen am Einschreiben und Durchblättern desselben findet, dem wird es vom Wirth im Salon vorgelegt. Außer der hohen Geburtstagsfeier des erlauchten regierenden Grafen am 21. Juni wird im Sommer hindurch die Woche regelmäßig an gewissen Tagen hier Musik angetroffen, und zu table d'hôte gespeist, weshalb Se. Erlaucht der Graf auf einem geebneten Platze im Walde längere Zeit auch ein schönes Zelt noch aufschlagen läßt. Allein schöner und himmlischer

erklingen die Töne gewiß wohl dem, der zum ersten Male den Berg ersteigt, wenn er am Abend oder Morgen von der Höhe des Thurmes herab, ohne ihn selbst noch zu erblicken, die feierliche Weise eines Chorales vernimmt. Anbetend möchte er in diesem erhabenen Dome der Natur gewiß niederfallen und mit Thränen des Dankes den preisen, der die Welt so schön gemacht, und mit ihrer Pracht so reiche und reine Freuden für den Menschen darüber ausgegossen hat. Fast eben so feierlich wird aber die Seele gestimmt, wenn man in der heiligen Stille einer heitern Nacht das Auge von hier zum Sternenhimmel emporlenkt, und wenn dann am Osterheiligenabend hunderte von blitzenden Feuern im Westen, am Pfingstheiligenabend aber fast noch mehr in Süden auf Thüringens Höhen wie Oriflammen empor zücken. —

So wie der Berg auf seinem Gipfel so viele für Herz und Gemüth zugängliche Freuden darbietet, so manches Interessante trägt er für Sachkundige durch seine Mineralien und Pflanzenwelt auch noch auf seinem Rücken und in seinem Schooße. Wie ausgestreut wuchert der rothe Fingerhut rings um den Berg herum in dem Porphyrboden, und in den weißlichen, sehr festen Porphyr selbst sind hier und da schmale Eisensteintrümmer eingesprengt. An der Ostseite trifft man schöne Bergcrystalle in kleinen vier- und sechsseitigen Doppelpyramiden, gewöhnlich wilde oder Stollberger Diamanten genannt. Obwohl sie einer guten Politur fähig sind, und ein reines Wasser enthalten, so werden sie an Härte doch von den Böhmischen Steinen übertroffen, und selten rein und völlig ganz gefunden. Sie werden von einer mehr oder minder festen Matrix umschlossen, welche sie einzeln oder in Menge enthält. Da wo man verwitterten Porphyr antrifft, werden sie übrigens mit leichter Mühe gesammelt. Auch finden sie sich bisweilen in einem rothen schlammigen Sande, wo sie immer sehr gut erhalten sind. Am südlichen Fuße in den Wäschen und bei dem sogenannten güldenen Altare grub man ehedem auch auf Gold, das aber wahrscheinlich nur zu spärlich angetroffen oder ganz zu Ende gegangen ist. Es findet daher der Naturfreund und Moralist wie der Naturforscher, der Phantast wie der Philosoph, der Humorist wie der Melancholist, der Astronom wie der Historiker, der Gelehrte überhaupt wie der Künstler, ja im Allgemeinen jeder, welchem Lebensalter, Geschlechte und Stande er angehört, Genüsse, wie sie nur immer das reine Gemüth verlangen darf und sie ihm zusagen können. Ja weil die Natur hier zu jeder Tages- und Jahreszeit großartig erscheint, darum fühlt der gute Mensch so leicht sich hier selbst erbauet; und wie mit dem aus dem frischen Born reiner Himmelsluft eingesogenen neuen Lebensäther die Seele einen neuen Aufschwung erhält, so wird auch der Lebensnerv des Körpers nicht minder gestärkt. Da nun durch die höchst zuvorkommende Aufmerksamkeit des hier waltenden hohen Ordners gegen die Pilger nach diesem Wallfahrtsort die schönsten, bequemsten Wege nach dem Gipfel des Berges für Fußgänger und Fahrende angelegt sind, und für Unterbringung der Pferde und begehrtes Nachtlager unten am Berge durch ein geschmackvolles Zoll-

und Gasthaus mit angenehmen Umgebungen gesorgt ist, so wird auch jeder gewiß diesen reizenden Punkt des Harzes, wenn sonst Alles nach Wunsch sich gestaltete, in der heitersten und befriedigtsten Stimmung verlassen, und in des schon citirten Sängers Ausruf einstimmen.

Wenn auch die Stürme dich brausend umtoben,
Wenn dich die Wetter hellleuchtend umweh'n,
Wenn dich die Blitze umzischen von oben,
Wenn dich die Tannen weitkrachend umsteh'n,
Und wenn die Fluthen des Himmels auch rauschen,
Und wenn sich Jahre um Jahre auch tauschen,
Stehe dann fest noch, du riesig Gebäu,
Wanke dann nicht, halt' aus dann getreu!
Stehe lang' auf luftiger Höhe,
Stolzer Leucht-Thurm der Natur.
Fern Geschlecht an dir noch sehe
Josephs edle Herzensspur!
Und der Waller viel
Sei ein freundlich Ziel,
Daß noch einst in späten Zeiten
Enkel deinen Ruhm verbreiten.

Wilhelm Schönichen.

Conradsburg.

Nachts um die zwölfte Stunde,
Da schleicht den Wald entlang,
Oft spähend in die Runde,
Ein Geist mit leisem Gang.

Bald trägt er lange Ohren,
Ist wie ein Esel grau,
Bald gleicht er einem Mohren,
Bald einer alten Frau.

Adolf Bube.

Nahe bei Endorf und bei dem Städtchen Ermsleben liegt, im Fürstenthume Halberstadt, auf einem hohen Berge, das Vorwerk Conradsburg mit einigen wenigen Häusern, in denen ungefähr funfzig Menschen leben. — Die Aussicht von dieser Höhe ist überaus schön und ausgebreitet, und bei günstiger Morgenbeleuchtung besonders nach Westen hin sehr reizend.

Die historischen Nachrichten über Conradsburg sind sehr dürftig. Der allbekannte, fleißige Leuckfeld hatte zwar den Plan, die Notizen welche er über Conradsburg gesammelt herauszugeben, allein er starb vor Beendigung derselben, und man fand in seinem Nachlasse nur ein zwei Bogen starkes Manuscript unter dem Titel: „Kurtze historische Nachricht von dem ehemaligen Benedictiner- nachmals Cartheuser-Closter Conrads-Burg in dem Halberstädischen (s. die v. M. Tob. Eckhard herausgegebene Lebensbeschreibung Leuckfelds). Selbst dies Wenige ist aber nie im Druck erschienen, und der geneigte Leser muß sich daher mit dem begnügen, was sich in seinen und andern Werken zerstreut darüber findet. (cf. Leuckf. Antiqq. Bursfeld. p. 69 sqq.)

Conradsburg war in den ältesten Zeiten eine Veste und der Stammsitz der Ritter von Conradsburg, die bis in's zwölfte Jahrhundert hier hausten. Der Sage nach verließen sie um diese Zeit den Sitz ihrer Väter, machten ein Kloster daraus, übergaben es Benedictinermönchen, — die ihm den Namen „Unserer lieben Frauen Botschaft" beilegten, — erbaueten die nahegelegene Burg Falkenstein, und nannten sich wie es damals Sitte war, nach der neuen Veste. — Johannes Crevelius, Prediger der Herren von Asseburg sagt (in seinen Collectaneis ex hist. de Origine et fundat. omnium monastericorum ordinum etc. p. 139): daß ein Conrad von Asseburg das Kloster Conradsburg gegründet, und nach seinem Namen genannt habe; allein es findet sich in der Familie derer von Asseburg Keiner, der um die Stiftungszeit des Klosters den Namen Conrad geführt hätte. Die erstere Angabe ist daher wohl insofern die richtigere, daß die Ritter von Conradsburg ihre Veste selbst in ein Kloster umwandelten. Daß sie den Falkenstein erbaut hätten, läßt sich durch nichts erweisen; im Gegentheil finden wir Nachrichten, daß der letzte Ritter von Conradsburg, als er sah, daß mit ihm sein Geschlecht aussterben würde, seine Burg in ein Kloster umwandelte, und selbst als Mönch darin sein Leben beschloß. In Leibnitzii Script. rer. germ: T. I. p. 285 heißt es: „Egeno von Conradsburg zeugte Burcharden Burchard den Egino, welcher den Grafen von Ballenstedt, Adelbert, tödtete, und zwei Töchter hatte, von denen die eine, Gerburg, den Vollmar von Domensleben heirathete und ihm zwei Söhne, Alberikus und Bernhard, gebar. Alberikus wurde getödtet und hinterließ seinen Bruder als einzigen Erben. Dieser Bruder aber, Bernhard, übergab sein sämmtliches Erbe dem heiligen Moritz und dem heiligen Nikolaus, und würde selbst Mönch."

Im J. 1179 hieß der Abt von Conradsburg Adelbert, der sich in einem Diplome unterschrieben hat, das Walrich, Bischof von Halberstadt, dem Augustinerkloster Kaltenborn bei Sangerhausen ertheilt, (s. Leuckf. Antiqq. Walk. T. I. p. 59), im J. 1197 wird ein Abt Vollrad, 1262 ein Abt Bertram, 1310 ein Abt Conrad, 1326 ein Abt Heinrich erwähnt. — Im J. 1470 trat das Kloster in die Bursfeldische Union und seit dieser Zeit kam es in Abnahme. Der Mönch von Posau, Paul Lange, welcher im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts lebte, schreibt (cf. Chron. Citiz. T. I. p. 791) darüber Folgendes: „Das schöne und herrliche Benedictinerkloster Conradsburg, auf einem Berge am Harze, nicht weit von Askanien gelegen, ist zu unserer Zeit durch der Inwohnenden Sorglosigkeit und Nachlässigkeit, ja Muthwillen, so verfallen und verarmt, daß die Klosterbrüder kaum ihren täglichen Unterhalt haben." —

Beckmann (in der hist. Anhalt. P. III. pag. 152) und Spangenberg (Chron. Sax. C. 346) nennen Conradsburg ein Carthäuserkloster, was Andere widerstreiten. Ist es wirklich einige Zeit in den Händen der Carthäuser gewesen, so kann das nur in den letzten Jahren seines Bestehens, kurz vor Ausbruch des Bauernkrieges gewesen sein, denn vorher wird es immer ausdrücklich als Benedictinerkloster aufgeführt.

Nachdem es im Bauernkriege, im Jahre 1525, zerstört und zum Theil verbrannt worden war, wurde es dem neuen Stifte in Halle einverleibt. Den 28. December 1546 ließ Graf Albrecht von Mannsfeld dasselbe, nebst Ermsleben, durch Georg Lauterberg einnehmen. (cf. Spangenberg's Sächs. Chron. C. 379, p. 452). Nachher besaß es der Canzler Türke als ein Erbenzinsgut, nach dessen Tode es die Familie von Hoym erhielt, worauf es königlich wurde.

Von den alten Klostergebäuden, die fast alle ökonomischen Zwecken dienen, sind noch mehrere vorhanden; — unter andern ist die Kirche noch da. — Der uralte, überaus tiefe Brunnen, der wahrscheinlich noch aus den Zeiten stammt, wo die Ritter von Conradsburg diese Höhe bewohnten, ist noch heute im Gebrauch.

Es ist oft der Fall, daß da, wo die Geschichte schweigt, die Sage desto redseliger ist. Sie berichtet uns auch von Conradsburg, und zwar aus dem 15. Jahrhunderte Folgendes: *)

Die Mönche des Klosters Conradsburg waren fromm und gottesfürchtig, doch gab es unter ihnen auch räudige Schafe und besonders Ein sehr räudiges, das den Namen Markus führte. Bruder Markus war einer von den Glücklichen, die nicht nöthig hatten, ihre Tage in der stillen Einsamkeit ihrer düstern Klosterzelle zu verbringen, — er gehörte zu denen, welche die sogenannten Außenhöfe des Klosters zu verwalten hatten, Zinsen und Gefälle erheben mußten, und dadurch in mancherlei Beziehungen zu den Bewohnern der nahegelegenen Ortschaften traten. Unsern Markus war nebenbei auch noch die Aufsicht über die weitläufigen Forsten des Klosters übergeben, die sich mehrere Meilen weit in das Harzgebirge hineinerstreckten; er befand sich daher auch oft in und bei dem Dorfe Stangerode, bei dem der sonst zum Kloster gehörige Wald noch heute das Mönchsholz heißt, und es ging die Sage, daß er von einigen frommen Weibleins des Ortes nicht ungern gesehen werde.

Ein Einwohner von Stangerode, Namens Hartung, dessen Haus dicht am Mönchsholze lag, hatte mehrere Jahre mit seinem Weibe Ilsabe in ziemlich glücklicher Ehe gelebt, als er unvermuthet an seiner Ehehälfte eine ungewöhnliche Kälte bemerkte, die er sich auf keine Weise zu erklären vermochte; — er frug wohl zuweilen, was ihr fehle und warum sie schmolle, erhielt aber nie befriedigende Antwort. Der Arme wußte nicht, daß, so oft er auswärts beschäftigt war, oder wenn er, was häufig geschah, nach Halle fuhr um Salz zu holen,

---

*) Da in der nachfolgenden Erzählung die Namen von dem Volke ganz übereinstimmend genannt werden, da auch kleine, unbedeutende Umstände nicht vergessen sind, und eine seltsame bis jetzt fortdauernde Sitte mit jener Sage zusammenhängt, so bleibt fast kein Zweifel, daß hier wirklich ein historisches Factum zum Grunde liegt. cf. Halberstädter neue, gemeinnützige Beiträge 1797, 20. Stück. — Annalen der Gfschft. Mannsfeld 1806, 8. u. 9. Stück. — Anhalt-Bernburgsche, wöchentliche Anzeigen, 1806. 32. Stück. — Otmar's Volkssagen. — Gottschalck's Volkssagen 1814.

Bruder Markus in sein Haus schlich, und sich täglich in dem Herzen seines Weibes fester setzte. Bei dem stets zunehmenden Kaltsinne seiner Ilsabe, fühlte er sich bald zu Hause nicht mehr behaglich, saß den ganzen Tag im Wirthshause und schlenderte in Wald und Feld umher.

Als er einst draußen im Walde saß und seinen Gedanken nachhing, traten zwei Freunde zu ihm, deren einer, Hiersche, der Schwager, der andere, Probst, der Nachbar Hartungs war. Unter dem Siegel der Verschwiegenheit entdeckten sie dem Betrübten, daß so oft er abwesend sei, Markus zu seiner Ilsabe schleiche und daß auch Niemand anders als dieser das Gespenst spiele, von dem jetzt im Dorfe so viel gesprochen werde. Man hatte nämlich schon seit geraumer Zeit, sobald es dunkelte, im Mönchsholze eine gräuliche Gestalt bemerkt, die nach Einigen einem Esel, nach Andern einem Kalbe ähnelte, und auch wie ein solches blöckte. — Hiersche und Propst, zwei beherzte Männer, hatten demselben aufgelauert und bemerkt, daß es unter wildem Blöken an Hartungs Garten geschlichen sei, und Ilsabe ihm die Hinterthür geöffnet habe. Beide versprachen auch ihre Aussage zu beweisen, und mit ihm einige Nächte zu wachen, bis sich das Gespenst wieder sehen lassen würde, denn Hiersche war als Hartungs Schwager gegen Markus aufgebracht und Probst, weil er bemerkt hatte, daß dieser auch seinen beiden Töchtern nachstelle. — Hartung, der Anfangs ungläubig zugehört hatte, beschloß nun, sich sobald als möglich Gewißheit zu verschaffen.

Es war am 20. November, als Hartung, dessen Wagen bereits bespannt vor der Thür hielt, zu seinem Weibe trat, um sich auf einige Tage von ihr zu verabschieden, und er bemerkte zu seiner großen Betrübniß, daß ein Strahl der Freude aus ihren Augen leuchtete. Mit gebrochenem Herzen schritt er eine Weile neben seinem Gespann her, aber bald trat an die Stelle seiner tiefen Niedergeschlagenheit eine grenzenlose Wuth gegen denjenigen, der seinen Hausfrieden so schmählich gebrochen, und ihm das Herz seines Weibes so gänzlich entfremdet hatte. Er fuhr, wie schon vorher von ihm beschlossen worden war, bis zu einem abgelegenen Waldkessel bei Walbeck, band dort seine Pferde an, und kehrte zu einer Stelle zurück, wo Hiersche und Probst seiner zu warten versprochen hatten, die er denn auch bereits auf ihrem Posten antraf. Die drei Männer verbargen sich nun in der Gegend, in der das Gespenst aus dem Walde zu kommen pflegte, in ein dichtes Gebüsch nahe bei der Mauer, welche Hartung's Garten umgab, und verhielten sich ganz ruhig.

Eine geraume Zeit war unter gespannter Erwartung und ängstlichem Harren vergangen, und Mitternacht war schon nahe, als sich aus der Tiefe der Waldung ein heiseres Blöken vernehmen ließ, welches sich immer mehr näherte. Hartungs Augen schauten unverwandt nach der Richtung, aus welcher die Stimme erscholl, und erblickten bald ein unförmliches Wesen, das mit langsamen, schleppenden Schritten sich der Gartenmauer näherte. Plötzlich blieb es stehen, und fing abermals an zu brüllen. Sogleich ahmte Jemand

jenseits der Mauer das Bellen eines Hundes nach, und Hartungs Blut rollte schneller durch die Adern, als er in jenen übelnachgeahmten Thierlauten ganz deutlich die Stimme seines Weibes erkannte. Er faßte den Stiel seines kurzen Handbeiles, welches er bei sich führte, fester, und in dem Augenblicke als sich das Hinterpförtchen öffnete, und die dunkle Gestalt in den Garten schlüpfen wollte, sprangen die drei Männer, in weiße Betttücher gehüllt, hervor, und vertraten ihm den Weg. Mit lautem Geschrei lief Ilsabe, welche am Pförtchen des Geliebten harrte, von dannen; dieser aber sank, von Hartungs Axt getroffen, mit gespaltenem Haupte lautlos zur Erde, und tränkte mit seinem Blute den grünen Rasen.*) Unter einem alten Nußbaume wurde nun eiligst eine Grube gemacht, und Markus mit der Kutte bekleidet hineingeworfen, worauf Hiersche und Probst vorsichtig in das Dörfchen zurückschlichen, Hartung aber zu seinen Rossen eilte, sich schleunig aufsetzte und mit klopfendem Herzen seines Weges nach Halle fuhr.

Als er nach mehreren Tagen von seiner Reise zurückkehrte, vernahm er im Dorfe die neue Mähr, daß Bruder Markus auf unerklärliche Art verschwunden sei. Die Mönche des Klosters Conradsburg gaben sich alle nur erdenkliche Mühe, den Vermißten aufzufinden; sie durchstreiften die ganze Gegend, durchforschten alle benachbarten Orte; — es fand sich keine Spur, und sie sahen sich genöthigt seine Stelle anderweitig zu besetzen. — Plötzlich verbreitete sich das Gerücht, es spuke im Mönchsholze fürchterlicher denn je, und selbst im Dorfe habe sich das Gespenst sehen lassen. Wirklich hörte man, sobald der Abend anbrach, ein fürchterliches Blöken, welches sich vom Walde her dem Dorfe näherte, und Grausen und Entsetzen ergriff die ganze Bevölkerung von Stangerode, als das Ungethüm in die Häuser kam, und sich als quälender Alp auf Männer und Weiber setzte; — besonders wurde Hartung sammt seinem Weibe von dem schrecklichen Wesen gemartert und dermaßen geängstigt, daß sie zuweilen schreiend ihre Wohnung verließen, und wie unsinnig auf der Gasse umherrannten.

Als die Nachricht von dieser seltsamen Begebenheit nach Conradsburg gelangte, kamen einige ehrwürdige Patres nach Stangerode, um dem Spuke ein Ende zu machen, und den Geist zu bannen. Er wich auch vor den heiligen Männern, und entfernte sich brummend aus dem Dorfe, saß aber dann heulend unter dem Nußbaume, und war von hier weder durch Weihwasser, noch durch andere geistliche Waffen zu vertreiben.

Es war am Thomastage, als der ganze Convent des Klosters Conradsburg in feirlicher Procession einhergezogen kam, sich nach dem Platze begab, wo der Nußbaum stand, und unter Gesang und Gebet zu graben anfing. Da fand man denn bald in seine braune Kutte

*) Nach einer andern Erzählung folgten ihm die drei Männer nach, und ermordeten ihn in Hartungs Stube vor Ilsabe's Augen.

eingehüllt, den Leichnam des erschlagenen Markus, und neben ihm die blutige Axt, die seinem Leben ein Ende gemacht hatte. Wehklagend hoben die Mönche den gemordeten Bruder auf, und trugen ihn nach Conradsburg, wo er feierlich beerdigt wurde.

Das Dörfchen Stangerode, welches zu der Zeit als dies geschah, nur aus dreizehn Häusern bestand, zitterte vor der Wuth der Klosterherren, und fürchtete wenigstens mit dem Kirchenbanne belegt zu werden; aber die Mönche, welche die Schwächen des guten Markus nur allzuwohl kannten, fanden es nicht für gerathen eine strenge Untersuchung anzustellen, und straften milde die begangene Unthat.

„Auf ewige Zeiten," lautete das Urtheil, „soll Stangerode für den an einem in Geschäften begriffenen Mönche freventlich verübten Mord einen Kuttenzins bezahlen, — jedes der dreizehn Häuser Einen silbernen Pfennig — und zwar soll dieser Kuttenzins alle Jahre am Thomastage von der ganzen Stangeröder Gemeinde, bei namhafter Strafe einer Tonne Heringe für jede versäumte Minute nach Sonnenaufgang, in einer feierlichen Bußprocession nach Conradsburg gebracht werden!"*) — —

Das Dorf Stangerode besteht jetzt aus einigen achtzig Häusern mit ungefähr fünfhundert Einwohnern, aber die Abgabe von den Thomaspfennigen lastet noch heute auf dreizehn Häusern des Dorfes. Die Besitzer jener Häuser müssen alljährlich, in der Nacht vor dem Thomastage, nach dem zwei Stunden von ihnen entfernten Dorfe Endorf, wo sich jetzt die Gerichtsstube, die früher im Kloster war, befindet, gehen und jene Abgabe entrichten. Im Laufe der Zeit wurde aus dieser Bußprocession ein wildes, lärmendes Volksfest mit folgenden Gebräuchen.

Sobald die Glocke in Stangerode am Abende vor dem Thomastage, also am zwanzigsten December, die achte Stunde verkündet hat, tritt der Vorsteher der Gemeinde, von zwei Ortseinwohnern, die alljährlich wechseln, begleitet, vor das erste der mit dem Kuttenzins belegten dreizehn Häuser, und ruft:

„Gebt unserm Herrn den Thomaspfennig, den Kuttenzins?"

Diese Worte wiederholt er vor jedem der dreizehn Häuser. Wo er vor einem Hause anlangt, steht der Besitzer desselben schon vor

---

*) Die Abgabe von dreizehn Pfennigen, welche einigen Lesern unbedeutend scheinen möchte, war in einer Zeit, wo man für einige solcher Pfennige einen Sack voll Getreide, eine Tonne Bier u. dgl. kaufen konnte, ja, wo in vielen Orten gar kein baares Geld zu finden war, und wo Grafen und Herren, wenn sie dessen bedurften, Land und Leute dafür geben mußten, sehr drückend. Besonders lästig war aber noch der Umstand, daß wie die Sage erzählt, nur Thomaspfennige angenommen wurden, die vielleicht erst mühsam aufgesucht und mit bedeutendem Aufgelde eingewechselt werden mußten.

der Thür und giebt dem Schulzen einen silbernen, chursächsischen Pfennig. Von diesen dreizehn erhaltenen Münzen behält der Schulze dem alten Herkommen gemäß sieben für sich, und die übrigen sechs trägt er mit seinen Begleitern, an die sich die ganze Bevölkerung des Ortes anschließt, durch das Dorf, wobei der Haufe unaufhörlich den Ruf erschallen läßt:

„Wir bringen unserm gnädigen Herrn den Thomaspfennig — den Kuttenzins — den Thomaspfennig!"

Unter wildem Gelärm bewegt sich der Zug vorwärts, und langt gewöhnlich zwischen zehn und elf Uhr in Endorf an. Der Schulze und die zu diesem Zuge eigentlich gehörenden Personen begeben sich nun in ein am äußersten Ende des Dorfes gelegenes Haus, während sich draußen in jeder Minute die jubelnde Menge vergrößert, die, sobald um Mitternacht der Stangeröder Schulze mit seinen Begleitern dieses Haus verläßt, abermals in den Ruf ausbricht: „Wir bringen unserm gnädigen Herrn den Thomaspfennig, den Thomaspfennig, — den Kuttenzins!" —

Das ganze Dorf hallt von dem Rufe wieder, bis der Zug vor der Gerichtsstube anlangt, die dann schon geöffnet ist, und in welcher der Justizbeamte bereits harrend sitzt.

So wie die Stangeröder, wenn sie zu spät kommen, eine Tonne Heringe für jede versäumte Minute entrichten müssen; so ist dagegen das Amt gehalten, den Stangerödern, wenn sie kommen und die Gerichtsstube nicht geöffnet finden, zur Strafe eine ganz weiße Henne mit zwölf weißen Küchlein zu geben.

Der Justitiar nimmt nun den Zins von sechs Pfennigen in Empfang, stellt dem Schulzen eine Quittung darüber aus und giebt ihm ein den Werth der Abgabe jetzt weit übersteigendes Trinkgeld, während das Volk draußen fortwährend ruft:

„Wir haben gebracht — unserm gnädigen Herrn — den Thomaspfennig — den Thomaspfennig, — den Kuttenzins!"

Unter denselben Worten, unter lautem Geschrei und Gelächter verläßt der wilde Haufe Endorf wieder, und die Abgeordneten von Stangerode kehren mit ihrer Quittung nach Hause zurück.*)

---

*) Ueber die Entstehung dieser sonderbaaren Sitte, bei der in unserer Zeit gar kein Vortheil weder auf Seiten der Geber, noch der Empfänger abzusehen ist, fehlen alle geschichtlichen Nachrichten. Nur in den Grund- und Lagerbüchern des Amtes Endorf, von 1688 und 1708 findet man Folgendes: „Von Stangerode aus wird berichtet, wie auch in dem Erbenszinsregister zu finden, daß der Thomaspfennig oder Kuttenzins, in sechs einzelnen Pfennigen bestehend, am St. Thomastage überantwortet werden muß. Da aber solches nicht geschieht, so ist die Gemeinde daselbst ihrem eigenen hierüber gegebenen Berichte nach schuldig, von jeder Minute nach Aufgang der Sonne eine Tonne Heringe zur Strafe zu erlegen!" — Daß der Zins jetzt gerade in Endorf abgeliefert wird, erklärt man daraus, daß sich in diesem Dorfe früher ein zu Conradsburg gehörender Außenhof befand. —

Bis zum Jahre 1803 geschah die Abtragung des Kuttenzinses ganz auf die eben beschriebene Weise, um aber Unordnung zu verhüten, ist die nächtliche Procession abgeschafft, und er wird jetzt am Tage durch den Schulzen von Stangerode in aller Stille entrichtet.

Im Mönchenholze ist es aber bis diese Stunde nicht geheuer, und der gemordete Markus geht in mancherlei Gestalten in demselben um, bald als großer, schwarzer Hund, bald gräulich blökendes Kalb. Zuweilen, obwohl selten, kommt er auch noch in das Dorf, und legt sich mit Centnerlast auf die Menschen, daß sie kaum zu athmen vermögen. Am ärgsten ist der Spuk vom 20. November bis zum 20. December.

C. Duval.

Die Sage von der Burgmühle bei der Ascanienburg.

Da wo die Eine bei Aschersleben den kahlen hohen Wolfsberg, der einst die alte Ascanienburg trug, und jetzt deren geringe Trümmern nur noch zeigt, ziemlich in einem Halbzirkel umfließt, erheben sich aus dem engen und tiefen Thale nach der Stadt hin stattliche Mühlgebäude, die Burgmühle genannt. Ehedem lag hier nur ein ärmliches Mühlgehöfft. Wodurch diese glückliche Umwandelung Statt gefunden, giebt uns eine Sage an, die wie sie schon hundert Mal und darüber erzählt ist, und noch immer im Munde der Aschersleber fortlebt, in ihrer schlichten Erzählungsweise auch hier einen Platz finden mag, weil sie in den uns gestellten Sagencyklus mit gehört. Wann die jetzigen Gebäude erbauet sind, ist dem Verfasser unbekannt; es zu wissen möchte aber in sofern nicht ohne Interesse sein, weil ihre Aufrichtung mit der Entstehung der Sage zusammenhängt, und somit deren Alter und deren Glaubwürdigkeit davon abhängig gemacht sind.

Die Fittige der Nacht hielten mit geheimnißvoller Stille die Erde noch umschlungen, da erwachte des Müllers in der Burgmühle getreue Magd, und sah wie einzelne Lichtstrahlen durch die trüben runden Scheiben im kleinen Schubfenster ihres engen Kämmerleins fielen. Halb schlaftrunken wähnte sie die Spuren des anbrechenden Tages zu bemerken, und den Unwillen ihres Herrn befürchtend, weil sie vielleicht in trägem Schlummer die Zeit schon versäumt habe, sprang sie rührig vom Lager auf, und kleidete sich eilig an. In gewohnter Weise, nur leiser heute wie sonst, um dem vermutheten Keifen zu entgehen, schlich sie zur Küche, und fand in der bekannten Stelle

wie immer das Feuerzeug zum Licht anzünden. So viel sie aber pickte, heute wollte es ihr nicht gelingen. Immer verlosch wieder der Zunder, so viel sie dem Stahle auch Funken entlockte. Da blickte sie zufällig durch das Küchenfenster, und zu ihrer großen Verwunwunderung sah sie gleich drüben jenseit des Steges am Berge nicht weit eine Menge glühender Kohlen. Sie stutzt Anfangs; allein so wunderlich ihr dies auch vorkam, so schwebt ihr Geist, der nicht an vieles Denken gewöhnt war, doch schnell über jede Nachforschung des Grundes hinweg, nur immer auf sich selbst noch bedacht, daß ihre Säumniß von niemandem bemerkt werde. Es galt ihr jetzt blos schnell Feuer zu bekommen, um das Versäumte nachzuholen; darum setzte sie das nutzlose Feuerzeug bei Seite, und leise den Riegel der Hausthüre zurückschiebend, hüpfte sie schnell mit Schaufel und Topf zu den Kohlen hinüber. Doch welche andere Erscheinung überraschte hier ihren Blick. Männer mit seltsamen Gesichtszügen wie den Gräbern entstiegen liegen, regungslos in einem Kreise, und ihre Trachten und Mäntel gehören einer Zeit an, von welcher die Magd noch nichts gesehen oder gehört hatte. Vor Schreck entsank ihr fast der Topf und die Schaufel, und ihr Fuß zögerte als wollte sie unbemerkt schon wieder zurückschleichen; doch die Männer regten ja sich nicht, und schienen nichts Böses gegen sie in dem Sinne zu haben. Auch war der Rückweg ohne Kohlen nicht ohne Verdruß für sie verknüpft. Sie faßt sich darum ein Herz, und näher schreitend füllt sie schnell ihr Gefäß mit glühenden Kohlen, worauf sie zurückeilt. Es sollte ihr heute mit dem Feuer aber nicht glücken, denn so wie sie die Kohlen ausschüttet, erlöschen sie im Nu auch schon wieder. Jetzt schon etwas dreister, eilt sie nochmals hinaus, schöpft schnell nochmals Kohlen, recht große und glühende, und springt wieder zurück jetzt festen Entschlusses, daß es ihr mit dem Feuer nicht wieder mißlingen soll. Alles, Späne und Stroh, lag schon bereit, doch so wie sie den Topf umkehrt und den Athem zum Blasen schon anhält, sind sie fast noch im Gefäße schon wieder erloschen. Was gilt es? Nun schon unwillig und gänzlich dreist geworden eilt sie zum dritten Male über den schwankenden Steg zum schimmernden Kohlenfeuer. Sie möchte auch die Männer wegen ihrer schlechten Kohlen schon schelten; das Unheimliche von Zeit und Ort verschließt ihr aber doch den Mund, und stillschweigend füllt sie zum dritten Male ihren Topf gehäuft jetzt mit Kohlen. Da, als sie eben zum Rückweg sich umdreht, ruft eine rauhe Stimme im drohenden Tone ihr nach: „Nun aber nicht wieder!" Erschrocken zuckt sie zusammen, und kaum tragen die schlotternden Kniee sie über den schwankenden Steg noch bis zur Thüre. Sie schüttet die Kohlen zwar schnell aus, sie verlöschen aber auch dies Mal wieder. Auch vermag die Magd vor Zittern jetzt nichts mehr zu ihrem Glimmen zu thun, denn Fieberfrost schüttelt ihren ganzen Körper, und kaum wagt sie es, nur durch das Fenster noch nach dem unbegreiflichen schauerlichen Kohlenfeuer zu blicken.

Die Sage vom Bader an der Saale.

Es lebt' einst im Saalthal, zu Jena, ein Bader,
Der seifte den Bart ein, der ließ zur Ader;
Ward irgend gebrochen ein Arm oder Bein,
So eilt' er herbei, um behülflich zu sein.

Doch waren des Fleißigen zahlreiche Kunden,
Trotz Kenntniß und Eifer, allmählig verschwunden;
Er sah sich von allen geflohn, und der Grund
So traurigen Schicksals war — einzig sein Mund.

Fast jeglichem ward, durch sein hirnloses Schwätzen,
Bestimmt, ihm den Stuhl vor die Thüre zu setzen;
Wer noch so geduldig, der flüchtete sich,
Und ließ dabei Bart und Verband oft im Stich:

Fortwährend erhielt sich im rastlosen Schwunge,
Zu Andrer Verdruß, die bewegliche Zunge;
Es fühlten sich durch ihr Geräusch selbst verbannt
Die Freier um seines Töchterleins Hand.

Da traf, durch des Vaters unsinniges Treiben
Susanna das Loos, eine Jungfer zu bleiben.
Die lieblichen Reize ließ jeder verblühn,
Um nur den geschwätzigen Alten zu fliehn.

Es wanderte lange die seltsame Kunde
Vom Bader der Saale von Munde zu Munde;
Und drum wird noch heute, wer ohne Verstand
Gedankenlos plaudert, Saalbader genannt.

Heinrich Döring.

Plaue und die Ehrenburg.

Gleich oberhalb Arnstadt beginnt eines der schönsten Thäler Thüringens, der sogenannte Plauische Grund. Wer ihn von dort aus betritt, gewahrt sogleich am jenseitigen Ende des Grundes die Zierde und gleichsam den Schlußstein desselben, die alte Feste Ehrenburg, rechter Hand dicht über dem Städtchen Plaue. Der Ausdruck des alten Chronikschreibers: „das alte Städtlein Plaue mit seinem Schlosse, lustig zwischen Bergen gelegen,“ ist noch immer wahr. Wenn gleich die Berge nicht mehr den Weinstock tragen, wie erweislich früher in Menge, und das Gebirge, das erst seit einigen Jahren theilweise mit Holz besäet wird, nur an seinem Fuße lebendige Farben trägt, seine Häupter aber kahl erhebt: doch hat der Kontrast zwischen den gelblichen, schroffen Gestalten des Muschelkalkgebirges und dem grünen, baum- und wiesenreichen, von der Gera durchströmten Thale schon manchen Landschafter angezogen. — Am Städtchen selbst ist außer der schönen Lage wenig zu sehen. Die beiden alten Thore sind 1818 abgebrochen, von der Stadtmauer haben sich nur hier und da zwischen Gärten und Höfen einzelne Reste erhalten. Ein großer Theil der Häuser, namentlich an der Hauptstraße, ist seit dem Brande am 12. August 1828 besser erbaut, so daß, wer die letztere durchwandert, durch nichts, als durch die ernst herüberschauende Ehrenburg an das Alter von Plaue gemahnt wird. Gehen wir durch die erste beste Gasse von der Hauptstraße aufwärts zur Burg hinan. Wenige hundert Schritte, und wir stehen am Eingange des Schloßhofes, den eine mehrhundertjährige Linde beschattet. Den Schloßhof hinansteigend gelangen wir bald an die zweite, innere Mauer, welche noch ziemlich hoch Reste von Zinnen und Schießscharten aufweist;

eine eingestürzte Stelle an der nördlichen Seite ausgenommen, wird von dieser Mauer noch jetzt das eigentliche Schloßgebäude in einer Entfernung von abwechselnd 8 und 12 Fuß rings umgeben. Durch das schmucklose, rundbogige Portal treten wir ein. Das Schloß, nicht sehr groß, wie alle Burgen vor dem 15ten Jahrhundert, bildet ein fast gleichseitiges Quadrat, obgleich nach Süden und Westen ein noch gegen 160 Fuß hoher, massiver Thurm ohne Fenster einige Fuß vorspringt. Die übrigen Wände mögen um ein Drittel niedriger sein. Das Schloß zerfällt in drei Räume, von denen der erste beim Eintritt vier, vielleicht auch fünf Stockwerke gehabt haben mag, wie die vorragenden Steine zum Tragen der Balken andeuten. Hier waren wohl die Gelasse für Waffen, Reisige und Diener. Der zweite, dem vorigen parallele und gleich große Raum bildete die Burgküche, was der noch vorhandene, ebenso ungeheure als roh gearbeitete Kamin darthut. Die Küche hat noch ihr Deckengewölbe, daher in ihr auch am Tage Dämmerung herrscht, während in die beiden anderen Räume der freie Himmel hineinschaut. Zur Abtheilung, welche linker Hand die beiden vorigen begränzt, schreitet man aus dem zuerst genannten durch eine niedrige rundbogige Thür ein. Hier waren die Zimmer der oberen Stockwerke durch mehr und verhältnißmäßig größere Fenster erhellt und wohnlich gemacht, — denn die Küche sowohl, als die erste Abtheilung erhalten nur durch sparsam angebrachte Schießscharten ein dürftiges Licht — hier mögen die herrschaftlichen Gemächer gewesen sein, hier zeigen die Wände noch Spuren von Kalkbewurf. Im Ganzen trägt die Burg unverkennbar den Stempel der rohen Bauart des dreizehnten oder vierzehnten Jahrhunderts. Das Material besteht aus Bruchsteinen der unmittelbaren Nähe, sämmtlich zum Flözkalk gehörig. Das Einzige was in ihren finstern Mauern an die Gegenwart, an moderne Bedürfnisse und moderne Speculation erinnert, sind ein paar neue Thüren, zum Schutz der alten Burgkeller hergerichtet, welche der Gastgeber Möller in Plaue mit Genehmigung der Domainenbehörde aufräumen ließ, und zu Bierlagerstätten verwendet. —

Kehren wir zurück in den Schloßhof. Ein Panorama liegt vor uns, zwar nicht weit und groß, doch reizend, bunt und mannichfaltig. Links schließen die Kuppen der Schweinsberge, theilweise von Berggärten und Aeckern umgürtet, die Aussicht; es folgen die übrigen bis zur Altenburg bei Arnstadt fortsetzenden Berge; Arnstadt selbst bleibt links hinter denselben, aber die Pforte, welche dort von den letzteren und den gegenüberliegenden grünen Höhen gebildet wird, läßt den Blick hindurch in die Ebene schweifen, als deren Hintergrund der dunkle Saum des Steigers erscheint, die Dörfer Egstedt, Bechstedt, Rockhausen und Kirchheim vor sich. Weiter gleitet der Blick über die schönen mit Gärten bedeckten Anhöhen, deren wir eben erwähnten, über das Walperhölz, aus dem zwar kein Kloster mehr, sondern statt dessen, die Eremitage freundlich hervorlugt; über die hohen Gipfel der Sommerleite und der Wasserleite, hinter Siegelbach und der stattlichen Trieglismühle (jetzt Thüringer Waldmühle) hinaufragend,

— bis ihn die zerrissenen großartigen Formen der Reinsberge fesseln, unter denen, tief im Thale die Massenmühle der Schierholzschen Porzellanfabrik liegt. Der nächste Gipfel, rechts von jener wie eine Riesenmauer aufstarrenden Kalksteinwand, trug die Reinsburg, die alte der Sage nach von Rudolf von Habsburg durch die Erfurter gebrochene Raubfeste. Zwischen der Reinsburg und dem nahe vorgeschobenen bis oben bebauten Struppelsberg lauschen die Dächer von Kleinbreitenbach vor. Noch weiter vom obersten Plateau des Struppelsberges, auf dem vor Zeiten das untergegangene Dörflein Quettendorf lag, den Blick rechts gewendet, und die Porphyrkuppen des Hochgebirges, vom Kickelhahn bis zum Schneekopf und Beerberg, ziehen ihre tiefblaue Kette am Horizonte hin. Zwischen ihren finsteren Häuptern um uns lacht eine anmuthige Landschaft, Aecker, Saatfelder, Tannengehölze und birkenbewaldete Hügel darbietend, von den Gerabächen durchschlängelt und von der hellfarbigen Ilmenauer Kunststraße wie von einem Bande durchflochten. So am rechten Ende des Panorama's angelangt, lassen wir das Auge noch einmal auf dem Thale zu unseren Füßen verweilen. Links, nahe unter uns, auf der halben Höhe des Schloßberges, macht sich die sogenannte Kapellkirche, ehemals die Burgkapelle zu St. Sigismund, 1440 erbaut,*) 17.. der Inschrift zufolge erneuert, und gegenwärtig zum Nachmittagsgottesdienste vorzüglich benutzt, durch ihr Schieferdach und Thürmchen bemerkbar. Hinter ihr hinweg dehnen sich die Dächer und Schornsteine des Städtchens aus, jetzt größtentheils neu und roth, in der Mitte das spitze Schieferthürmchen des Rathhauses. Gleich hinter den Häusern des Ortes, doch nicht mit ihnen zusammenhängend, sondern von Gewässer und Gärten freundlich umringt, ragen die alte Pfarrkirche zu Unserer Lieben Frau, die Schule, die Pfarrei und die Vogel'sche Bleichfabrik, deren Hauptgebäude in seinen kolossalen Dimensionen gegen den nachbarlichen bescheideneren Schützensalon kontrastirt, aus dem Grün hervor. Weiter an der Gera hinauf, dicht am rechten Ende des Städtchens, wo eine Brücke mit gußeisernem Geländer den Anfang der Chaussee von Plaue nach Ilmenau bezeichnet, fallen uns noch das freundliche Wohnhaus und die großen Nebengebäude auf, welche jetzt den Herren C. G. Schierholz und Sohn gehören und von dem Herrn Commerzienrath Schierholz bewohnt werden, — früher standen an dieser Stelle die Dekonomiegebäude des 1837 zerschlagenen Kammergutes, — dort befinden sich die Comptoire und Lager der Porzellanfabrik, wozu auch die übrigen Fabriklokale hinzukommen sollen, nachdem das Feuer am 11. August d. J. den größten Theil jener im Orte liegenden Fabrikgebäude zerstört hat, worin Brennöfen, Maler- und Dreherstuben rc. enthalten waren. —

Hören wir nun in Kürze die spärlichen Nachrichten, welche über die Ehrenburg und Plaue auf unsere Zeit gelangt sind, — beider

*) Handschriftl. Notiz. in d. Pfarrei z. Pl. pag. 168.

Geschichte läßt sich nicht trennen. — Plaue lag im Gau Langewizi, und später in der Grafschaft Kevernburg, soviel läßt sich unbedenklich annehmen. Alle Quellen, die gedruckten sowohl, als die handschriftlichen, sind darüber einig, daß es in den ältesten Zeiten ein Dorf gewesen sei und theils um die jetzt isolirte Pfarrkirche herum, theils noch weiter nach Nordosten hin sich erstreckt habe. Hier waren auch die Salzwerke, deren verfallene Schachte man in der Entfernung einer Viertelstunde von Plaue noch sieht, und welche dem Orte Nahrung gaben.

Ad ripas plures saxatile littus habebis
Fontes, qui e terra flumina cava scatent;
Distribuere suos singlis ex ordine rivos,
Qui coxisse salem et rite parare jubent & c.

singt M. Andreas Schuckelius, der von 1643 bis 1678 Pfarrer zu Plaue war.*) Als dieses älteste Dorf Plaue (vermuthlich zu Anfang des 14ten Jahrhunderts) verbrannt und die Saline zerstört worden war, — letztere durch einen Salzknecht der Sage nach, den die Rache trieb, die Salzquelle mit einem seidenen Wamms zu verstopfen — so bauten die Einwohner ihre Häuser weiter hinauf am westlichen Geraufer, „wo die Ställe des Witzlebenschen Fuhrwerks (Vorwerks) standen." **) Seit wann und woher die Herren von Witzleben, die übrigens schon in sehr frühen Zeiten hier in der Nähe reich begütert und als Inhaber mehrerer Burgen vorkommen, ein Vorwerk hier besaßen, ist nicht ermittelt; Kevernburgisches Lehen ist es wohl gewesen. Der neu erstandene Ort wurde mit Mauern und Thoren umgeben und erlangte Stadtrechte, ob ausdrücklich verliehen, oder nicht, darüber schweigt jede Nachricht, doch vermuthen wir das Erstere, weil Heydenreich*) sagt: „. . eine Stadt, welche an die Grafen von Schwarzburg geliehen, und von ihnen in Aufnahme gebracht ist." Dies wird auch dadurch bestätigt, daß Kaiser Ludwig der Baier auf Ansuchen der Grafen Heinrich und Günther der Stadt Plaue einen Wochenmarkt Mittwochs zu halten verlieh, und zwar mit allen Gerechtigkeiten, wie sie die Stadt Mühlhausen bei ihren Wochenmärkten hätte.†) Ungefähr gleichzeitig mit dem erneuerten Plaue muß die Ehrenburg aufgeführt worden sein, denn die alte Stadtmauer zeigt sich noch heute überall an die äußere Ringmauer der Burg anschließend und gehört offenbar derselben Periode an. In den handschriftlichen Nachrichten der Pfarrei heißt es auch ausdrücklich: Nullum certum tempus constat, nec annus, quibus pagus Pla-

---

*) Hdschrft. in d. Pfarrei zu Pl. pag. 5.

**) Treiber p. 96. — Toppius p. 51. — Heydenreich p. 413. — Hdschrft. in d. Pfarrei z. Pl. p. 27.

***) p. 415.

†) Heidenreich u. Treiber ll. cc.

vianus incendio periit, cum civitatula moderna ad Toparchae tantummodo domum et possessionem, quae arx fuit antiqua, pertinuit.

Zum erstenmale nun geschieht der Ehrenburg Erwähnung, als Landgraf Friedrich (der Freudige) 1324 „seinem lieben Ohmen" Graf Heinrich von Schwarzburg (Heinrich XII. Blankenburger Linie, zu Arnstadt) eine Feste zu Plaue anzulegen gestattete. Die Urkunde darüber giebt Heydenreich l. c., anscheinend etwas modernisirt, also:

> Wir Friedrich von Gottes Gnaden, Landgraf in Thüringen, Marggraf zu Meißen und in dem Osterlande und Herren zu Pleißen, bekennen offentlich an diesen gegenwärtigen Brieffe, daß wir Unsern lieben Ohmen Graffen Heinrichen von Schwarzburg den Aeltern und seinen Erben, durch sonderliche Freundschaft und Gunst, die wir zu ihm haben, ihme erlaubet, und geben Unsern guten Willen dazu, daß er in dem Dorfe zu Plauen, das gelegen ist jenseit Arnstadt, gegen Ilmenau, bauen mag und möge, eine Vhesten oder ein Huß mit Unser Laube. Zu einem Gezeugniß und Ohrkunde dieser vorgenanden Rede geben Wir Ohme diesen gegenwärtigen Brieff, bestetiget mit Unsern Insigel. Das ist geschehen zu Gotha, nach Gottes Gebuhrt tausend Jahr, dreyhundert Jahr, in dem vier und zwantzigsten Jahre, an den Abend Sende Margrathen, der heiligen Jungfrauen.

Diese Urkunde, indem sie Plaue als Besitzthum der Grafen von Schwarzburg erscheinen läßt, wird zugleich, wenn auch nicht als Gewißheit, doch als Wahrscheinlichkeit hinstellen, daß früher dort noch kein Schloß gestanden hatte, daß folglich die Herren von Witzleben die Ehrenburg entweder gar nicht, oder doch nur vorübergehend in spätern Zeiten, vielleicht pfandweise, inne gehabt haben, wie denn auch in allen Nachrichten immer nur von dem Witzlebenschen „Fuhrwerck" die Rede ist.*) Mit dieser Annahme löst sich freilich auch die Sage in Schaum auf, derzufolge der auf der Ehrenburg hausende Ritter mit dem Reinsburger Ritter drüben in vertrauter Freundschaft lebte, und ein unterirdischer Gang unter dem Gerabette hinweg beide Burgen verband. Uebrigens ist man zu zwei verschiedenen Zeiten, und an zwei verschiedenen Orten wirklich auf einen solchen Gang gestoßen, einmal bei einer Reparatur in der Kapellkirche, wo man unter dem Altare ein Gewölbe entdeckte, von welchem mehrere Stufen zu einem, jedoch verschütteten Gange in der Richtung nach der Burg zu führten, das andere Mal bei einem früheren Versuche zur Aufräumung der Burgkeller, wo in einem dieser Letzteren der Anfang eines solchen Ganges sich zeigte, der aber ebensowenig weiter verfolgt werden konnte.

---

*) Dieses ehemaln Witzlebensche Vorwerk, seit 1456 herrschaftliches Kammergut, wurde 1837 von der Stadtgemeinde zu Plaue angekauft und dismembrirt.

Ohne das unfruchtbare Feld der Namenderivationen zu berühren, führen wir nur an, daß die Ehrenburg vor Alters auch Gehrenburg von ihrer Lage an der Gera geheißen haben soll. 1381 verkauften die Grafen Heinrich XXIII. und Günther XXVIII., Blankenburger Linie, Herren zu Ranis, nebst ihren anderen Arnstädtischen Besitzungen auch „Schloß und Stadt Plaue sammt allen Gerechtigkeiten“ für 12500 Mark löthigen Silbers an ihre Vettern, die Grafen Heinrich XXV. und Günther XXIX. Sondershäuser Linie,*) während die Gebrüder Klaus, Friedrich und Konrad von Witzleben ihr Vorwerk zu Plaue erst 1456 an das Schwarzburgische Haus abtraten,**) worin ein weiterer Beleg liegen dürfte, daß die Herren v. Witzleben die Ehrenburg nie besessen haben.

Den Zoll zu Plaue soll das Haus Schwarzburg schon 1336 von Ludwig dem Baiern***) zu Lehne erhalten haben. Dies hat auch nichts gegen sich, da Plaue erst 1407 den Landgrafen von Thüringen zu Lehen aufgetragen worden ist, also vorher entweder Reichslehen, oder noch wahrscheinlicher Allodium war. — Einträglich mag dieser Zoll gewesen sein, denn die Hauptstraße von Franken nach Sachsen führte bei Ilmenau vorbei, durch das sogenannte Frankenthal und längs des Geraufers bei Plaue vorüber nach Arnstadt. Daher auch mag der unbekannte Raubritter, der auf der Reinsburg hauste, diesen Berg zu seinem Sitze erwählt haben, weil die alte Frankenstraße nahe unter ihm, wie unter der Ehrenburg, vorbei ging. Im Frankenthale, an einer engen Stelle, werden noch jetzt „die Todtenlöcher,“ ein paar gegenwärtig sehr verschüttete Wasserlöcher gezeigt, in welche, der Sage nach, die Räuber von der Reinsburg die ermordeten Reisenden zu versenken pflegten.

Kehren wir zur Ehrenburg zurück, so verschwindet sie ganz aus der Geschichte, nachdem sie sammt der Stadt Plaue von den Grafen Heinrich XXV. und Günther XXIX. dem Landgrafen Friedrich (dem Friedfertigen) 1407 zu Lehen aufgetragen worden war.†) Dennoch scheint es, als wenn sie später einmal bestürmt und erobert worden sei. Grade an der nördlichen Seite nämlich, wo die Mauer gebrochen ist, besteht der ganze Abhang der Höhe aus Schutt, unter welchem mit leichter Mühe Holzkohlen, Gebeine und Waffenfragmente, namentlich Pfeil- und Lanzenspitzen gefunden werden. — Auf keinen Fall scheint die Burg länger als zu Anfang des 16. Jahrhunderts bewohnt gewesen zu sein.

---

*) Treiber l. c.

**) id. l. c. — Notiz aus dem siebzehnten Jahrhundert in den Akten des Stadtraths.

***) nicht Kaiser Karl VI., wie Treiber l. c. sagt, weil Kaiser Ludwig erst 1347 starb.

†) Lünig spic. secc. II. p. 1222. — Treiber p. 96. — Notiz in d. Akten des Stadtraths.

Das Städtlein gedieh indessen, bis es 1524,*) am Tage vor Mariä Reinigung so gänzlich abbrannte, daß man vom Ober- bis zum Unterthore frei hindurchsehen konnte, und nur zwei Gebäude stehen blieben. Nach und nach wieder zu einigem Wohlstande gelangt (worauf einige für ihre Landesherren übernommene Bürgschaften von 1548 und 1582**) hinzudeuten scheinen) brannte es 1638 am 6. Juni abermals fast gänzlich ab, als ein Troßbube unter den sächsischen Völkern des Grafen von Hanau, Namens Lorentz, welcher wegen versuchter Nothzucht an der einzigen Tochter des Bürgermeisters Hans Kieser, von dem Letzteren gezüchtigt worden war, aus Rache an vier Enden Feuer angelegt hatte.***) Nicht völlig zwei Jahre später, am 17. April 1640 ward es noch einmal, bis auf drei Häuser und die Kapellkirche, ein Raub der Flammen. Das schwedische Regiment des Obersten Douglas von der Banerschen Armee hatte plündern wollen, war aber von den Bürgern, welche auf Geheiß des Oberamtmanns zu Arnstadt Wolfgang Melchior v. Griesheim ihre Thore geschlossen und sich vertheidigt hatten, mit Flintenschüssen und Granatenwürfen, wobei ein schwedischer Offizier fiel, zurückgetrieben worden; darauf hatten die Schweden in die dicht an der Stadtmauer vor dem Oberthore stehende Scheuer des Bürgers Otto Rose Feuer geworfen, wodurch das Städtlein bis auf 17 Häuser und 12 Scheuern in Flammen aufging.†) Ueberhaupt hinterließen in dieser Gegend die schwedischen Truppen von allen den schlimmsten Ruf, wie sich denn der Pfarrer Schuckelius (hdschrftl. Notiz. in d. Pfarrei, p. 172) mehrmals über ihr Hausen beklagt, besonders über die Soldateska des Grafen Löwenhaupt, welche zu Ende 1646 und Anfang 1647 in Plaue lag, und die Bewohner ängstigte. Zum Gedächtniß des Brandes von 1640 wurde bis 1828 jährlich am 17. April eine Brandpredigt gehalten, seit dem Brande des 12. August 1828, der an 30 Gebäude verzehrte, jedoch auf den letzteren Tag verlegt.

Aus allen diesen Feuersbrünsten hat sich Plaue rüstig wieder erhoben. Es zählt gegenwärtig 125 Häuser und 810 Einwohner, denen Ackerbau und Industrie Nahrung geben. In Bezug auf diese bemerken wir, daß die Porzellanfabrik der Herren Schierholz und Sohn, welche ihre geschmackvollen unaufhörlich mannigfaltigen Fabrikate selbst über das Meer versendet, über 150 Menschen beschäftigt und eines der bedeutendsten Etablissements dieser Art sein dürfte. Die chemische Bleichfabrik des Herrn Friedrich Vogel wird gleichfalls mit großer Thätigkeit betrieben, und giebt einer Anzahl Menschen Arbeit. — Die so früh eingegangene Saline hat nicht wieder aufkommen können, obgleich mehrmals Anstrengungen deshalb gemacht wurden. 1688 bis 1704 bestand zu diesem Zwecke eine Gewerkschaft,

*) anno ante rusticorum rebellionem, sagt d. Hdschrft. in d. Pfarrei p. 29.
**) Akten d. Stadtraths
***) Hdschrftl. Notiz. d. Pfarrei, p. 29 u. 31. — Toppius p. 28. —
†) Hdschrft. d. Pf. Schuckelius in d. Pfarrei, p. 34 u. 74. — Toppius u. Treiber ll. cc. —

welche 813 fl. Kosten ausgab, ohne etwas zu erreichen. Hierunter waren auch 8 Thlr. Recompens für den zu Rathe gezogenen „berühmten Rüthengänger" Jacob Abrah. Christner aus Kösen. — 1713 muthete der Kurmainzische Amtmann Theodor Philipp Bauermann zu Mühlberg, scheint aber kaum einen Versuch angestellt zu haben; ebensowenig 1716 eine zu Themar und Rodach zusammengetretene Gewerkschaft, welche auch den Prinzen Wilhelm von Schwarzburg zu ihrem Mitgliede zählte, unter der Leitung des Floßmeisters Georg Hartig von Kösen das Salzwerk eifrig wieder auf, und verbaute bis 1750 bedeutende Kosten, bis es um diese Zeit auflässig und 1751 das sämmtliche Eisenwerk als altes Eisen verkauft wurde.*) Seitdem erinnern nur noch die verfallenen Schachte im Rinde, die sogenannten Salzlöcher, sowie die Ladergasse, eine Nebengasse unten im Orte, wo vor Alters das Salz verladen ward, an die Plauische Saline, denn auch die „Gradirgasse," welche der Pfarrer Schuckelius (Hdschrft. in d. Pfarrei, p. 4) noch kannte, existirt nicht mehr.

*) Alle obige data sind aus d. Akten d. Stadtraths.

Max von Oer.

Das Bodethal mit der Roßtrappe.

Wie mächtig thürmte Gott die wilden
Massen —
Nur Götterkraft vermag so viel.
Der Wand'rer staunt, er muß das Ird'sche
lassen,
Ein heil'ger Schauer muß den Geist
erfassen,
Erblickt er der Natur erhab'nes Spiel.

Alexis der Wanderer.*)

Donner rollen gräßlich doch dumpf und hohl, als fehle es den Luftschwingen an Raum, und ungeheure schwarze Wassermassen siedend und von heulenden Stürmen gepeitscht, kämpfen wüthend gegen ihren eigenen Grund, der, der lastenden Wogen müde, sich über sie hinaus zu heben strebt. Die Erde scheint Wasser, und das Wasser Erde zu sein, und nirgends ist Leben, weil das leblose Leben jetzt athmet. Nirgends tagt es, nirgends leuchten die Sonne noch der Mond, noch die Sterne hinein in die Zeit und ist darum nicht Morgen nicht Abend; nur zischende, hochsprühende Feuersäulen, den Schlund

*) Die ganze, eben so wahr als schön empfundene Dichtung, ist unter der Ueberschrift: „Empfindungen bei einer Wanderung durch das Bodethal von Alexis dem Wanderer" im Quedlinb. Wochenbl. von 1827 Nr. 30 und 32 nachzulesen.

des Meeres zerspaltend, beleuchten auf Augenblicke den erhabenen Kampf. Doch der Kampf entscheidet sich, Berge und Felsen erheben sich hoch über die schäumenden Wogen, und wenn auch diese tausend Mal die stolzen Gipfel zerbröckelnd in die Tiefen hinabstürzen, tausend Mal drängen sich größere Massen wieder heraus und setzen den überwundenen Fluthen unbezwingbare Grenzen. Nun fliehen die Wasser ihre Gründe durchfurchend von Thal zu Thal, fortraffend was sie vermögen, die Stürme schweigen, die Erde erkaltet, das Dunkel weicht aus dem Wasser, aus der Erde und aus dem Himmel; denn weil Alles im Gleichgewichte sich wieder trägt, und Ruhe die Erde beglückt, da trennt sich steigend und fallend, verdunstend und verdichtend Alles gemischte wieder, und die Luft wird wieder Luft, das Wasser wieder Wasser, die Erde wieder Erde, die Sonne theilt die Zeit wieder in Tag und Nacht, und frisch grünend prangt auch der Erdboden wieder mit Bäumen, Kräutern und Blumen. — Wenn deine Phantasie, lieber Leser, je ein Bild wie das obige über die Umschaffung unseres Erdballes dir gegeben hat, so ist es das reizende Bodethal mit dem Roßtrappfelsen, das besonders solche Gedanken und Empfindungen in deiner Seele hervorruft. — Wir wollen diesem Tempel der Allmacht Gottes näher treten. Wenn man von Quedlinburg der Bode entlang dem Harze entgegen wandert, so sieht man in eine mehrentheils von blauem Nebel umflorte tiefe Bergschlucht hinein, die von zwei hohen Bergwänden umschlossen, Erhabnes ahnen läßt, so daß man unwillkürlich seinen Fuß dahin setzt, das Geheimniß zu enthüllen. So wie die Natur aber hier in Felsen und im brausenden Waldstrom so groß und lebendig uns entgegentritt, und die Allmacht Gottes verkündigt, so laut begrüßen uns durch Pochen und Hämmern hier auch zunächst die Zeugen des menschlichen Gewerbfleißes, ich meine die Blechhütte, der wir uns nähern. Ein Gasthof, der als Sammelplatz aller Reisenden schon Unterhaltung gewährt, und unerwartet manchen Freund mit dem Freunde vereinigt, bietet auch uns hier seine Erfrischungen und Führer für die Bergfahrt dar. Wir nehmen sie an und wandern muthig über die Bode und über einen grünen Wiesenteppich den steilen Berghang hinan. Wohl mag dem Flachländer der steile Weg sehr mühselig erscheinen, und nicht selten kehrte pflegmatisch der Eine oder Andere wieder um, sich mit dem Schönen im Thale nur begnügend; wir aber verfolgen den Pfad, und auf einigen Bänken ausruhend, lohnt schon die oberste derselben unter schattigem Laubdache mit der herrlichsten Aussicht das mühevolle Unternehmen. Das Schlachtfeld, auf dem einst 1113 Siegfried der Pfalzgraf am Rhein gegen des Kaisers Heerführer Graf Hoyer von Mannsfeld siegreich focht, liegt zwischen Thale und Warnstedt über Hügel ausgebreitet da, und Knochen und Waffen der Gefallenen, die ausgepflügt werden, erinnern noch immer an das große Ereigniß. Nach wenigen Schritten ist der Berg dann erstiegen und ein in's Thal hereinspringender etwa 30 Fuß hoher Granitkegel mit einem Balkon; die Bülowshöhe ist es, die Blick und Fuß zur Linken zieht. Doch liebevoll vor Erkältung warnend, tritt auf einem ebenen Platze

unter hohen Buchen uns zuvor ein Häuschen entgegen, das nebst stärkenden Mitteln zur Abkühlung und Erholung einladet. Ehe die Schneemassen des April 1837 sie eindrückten, gewährten zwei Moos-hütten hier erquickende Ruhe, dafür ist jetzt aber der Erfrischungsbude gegenüber ein ziemlich großes, innerlich mit Moos überkleidetes Haus, die Eckardtshöhe dicht am Abhange des Berges erbauet, von dessen Dach sich die herrlichste Aussicht auf die Mündung des Bodethales und das Flachland aufschließt, so daß man nur schwer zur Trennung von diesem Plätzchen sich wieder anschickt. Hier wird dem Reisenden zum Einschreiben auch ein Buch vorgelegt, dessen Nummer jährlich über 1800 hinaufsteigt, obgleich nicht jeder Reisende sich einschreibt. Sowohl zur Bülowshöhe als zu dem letzterwähnten Dachbalkon führen hohe Treppen hinan, ist dir aber, lieber Leser, je schlafend oder wachend aus Angst oder Schwindel die Brust zu enge und der Athem zu kurz geworden, so dürfte sich hier auf der Bülowshöhe, wo du über dem Thale zu schweben glaubst, dies Gefühl bei dir erneuern, obgleich du, von einem Geländer geschützt, ohne Gefahr in die gähnende Tiefe nach der weißschäumenden Bode hinabsehen kannst. Lieblicher stellt sich aber nicht leicht ein Ort dem Blicke wohl dar, als von hier aus die Blechhütte, und wenn der Schrecken über die Schauer des Abgrundes gemildert werden kann, so geschieht es durch nichts mehr, als durch die reizendste aller Aussichten von diesem Adlerhorste herab, wo das Auge über die niedern Bergzüge des Huy- und Hakelwaldes bis Magdeburg schweift.

So viele der schönen Plätze aber auch hier sind, so bietet jeder dem Wanderer doch seine eigenthümlichen, neuen Reize dar. Dieß theilt auch, in einiger Entfernung von dem Häuschen, der Friedrich-Wilhelms-Platz, der Blankenburgs freundliche Höhen überblicken läßt.

Nun wendet sich unser Weg nach dem eigentlichen Roßtrappfelsen, der senkrecht wie eine Riesenmauer in das Bodethal hineinspringt und jetzt, lieber Wanderer, umgürte deine Seele besonders mit Muth, Vorsicht und Ausdauer, denn manche Klippe, manche Stufe bergauf, bergab muß noch betreten werden, mancher Schweißtropfen dürfte deinem Antlitze noch entfallen. So gewährt gleich wenige Schritte aufwärts schon wieder ein Punkt einen kostbaren Anblick der Felsmassen. Dann nahen wir uns einem Pavillon, der ziemlich auf der Mitte des Roßtrappfelsens erbauet ist, und luftig doch einigen Schutz bei Regen gewährt. Auch hier in der Nähe eröffnet wieder ein Felsenvorsprung, die Ölbergshöhe, eine neue Ansicht in das nördliche Bodethal und nach dem Flachlande. Weil wir aber dicht hinter uns einen Kanonenschuß hören, so wenden wir uns dorthin, und nach wenigen Schritten bemerken wir schon, wie eine Kanone, mit der Mündung der Schlucht des Kessels zugewendet, auf einer Felsenplatte liegt. Sollte es uns möglich dünken, daß die Natur in ihre Formen durch Schwingungen solche Verstärkungen des Tones gelegt habe? In fast siebenfachem Echo prallt donnernd und krachend der Schall, von Felswand zu Felswand rollend, und in den Schluchten sich verfangend, ab, bis er wie fernes Gewitter allmählig

verhallt. Aehnliche Wirkungen bringt selbst ein Pistolenschuß hervor. Wie erhaben mag deshalb unseres Herrgotts Stimme ertönen, wenn er in Gewittersturm mit Blitz und Donner hier redet; welcher sündige Lügner an der Wahrheit möchte ihn hier verläugnen und seinen starken Arm nicht fürchten.

War der Pfad bis dahin breit, so wird er jetzt am Felsen hinlaufend, schmal und immer schmaler, bis eine mit einer Brustwehr eingefaßte Höhe uns aufnimmt, und wir an der eigentlichen Roßtrappe uns befinden. Eine gewaltige Granitklippe ist es, auf der wir jetzt stehen, und da sie als Vorsprung 515 Fuß über dem Wasserspiegel der Bode an der Blechhütte aus der Felsenwand heraustritt, so sind es fast rund herum schroffe Abgründe, von denen grausenerregend sie umgrenzt wird. Mag der Trappe ursprünglich vielleicht ein Naturspiel im Felsen zum Grunde gelegen haben, so viel sieht man doch deutlich, Menschenhände haben den Riesenhuf in den Felsen gehauen.

Druiden haben und Barden mit erobertem
Eisen in den Felsen gehauen das einzige Mal
Der Urjahrhunderte Deutschlands
Den Huf des heiligen weißen Rosses.*)

(Klopstock.)

Ob der eigentliche Roßtrappfelsen, der als einzelne Klippe über dem Abgrunde fast geschwebt habe, wie einige behaupten, vor langen Jahren zerbröckelt herabgestürzt sei, lassen wir dahin gestellt sein. Nur der Sage, wenn sie auch noch so bekannt, müssen wir bei dem Roßhuf gedenken:

Zur Braut hatte sich der wilde Böhmenkönig Bodo eine Fürstentochter aus dem Hünengeschlechte erkohren. Weil sie ihn aber verabscheuete, und seinen rohen Umarmungen auf schnellem Rosse zu entfliehen suchte, so verfolgte der von Liebe Erglühete die Flüchtige auch zu Roß über Berg und Thal, durch Wald und Moor. Vom Hufschlag zersplittert sanken die Bäume wie Grashalme, und Funken sprühete selbst der getroffene Granit. Mancher Wald war schon durchsaust, mancher Abgrund kühn überflogen, und noch immer saß der Schreckliche auf den Fersen der von Angst gepeinigten Prinzeß. Jetzt stand sie auf dem Platz, wo zu Walpurgis die Hexen den muntern Reigen aufführen, und ein grauser Abgrund versperrte den Weg. Was thun? Dem Wüthrich sich hingeben oder den entsetzlichen Sprung über den Abgrund wagen. Langes Bedenken gab es nicht. Und mit kräftigem Stoße drückte sie dem Renner die Fersen in die Weichen, und mit gewaltigem Ansatz flog schnellend das Thier über

*) Hr. v. Rohr in s. Merkwürdigkeiten meint, es habe mit der Roßtrappe eine ähnliche Bewandtniß wie mit dem Mägdesprunge, und hätten die Alten mit dieser Marke Erzgänge andeuten wollen.

den Abgrund hinüber, aber des Hufes Aufschlag war so stark, daß sein Abdruck dem Felsen eingegraben war. Auch war die goldene Krone der Fürstentochter vom Haupte und tief in die Fluthen der Bode gesunken. Nicht säumte aber Bodo, den Abgrund im wilden Sturme auch zu überfliegen; allein er stürzte in die Tiefe hinab, und da, wo die goldene Krone liegt, tief in Felsen geborgen, zwischen dem Tanzplatz und der Roßtrapp, in dem Chrysol, da liegt auch er vom Zauber gebannt als schwarzer Hund nun, daß niemand, kein Taucher, die Krone dort stehle, der Waldstrom bekam aber von ihm den Namen die Bode. Daß der Schlund unergründlich tief sein mag, hat mancher Versuche ihn zu ergründen bewiesen, ob aber das Heidenthum hier auch seinen Spuk getrieben hat, und die Sage den Kampf zwischen Heidenthum und Christenthum allegorisch darstellen soll, das läßt sich durch den Roßhuf und den Hexentanzplatz mehr vermuthen als wirklich nachweisen.

Wir verweilen jetzt noch bei dem Anblick dessen, was diese hervorragende Klippe uns Großes und Erhabenes sehen läßt. Nicht gelingt es dem Auge, Alles mit einem Male einzurahmen, nicht vermag es die Seele und das Gemüth, alles das Große und Herrliche mit einem Male aufzufassen, zu empfinden und die höchsten Gefühle in Worten laut werden zu lassen. Welch' grausiges und doch welch' entzückendes Felsenthal, welche schwindelnde Tiefe und doch welche Anmuth! Wie eine Furche tief in Felsen eingegraben, durchzieht mühend die Bode hier in mannigfachen Krümmungen das granitene Felsenthal. Grau wie Dichter uns die Ewigkeit malen und starr wie der Tod blickt es zu uns herauf, und doch haftet durch dichtlaubige Bäume und allerlei Buschwerk ein frisches Leben an diesen starren Wänden, dennoch ertönt durch den Hinsturz der Bode über Granitblöcke und durch das Rauschen die lebendige Sprache der Natur aus der Tiefe zu unserm Ohre und Herzen herauf.

Hier Tanz des Wasserfalles
Des Blüthenfalles dort,
Und voll Bedeutung Alles
Wie ein geweih'tes Wort.

Tiedge.

Das Auge schweift hierhin und dorthin, und nur allmählig findet es sich zu dem Punkte, wo in der Tiefe die Teufelsbrücke wie ein schmaler Steg die Bode überspannt. Hier zur Rechten durch unzugängliche Klüfte und über Blöcke der rauschende Waldstrom, dort zur Linken ein waldiges Thal, dem sich entwindend die Bode, dann mildern Sinnes über grüne Wiesenmatten sanft hinströmt, als wollte sie der Menschen Zutrauen jetzt gewinnen. Welches Malers Pinsel vermag den ganzen Zauber dieses Naturgemäldes wieder zu geben, welcher Dichter kann singen, was die Seele hier empfindet! Ja diese majestätische, diese kräftig schöne Natur ist des heiligen Vergnügens

Amme, und ein freier Blick hinein gießt in die düstere Halle des Erdentraums ein sanftes, frohes Dämmerlicht. Nur der boshafte Unglaube kann hier der Allmacht Spur verneinen, weil der schlichte Naturmensch ihre Nähe hier ahnt; dieses Ahnen ist es aber gerade, worauf sich alles Erkennen der Gottheit gründet. Hast du, liebe Seele, durch den Aufschwung zu Gott nun Erholung gefunden von der Betäubung, die der ungewöhnte Anblick einer so erhabenen Natur bei dir bewirkt hatte? Nun dann ein Ade dir luftige Höhe, auf der ich so Gott will nicht zum letzten Male gestanden, jetzt gilt es, auch in die schauerliche Tiefe selbst hinab zu steigen.

Nachdem man auf dem Wege, den man gekommen, zurückgewandert ist, läuft in der Gegend des Pavillon links ein Fußsteig in das Gebüsch hinein, und dieser führt in einem Winkel bergab. Obwohl der Pfad steil, und mit lockern Granitstücken übersäet ist, so kann er, weil er im Zickzack angelegt ist, doch gefahrlos betreten werden, und unten, wo die Felsenwände steiler zum Bette der Bode hinabfallen, sind Stufen, die sicher den Wanderer zur Teufelsbrücke hinleiten. Ohne Prunk, doch fest von Holz gebauet, überspannt sie eine jähe Felsschlucht, durch welche die vom Sturze am Kessel noch aufgeregte Bode eiligen Fußes hindurchschießt. Jetzt befinden wir uns auf dem jenseitigen, rechten Bodeufer, wo ein schmaler, dem Felsen erst in späterer Zeit abgerungener Fußpfad am steilen, wohlverwahrten Felsenufer zum Kissel, dem größten Wasserfall der Bode hinbringt. Hier einige Augenblicke Ruhe auf einer Bank lohnen reichlich mit einer Fülle der Empfindungen. Ueberall himmelanstrebende Felswände ohne Ausgang, weil der Roßtrappfelsen das Thal zu verschließen scheint. Schauervolle Einsamkeit durchrauscht nur vom immer gleichen Tone der Bode, die in eine schmale Felsenpforte zusammengedrängt, schäumend, kochend, brausend heraus in einen Felsenschlund sich stürzt, den Jahrtausende zu einem Granitkessel geschliffen haben. Aehnliche, nur geregeltere Auswaschungen bemerkt man selbst an viel höheren Felswänden, ein Beweis, wie hoch und wie gewaltig lange hindurch in früheren Zeiten der Strom hier getobt habe. Vorzüglich mögen es Eismassen gewesen sein, die wie der Stahl den Felsen ihre Erinnerungen eingeschrieben haben. Im Frühjahre und im Herbste wenigstens erreicht das Wasser hier noch eine bedeutende Höhe, und können diese Sturzbäche im trockenen Sommer unsere Blicke fesseln, so kann man im Frühjahre nicht lange genug dem wüthenden Toben zusehen, wie der Brandung in hochgehender See ähnlich die Wogen im wilden Sturze am starren Felsen sich brechen und dennoch weiter und immer weiter sich freie Bahn machen, bis sie ungezügelt dem flachen Lande dann zueilen. Solcher merkwürdigen Auswaschungen an den Felswänden giebt es über den Kessel hinauf noch mehrere. Weil aber über jenen Schlund hinaus das Felsenthal nicht weiter zu passiren ist, so kann man diese darüber liegenden, höchst reizenden Naturpartien nur in sehr kalten Wintern, wann die Bode gänzlich mit Eis bedeckt ist, erreichen. Die Jahre, in denen man zu Fuß dieser großartigen Natur ansichtig werden konnte, waren

1766, 1784, 1814, 1822, 1830, 1838; denn namentlich in den Wintern der beiden letztgenannten Jahre war die Bode gänzlich mit einer starken Eisdecke belegt, und mehrfach benutzten dieß ganze Gesellschaften, die prachtvollen Stalaktiten des Felsenthales an schönen Wintertagen zu Schlitten zu bewundern. Eine anziehende, poetische Darstellung dieser winterlichen Reize des Bodethales ist unter dem Titel: „des Felsenthales Winterreiz von Zinker, als sehr gelungen hierüber zu empfehlen. — Um aber den andern reizenden Punkten noch Zeit zu widmen, dürfen wir hier nicht zu lange verweilen, und müssen deshalb über die Teufelsbrücke zurück über einen Felsenvorsprung, worauf der bis dahin etwas ermüdende Weg bequemer Thal abwärts fortläuft. Eine Platte von Gußeisen am Felsen lehrt hier, wie der Wanderer es dem edeln Oberforstmeister von Bülow zu Thale zu verdanken habe, daß durch bequemere Pfade ihm dieser herrliche Tempel der Natur aufgeschlossen wurde. Während man noch voll der erhabensten Empfindungen über die staunenswerthe Größe der Natur ist, wird man nach wenigen Schritten beim Umbiegen um einen Felsenvorsprung durch eine Erfrischungsbude in einer Felsenspalte überrascht, wo man nach so angreifendem Wege mehrentheils sich erst einige Erholung gönnt. Eine Brücke, die Jungfernbrücke, bringt hier wieder auf das rechte Bodeufer nach dem Krautpfühle, in welchem die goldene Krone der flüchtenden Prinzeß versunken liegt, und noch wenige Schritte hin zum Waldkater, einer neuern Restauration, die, weil man sich hier sehr wohl fühlt, man selten leer antrifft. Einige schöne Felsenprospecte, als der Mönch, der Bischof rc. dürfen hier nicht unerwähnt bleiben, und unter den vielen Malern, die Parthien des Bodethales zu ihrem Süjet gemacht haben, dürften wir die glückliche Wahl derer wohl rühmend herausheben, die wie der russische Maler Fricke in der Nähe des Waldkaters ihren Standpunkt erwählt haben. Wie stehen hier nun wie Herkules am Scheidewege. Sollen wir zur Linken über einen schmalen Steg wieder die Bode überschreiten, und auf deren linken Ufer das breiter geöffnete Thal wieder verlassen oder zur Rechten auf 1100 beschwerlichen Stufen die Bergwand zum Hexentanzplatz hinaufsteigen? Wir betreten links den schmalen Steg, um auch das Schällloch noch zu sehen. Es ist hier eine von Menschenhand, zu welchem Zweck ist unbekannt, in den Felsen gearbeitete Höhlung, die, mit einem Pistol hineingeschossen, den Knall mit donnerartigem Gekrach zurückwirft. Eine Frau, weniger schwachnervig und empfindsam als so viele unserer Damen, gewährt, seltsam genug, diesen männlichen Dienst, und wenn der Fremdling die Amazone mit dem Mordgewehre plötzlich hinter einem Felsen hervor den Weg vertreten sieht, ohne ihr Begehr zu kennen, so mögte er sich in die Abbruzzen versetzt meinen. Umwendend, entschließen wir uns aber wirklich noch die steile Bergwand hinter dem Waldkater zu erklimmen, und auch den Tanzplatz zu besuchen. Weil es nur von etwas geordneten Granitblöcken angelegte Stufen sind, so ist der Weg durch Länge und Unbequemlichkeit namentlich für starke Personen sehr beschwerlich. Glücklich ist endlich

aber auch diese Kraftprobe überwunden, und dieses 115 Fuß noch über der Roßtrappe gelegene Felsenplateau läßt uns nicht bloß das Felsengewirr der Roßtrappe klar überschauen, sondern wie eine Landkarte liegt die schöne Ebene von Blankenburg und Quedlinburg, und weit darüber hinaus vor uns ausgespannt da. Die Aussicht hat also hier bei aller Erhabenheit doch einen freiern und darum gemüthlichern Charakter, und mögte deshalb der auf der Roßtrappe noch vorzuziehen sein. Während man nämlich im großen Naturdrama des grausigen Bodethales mit der Roßtrappe und dem hier steten Kampfe der Elemente nicht ohne Angst als mit agirend sich selbst erscheint, so glaubt man hier, dem Kampfe entrückt, ein bloßer, gemüthvoller Zuschauer zu sein. Dieß ist besonders mit einem Felsenvorsprunge der Fall, den man neuerdings unter dem Namen der Lavièreshöhe mit einer Brustwehr gesichert hat.

Ha! welch' ein Hochgefühl im Herzen bebt
Hier wo die Brust in reinerer Luft sich hebt!

Der schauerliche Bodekessel liegt unter uns, zugleich reicht der Blick aber nach dem Oberharze und nach dem vom bläulichen Nebel umflorten Brocken hinauf, während er rechts über einen frischen Landschaftsteppich von freundlichen Städten und Dörfern durchwirkt, hinwegstreift.

Hier ruft das Herz dir zu: O Mensch hier lerne,
Dieß ist die Welt, dein schönes Heimathhaus!
Genieße sie — sei's dort im rauhen Thal,
Sei's in der luft'gen Höh' am Sonnenstrahl.

Wir mußten nun, weil das Thal jenseits seine pittoresken Reichthümer uns auch noch darbietet, diesen lieblichen Firnen ein Lebewohl sagen, und nur die angenehmsten Phantasiebilder mögte ich, lieber Leser, in deiner Seele zurücklassen, dennoch muß ich aus deinem schauerlich süßen Traume dich aufwecken, und dir sagen, daß du mit dem herrlichen, erhabenen Roßtrappthale auch ein Grab von Vielen gesehen hast, denn so wie Gefühl und Phantasie in ihrer höchsten Steigerung den Menschen überhaupt oft seines Verstandes und seiner klaren Besinnung berauben, so daß er seinen Lebenszweck vergißt, so ist der poetisch excentrische Aufschwung, den hier manche Seele bekommen, theis zum frivolsten Humorismus, theils zur düstersten Elegie auch hier Ursach zum Tode so manches Menschen geworden. Im frivolsten Muthwillen kletterten Jünglinge an diesen Felsen empor, und ausgleitend zerschellte ihr Körper an diesen starren Klippen, aber auch die Liebe im Unglück und die Schwermuth suchte diese lustigen Höhen auf, und durch grausen Todessprung an diese Felsen des Unglücks Endschaft anzuheften. So stürzte Franz Mumme, der Jäger, als Opfer der Jagdlust hinab. Von Cramers zackiger Klippe stürzte Student Hinsing, und außer der unglücklichen Braut von Quedlinburg

war es erst vor wenigen Jahren, noch ein hoffnungsvoller Sohn aus Erfurt, der gleichfalls in diesen dunkeln Schluchten sein Grab fand. Mögen sie Alle, von Gottes Frieden überwacht, in ihren Felsenbetten sanft ruhen. Gott, der hier so groß und auch so gütig erscheint, daß er die Welt so schön gebildet hat, nahm sie gewiß alle auch in seinen Himmel auf.

An dem Hexentanzplatz vorüber wandernd steigen wir östlich jetzt die steile Bergwand in den Steinbach hinab und betreten ein zweites der schönsten Harzthäler. Felsensäulen steigen wie Obelisken gen Himmel empor, und drohen jeden Augenblick herabzustürzen, wie viele ihrer Brüder schon längst die Trümmerhaufen bildeten, die als Granitblöcke und zahllose Rollsteine das buschige Thal bedecken. Die herrlichste Landschaft schließt sich dem Blicke aber da auf, wo die steilen Felsenwände wie ein hohes Riesenthor sich öffnen, und dem Auge das liebliche Thale vorzaubern, darüber hinaus aber den Blick in ungemessener Weite umherschweifen lassen. Unwillkürlich wird man dieser Aussicht einige Augenblicke widmen. War aber die Landschaft von der Frische einer schönen Morgenbeleuchtung übergossen, so mögten leicht Thränen heiliger Rührung über Gottes herrliche Schöpfung in deinen Augen, lieber Wanderer, wie ein reiner Morgenthau deines fühlenden Herzens erglänzen. Doch auch von dir, du liebes Thal, muß geschieden sein, und schon winkt eine freundliche Dryade wieder, ihrem heilsamen Borne nicht vorüber zu wandern, es ist

der Hubertusbrunnen,

wo wir auch etwas verweilen sollen.

Unmittelbar, so wie die Bode die engen Schranken ihres Felsenthales verlassen hat, umspannt sie, als freute sie sich des sanftern Flachlandes, dieses sogleich mit zwei Armen, und auf dieser sieben Morgen enthaltenden Insel ist ein Soolquell, der 1836 vom Gutsförster Daube zu Thale überbauet, und zu einer Badeanstalt mit dem Namen Hubertusbrunnen eingerichtet wurde. Der mit Holz ausgebauete Schacht hat 12 Fuß Durchmesser, 31 Fuß Tiefe und liefert in einer Minute über 60 berliner Quart Soole. Weil diese aber mit 26 Fuß schon ausläuft, so wird der obere Theil des Schachtes als Keller benutzt. Gleich in den ersten Jahren seiner Entstehung erfreuete sich dieses Bad eines zahlreichen Besuches, und von 158 — 200 Badegästen wurden in 8 Wannen täglich gegen 50 Bäder gebraucht. Weil nun aber durch Einrichtung von Wohnungen für Kurgäste im nahen Dorfe Thale Manches für deren Bequemlichkeit gethan und durch zwei Gesellschaftstage, Dienstags und Freitags, so wie durch das Musikcorps der Hüttenleute Vieles zur geselligen Erheiterung auch geschehen ist, so hat das Bad, zumal für seine Wirksamkeit so manche glänzende Beweise gegeben sind, bis jetzt seine Frequenz behalten und wird sie, bei dem Zusammentreffen so vieler glücklichen Umstände gewiß stets behaupten. Chemische Analysen über die Bestandtheile des Brunnens sind, außer dem Dr. Bley und Apotheker

Haltermann, von Hofrath Soltmann und von Bauer geliefert, und nach deren Resultaten, die fast sämmtlich übereinstimmen, sind von 16 Unzen preußisch. Gewichtes die festen Bestandtheile im wasserfreien Zustande folgende:

Chlorkalium	0,5684705	Gr.
Chlornatrium	114,9039612	=
Chlorammonium	0,1681000	=
Chlorlithium	0,1113648	=
Clorcalcium	85,7471850	=
Chlorstrontium	0,7262323	=
Chlorbaryum	0,0253827	=
Chlormagnesium	0,1875196	=
Chloraluminium	0,4160579	=
Brommagnesium	0,2686600	=
Jodmagnesium	0,0022299	=
Salpetersaure Kalkerde	3,3301000	=
Phosphorsaure Kalkerde	0,5809260	=
Kieselerde	0,2690000	=
Kohlensaures Eisenoxydul	0,0051190	=
Manganoxyd, Spuren		
	207,3203089	= *)

Bei einer so großartigen und reichen Naturbildung, wie der Harz sie hier besitzt, würden wir aber eines sehr großen Versehens uns schuldig machen, wenn wir den hier auf einander gethürmten Felsmassen nicht eine ganz specielle Aufmerksamkeit in mineralogischer Hinsicht noch widmen wollten. Im Granit der Roßtrappenschlucht kommen Schörl, Quarz und Eisenstein als Gangmassen vor. An der blauen Klippe weiter im Bode=Thale hinauf tritt der Granit aber zuerst sichtbar auf. An den isolirten Felsenkegeln ist die magnetische Polarität merkwürdig. Außer dem Feldspath, der von isabellgelber Farbe vorkommt, zeigt sich auch eine nicht unbeträchtliche Menge Chlorit. Auf dem rechten Bodeufer unweit der Blechhütte scheint statt des Grünsteins, der sich an den Granit des Brockens anschließt, der bunte Sandstein unmittelbar an den Granit anzutreten. Man trifft aber selbst Grünsteine, die noch zum Granitrande gehören. Die unmittelbare Auflagerung des Grünsteins auf den Granit ist übrigens mehr wahrscheinlich als daß sie deutlich hervortritt. Große Granitmassen lagern zwischen dem Hornfels, und Schörl zeigt sich auf den Scheidungen. Dem Granit folgt (wie am Ramberge) der Quarz, den man sich bewogen fühlt, dem Thonschiefer beizuzählen. Im Hornfels findet sich auch edler Granat in Luzitform. Schörl in ganz kleinen, sechsseitigen, büschelförmig zusammengehäuften Säulen, kommt aber auf den Kluftflächen des Hornfelsens vor, dem er als Gemengtheil angehört, derb und krystallisirt aber auf einem Quarzgange,

*) Ein Näheres liefert die kleine Schrift: „Nachrichten von dem Hubertusbrunnen bei Thale, von Dr. Schrader. Quedlinburg 1838.

der im Granit ansetzt. Pistazit (grüner Epidot) kommt derb und krystallisirt vor. Auch giebt es außerdem noch splitterigen Hornstein, Bitterspath (Rautenspath) mit Hornblende ziemlich rein im Grünstein und eben so gemeinen Strahlstein im Hornfels. So viele der mineralogischen Seltenheiten nun noch weiter hinauf im Bodethale vorkommen, so müssen wir diese so wie die interessante Flora dieser Berge, als zu weit führend, doch unerörtert lassen, widmen dafür aber noch einen flüchtigen Besuch der freundlich einladenden Blechhütte. Diese dem eben so gewerbthätigen als höchst rechtschaffenen Hüttenmeister Herrn Bennighauß gehörig, schließt in sich zwei Frischfeuer, einen Schwarzblechhammer, ein Eisenwalzwerk und eine Nagelpräg- und Kochgeschirr-Fabrik. Da der Besitzer die größte und umsichtigste Thätigkeit entwickelt, so hat er das dasige Fabrikgeschäft zu einem sehr hohen Grade der Vollkommenheit erhoben. — Ist es dem Verfasser dieser Schilderung aber gelungen, die vielfachen und höchst reizenden Schönheiten dieser Gegend mit schlichten Worten in ein so treues Bild zusammen zu stellen, daß wer dieses erhabene Schaustück der Natur gesehen oder nicht gesehen hat, vom Sehnsuchtsweh ergriffen wird, um selbst dorthin zu wandern, dann fühlt er sich gelohnt und dann werden ihm die Stunden in der Erinnerung noch um so theurer werden, die er oft harmlos und glücklich auf diesen Höhen und in diesen Thälern verlebt hat, als die Schicksalssonne noch nicht so heiß in sein Leben hineinleuchtete, und Phantasie und Gemüth wie luftige Aeonen über Welt und Leben dahin schwebten und goldene Schlösser baueten, an deren Stelle jetzt die Schächte dunkeler Erdensorgen sich geöffnet haben, — doch Gott sei die Ehre und der Preis, der Alles waltet und wägt. — Eine Specialkarte der Roßtrappe findet man in Dr. Karstens Archiv für Mineralogie. B. V. Heft 2. Berlin 1832 bei Reimer.

W. Schönichen.

Historischer Nachtrag zur Schilderung des Bodethales mit der Roßtrappe.

Hat die Natur hier ihre unersteiglichen Zinnen und Riesenmauern aufgethürmt, so benutzte das kampflustige Geschlecht unserer Vorfahren bald diese Felsenberge, um zwischen dicken Mauern noch mehr ihre Wohnplätze vor nachdringenden, eroberungssüchtigen Feinden zu sichern. Auf beiden Felswänden des Thales erhoben sich nämlich einst stolze Burgen, die Homburg und die Winzenburg, die jetzt, so stark sie auch gewesen sein mögen, im schroffen Gegensatze jener Riesenmauern, von Gottes Hand gebauet, laut predigen, „der Menschen Werk vergeht, was Gott bauet das besteht;" denn kaum noch erkennbar liegen sie in schwachen Trümmern da. Wie aber müssen sie einst in ihrem romantischen Gewande ein Schmuck dieser Berge, eine Zierde dieser schönen Natur gewesen sein! Welch' erhabenes Schauspiel, wenn unter Trommetenklang geharnischte Schaaren hier aus- und einzogen! welch' furchtbar grausige Scene, als die Feuerflamme endlich hoch emporloderte, und prasselnd mit Gekrach diese Thürme, von Blut gefärbt, in das Thal hinabstürzten! Wie die Benennungen der Teufelskanzel und des Hexentanzplatzes beweisen, mag heidnischer Götzendienst mit Wodanstänzen und Ostrafeuern seinen Spuk in frühester Zeit hier getrieben haben, und wahrscheinlich hatten die auf diesen Berglehnen des Harzes wohnhaften Sachsen, als die verfolgenden Franken ihnen das Christenthum durch Waffengewalt aufdringen wollten, ihr Heidenthum auf diese Berge

und Felsen geflüchtet.*) So mögen auch jene Burgen vielleicht sächsische Ritter zu ihren Erbauern gehabt haben, es wird wenigstens behauptet, daß im grauen Alterthum die Ritter der Winzenburg und der Homburg zu den Geschlechtern gehört hätten, aus welchen die zwölf Vierherren Sachsens gewählt wurden. Die Homburg stand unfern des Hexentanzplatzes auf dem Bergrücken, der die Winde heißt, und weder von ihrer Erbauung noch von ihrem Untergang hat man die mindeste Nachricht. So wie ihre Geschichte verwischt ist, so sind es aber vom Zahne der Zeit auch ihre Ueberreste, denn außer einigen Vertiefungen auf einem ziemlich geebneten Platze sieht man nichts mehr von der Burg. Ein langer Wall von zusammengehäuften Steinen aber, der in einiger Entfernung quer über einen Felsenvorsprung sich ausdehnt, scheint weniger von den Steinen der verfallenen Gebäude als gleich anfänglich zum Schutze der Burg errichtet gewesen zu sein, denn wie hätte man auf diesem Felsengrunde Gräben aufwerfen und Wälle errichten können? Man mußte daher auf solche Schutzmittel schon denken, die recht wohl ihren Zweck auch erfüllten. Seltsam ist es jedoch, daß man diesem Steinhaufen den Namen einer Teufelsmauer beigelegt hat, als ob der Teufel sich immer hinter Mauern versteckt und mit Steinen herumgebalgt habe. Von den Bewohnern der Burg sind mehrere durch ihr trauriges Schicksal im Gedächtniß geblieben. So wurde Bodo von Homburg 1129 von Conrad von Eberstein des Lebens beraubt. 1381 machte Heinrich von Homburg mit seinen Verbündeten einen Einfall in Thüringen, und fügte auch den Walkenriedschen Klostergütern in der goldenen Aue beträchtlichen Schaden zu. Der letzte Besitzer dieses Schlosses, auch Heinrich von Homburg genannt, soll der Sage nach 1445 von einem Grafen von Eberstein vor dem Altare der Kirche des ehemaligen Klosters St. Wiperti zu Quedlinburg erstochen sein. Weil jedoch, unfern Lauenstein, auf einer Burg ein Ritter gleiches Namens wohnte, und auch von diesem der Vorfall erzählt wird, so kann nicht mit Gewißheit dies Ereigniß auf unsere Homburg bezogen werden.

Der Homburg gegenüber auf noch höherem Bergesgipfel stieg trotzig aber die Winzenburg empor. Auch von ihr ist außer wenigem von Gebüsch überwachsenen Mauerwerk und einem Theile des Burggrabens nichts mehr zu sehen, und ihre Erbauungszeit ist ebenso wie der Zeitpunkt ihres Verfalles in's Dunkel gehüllt. Rübner sagt zwar in seinen Denkwürdigkeiten Blankenburgs, sie sei im Anfange des 12. Jahrhunderts erbauet und 1130 durch Brand verwüstet worden. (Tom. II. p. 397.) Weil aber zwischen Gandersheim und Alefeld auch eine Burg und eine Stadt Winzenburg gestanden haben, die im elften Jahrhundert einem mächtigen Grafengeschlechte aus Baiern angehörten, in welchem der Name Herrmann oft vorkommt,

*) Auch Walhallas gab es in den Gebirgsschluchten mehrere, jetzt Walehölle genannt. cf. Rübners Denkwürdigkeiten Blankenburgs, Th. I. p. 191, u. Allgemeiner Ueberblick des Harzes Th. I. p. 44 u. Th. IV. p. 28.

so ist jene Burg häufig mit dieser verwechselt.*) Ob jene Grafen diese Burg am Harze auch besessen und ihr den Namen verliehen haben, ist unbekannt. Wenn jedoch Geschichtschreiber behaupten, diese habe später als jene 1130 zerstörte Winzenburg noch gestanden und habe einem Grafen von Reinstein-Heimburg gehört, sie aber durch Verrath der Ritter von Homburg zerstört, so hat deren Angabe viel Wahrscheinlichkeit.**) Rübner erzählt auch (Th. I. p. 48 und 53) daß Herrmann von Winzenburg nach der Ermordung des Burchard von Luckenam nach Blankenburg dem Grafen Burchard zur Haft übergeben sei,***) und daß nun erst ein Sohn dieses Grafen, auch Herrmann genannt, jene Burg im Hildesheimischen angelegt habe. Es ist aber ein großer Irrthum, die Zerstörungsgeschichte jener Burg 1130 auf diese übertragen zu wollen, weil die meisten alten Autoren bei Schilderung der Zerstörung ganz bestimmt jene Burg bezeichnen, und alle Nebenangaben nicht auf unsere, sondern auf jene Burg nur angepaßt werden können. Weil nach dem Aussterben der Winzenburgischen Grafen über deren Güter zwischen Heinrich dem Löwen von Braunschweig und Albrecht dem Bären von Anhalt Streit entstand, so läßt sich aus der nachbarlichen Lage unserer Winzenburg bei Anhalt fast vermuthen, daß sie jenen Winzenburgischen Grafen bei Hildesheim auch angehört und sie nach ihrer Lage gerade Ursach zu jenen Steitigkeiten könne gegeben haben. Mit Bestimmtheit läßt sich aber darüber nichts angeben.†)

Uebten nun Anfangs sächsische Geschlechter die Herrschaft auf diesen Burgen aus, so konnten sie es doch nicht hindern, daß am Ende des neunten und im Anfange des zehnten Jahrhunderts, wo die vordringenden Slaven und Wenden den Unterharz unsicher machten, bis sie 926 unterjocht wurden, solche sich am Fuße dieser Berge selbst ansiedelten. Daß Wenden hier, wie auch um diese Zeit auf der andern Seite des Harzes in der goldenen Aue (Windehausen s. Th. IV. p. 198, 216, 217) feste Wohnsitze gehabt haben, sagen uns nämlich nicht bloß das nahe Wendefurth und der noch jetzt hier bekannte Spitzname Pummeier,††) sondern dafür sprachen auch das Kloster Wendhausen (Wenthausen) und das alte Schloß Wendthal, die auf der Stelle des jetzigen Dorfes Thale standen, nebst den

---

*) Ein Ritter Herrmann von Winzenburg vermählte sich im 11. Jahrh. mit Mathilde, Gräfin von Reinhausen, und ein Sohn aus dieser Ehe, der 1111 erwähnt wird, hieß auch Herrmann; doch soll dies gräfl. Geschlecht bald darauf (1147) ausgestorben sein, cf. Th. II. p. 207 u. 208. Eine Tochter des Grafen Hermann II. wurde erst an Graf Heinrich von Schwarzburg, nach dessen 1185 erfolgten Tode aber, an Graf Ulrich von Wettin vermählt, welche Ehe kinderlos blieb, (s. Th. II. p. 230).

**) cf. Quedlinb. Wochenbl. Jahrg. 1827. Nr. 10.

***) s. Blankenburg Th. II. p. 55.

†) s. Zittwitz Chronik v. Aschersleben p. 13, 14

††) Pummeier nannten die Deutschen die zum Christenthum bekehrten Wenden wegen ihres wendischen Grußes: „Pommey bogk“ (salve fac domine) Gegrüßet seist du Herr.

slavischen Aschenkrügen, die man dicht am Fuße der Winde vor wenigen Jahren erst unter großen Granitblöcken aufgefunden hat.

Das Kloster Wenthausen (Winethahusun) war vom Graf Amrian, der die Tochter des Grafen Hessi (Hasso Asig*) Gisela geheirathet, und dadurch die Gaugrafschaft des Harzgaues erworben hatte, gegründet worden. Rübner sagt, Gisela habe erst im Wittwenstande das Kloster gestiftet, und die ältere ihrer beiden Töchter, Bilihild, diesem Kloster Winithonus als Aebtissin vorgesetzt. Wenn nicht das erste, so soll es doch eins der frühesten Klöster in dieser Gegend gewesen sein. Als Nonnenkloster war es der heiligen Casinna geweihet und der Halberstädter Erzdiöcese unterworfen worden. Kaiser Heinrich I. und seine Gemahlin Mathilde wünschten aber in Quedlinburg ein Frauenstift zu gründen, und beriefen zu einer Berathung hierüber die Vornehmsten des Volkes. Die Fürsten erwiederten, in Winethahusun wären Jungfrauen in einem Stift versammelt, welche, wenn sie nicht vom Kaiser unterstützt würden, dort nicht bleiben könnten, sie riethen deshalb solche nach Quedlinburg zu versetzen. Der Rath wurde angenommen, Quedlinburg als Ort der neuen Stiftung bestimmt, und das Kloster zu Wendhausen sollte derselben geschenkt werden. Bald darauf 935 versammelte sich der Reichstag zu Erfurt, wohin Heinrich ging, und auf seinen Befehl erschien auch die Aebtissin von Wendhausen, Diemot (Dimor, Demot.) Sie wurde um ihre Zustimmung zu der beabsichtigten Versetzung des Conventes angegangen, und gab es Anfangs gern zu. Späterhin mußte es sie aber gereuet haben. Denn als Kaiser Heinrich gestorben war, und die Kaiserin Mathilde die Aebtissin in dieser Angelegenheit wieder zu sich berief, fand sie keinen guten Willen bei ihr, bis ihr ein Befehl des Kaisers Otto I. die Beistimmung abdrang. Nun fügte sie sich zumal das neue Stift dieselben Freiheiten des frühern Conventes in Winethahusen bekam, und zog mit einigen Conventualinnen in das neue Quedlinb. Canonissin-Stift.**)

Die Klostergebäude in Wendhausen mögen allmählig wohl wieder eine andere Gestalt bekommen haben. Jetzt steht wenigstens auf der Klosterstelle das Rittergut der Familie von Bülow, und ein Stein im Hofe erinnert nur noch durch die an ihn geknüpfte Sage an das alte Kloster:

> Dieser Stein, so geht die Sage, muß, wenn nicht dem Gutsbesitzer ein großes Unglück widerfahren soll, unbeschädigt stets auf derselben Stelle liegen bleiben. Es hat nun zwar vor Alters einer der Gutsherrn dennoch den Muth gehabt, den Stein aus dem Hofe schaffen zu lassen. Weil er aber darnach von einem bösen Dämon mit steter Angst gepeinigt ist, so hat er den Stein zurückbringen lassen. Derselben Pein sollen des Nachts auch die unterworfen sein, welche den Stein schlagen, schimpfen oder sonst ihren Muthwillen an ihm ausüben."

---

*) s. Th. I. p. 43 u. Th. II. p. 54.

**) s. Th. I. p. 137. — Ueber den Ursprung Quedlinburgs von Ferdin. Ranke. Quedlinburg 1838. p. 8 u. 9. — Stübner Th. I. p. 41.

Neben dem Kloster ward im 10. Jahrhundert aber auch ein Schloß Wendthal gegen die Wenden erbauet, das 1365 jedoch wieder zerstört ist. So wie um das Kloster herum sich ein kleines Dorf bereits gebildet hatte, so war es auch mit den Burghäusern um das Schloß her, deren immer mehrere wurden. Als die beiden Dörfer späterhin sich mit einander verbunden, auch die Einwohner von Bernstorf noch unter sich aufgenommen hatten, nannten sie sich aber nicht mehr Wendethal und Wendhausen, sondern mit Weglassung der Silbe Wend bloß Thale, welcher Name den verschmolzenen Dörfern bis jetzt auch verblieben ist. Wie fern das alte erloschene adelige Harzgeschlecht derer von Thale damit zusammenhängt, ist unbekannt. 1303 wird aber schon ein Robert von Thale erwähnt. Die jetzigen beiden adeligen Güter, derer von Bülow und von dem Bussche sind im Besitze verschiedener adeligen Familien gewesen, doch findet sich das Geschlecht derer von Thale nicht darunter. Thale, Güter und Dorf, wie es noch heute steht, gehört unstreitig in seiner Lage zu den lieblichsten Dörfern vor dem Harze, und wie freundlich von außen, so soll auch drinnen ein freundlich geselliges Leben herrschen. Möge dies Leben nimmer erkalten.

W. Schönichen.

Sage vom Teufelsstein bei Themar.

Unfern von der genannten Stadt, nach dem Thüringerwalde hin, thürmt sich ein wundersamer Basaltfelsen empor, der den Namen des Teufelssteins führte. Er ist siebenzig Fuß hoch, und an drei Seiten fast senkrecht. Wie er an diesen Ort gekommen, erzählt die Sage folgendermaßen:

Es begab sich, daß die Tochter eines Ritters, der auf der Steinsburg (dem kleinen Gleichberg bei Römhild) hauste, wider ihres Vaters Willen oft heimlich jene Veste verließ, und ein Liebesverständniß anknüpfte mit einem jungen Ritter. Das mißfiel aber dem Alten gar sehr, denn er hatte sie von Jugend auf sorgsam gehütet, mit der Absicht, sie dem Klosterleben zu widmen. Da gab er dem Freier, der obendrein der Sohn seines Todfeindes, die verhöhnende Antwort: „Eher will ich meine Tochter dem Teufel geben, als Dir!" Entrüstet aber warf ihm der junge Mann den Fehdehandschuh hin, und verließ ihn mit den drohenden Worten: er werde morgen kommen mit seinen Reisigen, und ihm eine andere Sprache lehren. Da ward dem alten Ritter bange, denn seine Veste war halb verfallen und schlecht bemannt, so daß sie einem Sturm kaum widerstehen mochte. Da versank er in gar trübe Gedanken, und als das Abenddunkel Berg und Thal umhüllte, trat er hinaus in den Wald, und rief den bösen Feind, und beschwur ihn, noch in derselben Nacht, vor dem Hahnschrei einen dreifachen, unübersteiglichen Mauerring emporzuthürmen, um die verfallene Veste zu schirmen vor dem Sturm seines Gegners. Das gelobte der Böse, verlangte aber als Lohn für die

Bemühungen des Ritters Tochter, und erhielt dessen Zusage. Da thürmte sich noch in derselben Nacht der dreifache Mauerring empor durch Lucifers dienstbare Geister, die in wildem Treiben Felsen und Steinblöcke herbeischleppten und über einander thürmten. Es begab sich aber, daß des Fräuleins Amme vor dem ersten Hahnschrei mit einem verdeckten Licht in den Hühnerstall ging. Durch diese Helle getäuscht, krähte ein Hahn, weil er meinte der Morgen sei nahe. Das geschah aber in dem Augenblick, wo der Böse einen gewaltigen Felsen durch die Luft schleppte, den er als Schlußstein in die Mauer fügen wollte. Noch drei Stunden Weges mochte er entfernt sein von der Burg, da warf er erschrocken und zornig seine Last auf die Erde und zerstörte den fast vollendeten Bau. Statt der Jungfrau aber ergriff der Böse den alten Ritter, und schleuderte ihn unter die prasselnden Steintrümmer. Noch heut zu Tage sieht man die riesenmäßigen Steinringe um den Gleichberg, und der Volksglaube wähnt große Schätze verborgen unter dem Felsen, den der Böse zur Erde geschleudert. Das ist der Teufelsstein bei Themar der weit und breit verrufen in der Umgegend, selbst bis in das Böhmerland, wo unter dem Volke die Rede geht: „Ich wollte du wärest wo der Teufel den Stein abgeladen!“

Heinrich Döring.

Die Sage von der Teufelsmühle auf dem Rammberge,

nebst noch einer Sage vom Mägdesprunge als Anhang.

An das Ungewöhnliche grenzt vorzüglich für den ungebildeten Verstand so leicht das Wunderbare, und eben daher mag es gekommen sein, daß fast mit jedem in die Augen springenden Felsen, mit jeder Höhle, jedem Abgrunde, jeder sonderbaren Naturbildung unseres lieben Harzes die Vorzeit in ihrer kindischen Denkweise auch eine in das Wunderbare schweifende Sage damit verknüpft hat. So ist es, vermuthlich auch mit der Sage von der Teufelsmühle auf dem Rammberge. Ersteigt man diesen langgedehnten 2120 Fuß hohen Bergrücken, so werden dem aufmerksamen Blick des Beobachters die Menge der zerstreut umherliegenden Granitblöcke *) sicher nicht entgehen, wodurch dieser Berg dem Urvater Brocken nur im verjüngten Maaßstabe so sehr ähnelt. Welches Naturereigniß sie umhergestreuet hat, wer will's entrathseln? Unwahrscheinlich ist es aber nicht, daß, wie vielleicht auch auf dem Brocken, auch hier ein riesiger Felsenkegel einst in die Wolken emporstarrte. Allein durch eine unbekannte Gewalt stürzte er herab, und seine Trümmer wurden durch ihr eigenes Gewicht und durch mitwirkende Elemente weit über den Berg verstreuet. Für diese Meinung sprechen wenigstens in Etwas die auf seiner Spitze hier und da, wie der Rock dieses Felsenkegels, aus der Oberfläche noch

---

*) In dem Granit, der hier seinen östlichen Endpunkt auf dem Harze hat, befinden sich auch Quarztrümmer mit eingesprengtem Schörl. Ueberhaupt ist der Berg für Geognosten, Mineralogen und Botaniker eine gute Fundgrube.

hervorragenden größern auf einander gethürmten Granitmassen, von denen die größte und imposanteste, wohl an 30 Fuß hohe, eben die Teufelsmühle genannt wird. Ob nun nach Einiger Meinung diese wie von Menschenhand aufgeschichteten Granitquadern vor einem Jahrtausend und darüber den heidnischen Sachsen zum Opfer-Altar gedient haben, an welchem sie den Götzen Ramm verehrt hätten, ist ohne weitere hinweisende Spuren wohl eben so schwer mit Bestimmtheit zu ermitteln, wie überhaupt die Verehrung eines solchen Götzen bei ihnen erst sicher nachgewiesen werden muß. Weil mit der Einkehr des Christenthums in diese Gegenden der Teufel so oft aber die Stelle heidnischer Götzen eingenommen, und ehedem auch am spätesten eine nicht unbedeutende Rolle auf dem Harze gespielt hat, (vermuthlich weil das Heidenthum am längsten und hartnäckigsten sich dort hielt) so wäre es übrigens doch wohl denkbar. Diese substituarische Vermuthung über den Teufel, zugleich den Sieg des Christenthums über das Heidenthum mit andeutend, könnte man aber auch darin noch entdecken, daß der Teufel in allen Sagen, worin er eine Rolle mit bekommen hat, mehrentheils als ein betrogener oder überwundener erscheint, woher sprichwörtlich auch wohl noch jetzt unsere armen und dummen Teufel herrühren mögen. Was zur Sage, die wir erzählen wollen, Anlaß gegeben hat, ob ein wirkliches Factum, lassen wir dahin gestellt sein. Wir geben sie, unbekümmert der kleinen Abweichungen, die jede wiederholende Darstellung derselben gleichfalls charakterisiren, wie sie in ihren Hauptzügen am bekanntesten ist.

Ein armer Müller, so heißt es, der in der Nähe eine Mühle besaß, die ihm aber trotz alles Fleißes wenig einbrachte, wollte, wie es noch heut' zu Tage vieler Leute blindes Streben ist, und wäre es mit Aufopferung ihres guten Rufes und guten Gewissens, durchaus reich werden. Manches Luftschloß mogte er deshalb schon gebaut haben, und zu diesen gehörte auch der Wunsch auf des Rammbergs Spitze eine Windmühle zu besitzen; denn hier, meinte er, könne es ihr nie an Wind mangeln, und goldene Berge müßten deshalb verdient werden; doch wie dieß möglich machen, ohne Geld und ohne Credit, da damals nicht so viel als jetzt verlangt und gegeben ward? Ein innerer Kampf war nicht zu vermeiden, zumal der Teufel schon längst einen angehenden tüchtigen Jünger in ihm erkannt und keinen unbedeutenden Einfluß auf ihn schon ausgeübt hatte. Der Teufel fand also, wie so manchmal mit seinen Einflüsterungen, auch hier Eingang, und der Müller richtete mit ihm folgenden Contract auf: „der Teufel soll bis nach Mitternacht zum ersten Hahnenschrei auf des Rammbergs Spitze, nach einem Risse, eine schöne, große Windmühle fertig, gangbar und tadellos erbauet haben, wobei noch zwölf Müllermetzen Gold an den Müller mit einbedungen werden, dafür gehört der Müller nach 30 Jahren dem Teufel mit Leib und Seele als Eigenthum an.

Dem Teufel kam zwar solcher Bund
Entsetzlich theuer vor,
Was half's, er zahlt in selb'ger Stund'
Das Gold in g'wicht'gem D'or.
Denk's Herr, wie viel mag das wohl sein,
Denn Müller-Metzen sind nicht klein.

Der Vertrag ward nun mit Blut unterschrieben, mit einem höllischen Siegel bedrückt, und der Teufel machte sich flink an den Bau. Werkstücke wurden schneller noch als mit den jetzigen Eisenbahnen von seinen schwarzen Gesellen ihm vom Brocken gebracht und aufgethürmt. Unter furchtbaren Schlägen sanken mit Krachen die tausendjährigen Eichen, und unter dem rastlosen Hin- und Hereilen einer geschäftigen, zahlreichen Höllenbrut stieg zur Verwunderung, ja selbst zum Schrecken des Müllers, so schnell eine Mühle empor, wie sie niemals besser und schöner erbauet sein mogte. Da wurde dem Müller, der die Unmöglichkeit eines solchen Baues in dieser Kürze geglaubt, und den Teufel um das im Voraus gezahlte Geld zu prellen gehofft hatte, doch bange, es mögte um ihn geschehen sein, und er sann in seiner Herzensangst auf eine neue List. Die Mühle, bedung er sich noch aus, müsse ihm aber auch vertragsmäßig übergeben werden, und zu diesem Zwecke holte er flugs zu seinem Beistande noch einen Innungsmeister, was ihm der gutmüthige Teufel auch nachließ.

Dieß war der erste Grübelkopf
Den je die Welt geseh'n,
Nichts war ganz recht nach seinem Kopf,
Und war es noch so schön,
Nun kurz er war ein Recensent,
Wie ihn seit diesem keiner kennt.

Fertig stand die Mühle zur ausbedungenen Zeit da, und hohnlachend freuete sich der Teufel seines gelungenen Fanges, dem Müller aber lief es eiskalt über die Haut, und das Geld brannte ihn in den Händen. Da vermißte der Innungsmeister sammt dem Müller noch einen Stein; auch diesen brachte Herr Urian noch mühsam angeschleppt; nun war die Mühle in vollem Gange, aber der krittelnde Innungsmeister hatte doch Vieles zu tadeln, während der schlaue Müller unbemerkt den lockeren Läufer wieder löste, daß er den Berg hinabrollte. Hurtig wollte der Teufel ihn wieder zurückholen und von Neuem befestigen, da krähete der Hahn im nahen Müllergehöffte! Fröhlich sprang der Müller ob der gelungenen List empor, während der Teufel zähnekirschend und wild tobend sein ganzes Werk wieder zertrümmerte. In seiner Wuth, sich betrogen zu sehen, schleuderte er die Werkstücke über den ganzen Berg und begrub auch den höhnenden Müller darunter. Die aufgeschichteten

Quadern sind also der letzte Rest jenes Teufelswerkes, und die zerstreut umherliegenden zeugen von dieser im Zorn vollbrachten Zerstörung. Damit aber der Mensch auch für die späteren Zeiten noch eine Warnung erhielte, sein Brod sich nicht auf unredliche Weise, wenn es ihm scheinbar auch gelänge, sondern nur auf geradem Wege verdienen zu wollen, so pflanzte der Genius der Menschheit diese Sage auch noch auf die spätern Geschlechter fort, und so lange diese Felsen den Elementen Trotz bieten, so lange wird sie gewiß auch sich unter den Bewohnern jener Gegend erhalten.

Der schönen Aussicht wegen erbauete im vorigen Jahrhundert ein Fürst von Anhalt-Bernburg auf diese Felsen aus Balken einen Altan, der auch die Teufelsmühle hieß, allein baufälligkeitshalber wurde dieser 1805 schon wieder eingenommen, und man sieht jetzt nur als letzte Spuren davon noch die Löcher, in welchen die bindenden und stützenden eisernen Klammern eingefügt waren. Der spätere, jetzt Victorshöhe getaufte, größere Balkenthurm ist aber etwas weiter hin auf der höchsten Kuppe des Berges, der Sultanskopf genannt, aufgeführt worden, und die jetzt noch sogenannte Teufelsmühle oder die aufgethürmten Granitmassen, welche die Sage als letzte Trümmer jenes Teufelswerkes bezeichnet, sind der romantische Hintergrund einer schönen Perspective, zugleich aber auch — der Schlupfwinkel von unzähligem Otterngezücht und anderer häßlichen Teufelsbrut dieser Gattung. Schließlich bemerke ich, wollte jemand gern wissen, ob jemals auf diesem Bergrücken eine Windmühle gestanden habe, so kann ich ihm sagen, daß bei dem etwa erst 130 Jahre alten Dorfe Friedrichsbrunnen eine solche einmal gestanden, aber von heftigen Windstürmen bald wieder zerstört sein soll, weshalb erneuerte Versuche hierzu späterhin unterblieben sind.

Einer andern Sage, die, wenngleich eigentlich den Mägdesprung, doch den Rammberg auch mit betrifft, gedachten wir schon unter jenem Artikel. Weil sie aber verschieden erzählt wird, und wir gedachten Ortes nur die eine Erzählungsweise wiedergegeben haben, so möge es dem gütigen Leser nicht unwillkommen sein, wenn wir auch die andere Darstellungsart hier noch nachfolgen lassen.

Zwei Hühnentöchter, so lautet sie, die Freundschaft mit einander geknüpft hatten, suchten einander, und traten spähend auf die Zinnen der Berge. Da erblickte die eine, die Tochter eines mächtigen Königs, die andere auf des Rammbergs breitem Rücken und zwar in Gefahr, und flink mit jugendlich raschem Blut suchte sie die Thäler überspringend zu dieser Höhe zu gelangen. Ein Bauer, der in der Nähe pflügte, konnte sich des Lächelns nicht erwehren, daß die kühne Jungfrau auch das breite und tiefe Selkethal zu überspringen wähnte. Wie Evas Töchter überhaupt aber nichts weniger als Spötteleí vertragen können, und im leicht gereizten Zorne schnell zu

strafen pflegen, so mußte der arme Bauer auch seinen Spott schnell büßen; denn plötzlich nimmt die Riesin den Spötter sammt dem Pfluge und seinen beiden Pferden in die Schürze, und springt mit einem Sprunge über das Thal und zu der Freundin hin.

Der Bauer, nebst Zubehör, entwand sich nun zwar glücklich den Falten ihrer Schürze wieder, und war froh, wohlbehalten den Erdboden wieder zu berühren, doch mag er sicher nach keiner zweiten Luftreise der Art sich gesehnt haben; auch war der Ansatz der Riesin zu dem Sprunge nach dem Rammberge herüber so gewaltig, daß sie in dem Felsen die Fußspuren zurückließ, wie solche noch heutiges Tages auf der Stelle zu sehen sind.

W. Schönichen.

Hardegsen,
Burgruine bei Göttingen.

> Schuldlos scheint die Burg zu stehn,
> Bergend nur des Feldes Segen;
> Doch ach! — wenn wir rückwärts sehn,
> Wird sich Graus im Herzen regen.
>
> Der Verf.

Die alte Burg Hardegsen, eine Stunde von Göttingen entfernt, hatte von jeher einen geheimnißvollen, schauerigen Reiz für mich, durch die düstere Romantik ihrer Geschichte, deren Spuren sich noch hier und da dem sinnigen Beschauer dieser zum Theil noch wohl erhaltenen, alten Burggemäuer aufdrängen.

Die Lage, Ansicht und Aussicht

dieser denkwürdigen Burg hat viel Eigenthümliches.

Nicht weit von Göttingen, drei Stunden von Nordheim entfernt, liegt bekanntlich das handversche Städtchen Hardegsen, unweit desselben, am Flüßchen Espel, auf einer Anhöhe, die Burg dieses Namens. Die Gegend ist bergig, und gewinnt dadurch jenen romantischen Zauber, welcher den nächsten Umgebungen alter Ritterburgen selten zu fehlen pflegt. Jedoch hat Vieles davon die neue Cultur zerstört. So ist jetzt das tief eingeschnittene, vormals versumpft gewesene Thal, welches vom Flüßchen Espel durchrieselt wird, ausgetrocknet und freundlich bebaut. Vormals trennte es die alte Hardeck oder harte

Ecke von der gegenüber auf einem Felsen belegen gewesenen Burg Niedeck (neue Ecke).

Erst ein späterer Sprachgebrauch verwandelte den Namen der Burg Hardeck in Hardegsen d. h. Hardeckshausen.

Ein so drohend nahe Lage zweier Ritterburgen konnte in jenen fehdelustigen Zeiten nicht als freundliche Nachbarschaft betrachtet werden, und die noch unverkennbaren Spuren starker Befestigung beider Burgen, genügend für damalige Kriegessitte, bewies, wie sehr der Besitzer der einen Burg vor dem der andern auf seiner Hut gewesen sein mochte.

Besonders war die alte Hardeck mit festen Thürmen, hohen und tüchtigen Mauern und tiefen Wassergräben umschlossen; der Bau war fest und schön, der Burggraben ungewöhnlich tief, und fast senkrecht aus dem harten Felsen gehauen, besonders auf der, der Stadt abgewendeten Seite hatte er eine Tiefe, die durch den, seit Jahrhunderten hineingeworfenen Schutt und durch das auf seinem Grunde wachsende Gesträuch kaum merklich vermindert zu sein scheint. Von jener Seite her schien ein Ueberfall am meisten besorgt zu werden, daher diese größere Vorsicht. Eine Zugbrücke führte ehemals über diesen Schloßgraben. Noch sieht man in dem festen Mauerwerke des vorhandenen Thors, neben dem s. g. Hagenhause,*) die Vorkehrungen, diese Brücke mittelst eines Gewindes aufzuziehen, und damit zugleich das Thor zu schließen.

Das Herrenhaus der Burg stand auf einem senkrecht abgehauenen Felsen von 26 Fuß Höhe, auf der Stelle die jetzt „die alte Küche" genannt wird. Eben so hoch von Felsengrunde auf war die starke und feste Untermauerung des Hauses. An der Außenseite dieses Felsens war eine durch Mauerwerk verdeckte Wasserleitung in Röhren angebracht, und so angelegt daß sie ein Feind so leicht nicht auffinden und abschneiden konnte. Noch jetzt finden sich deutliche Spuren davon. — Die überall noch vorhandenen starken und festen Grundmauern bezeugen, daß der Umfang dieser Burg in ältern Zeiten sehr bedeutend gewesen sein muß. Auch die einzelnen, zum Theil noch gut erhaltenen Gebäude im Innern ihrer Ringmauern geben durch ihre Größe und Festigkeit Zeugniß von dem Reichthum ihrer Erbauer und vormaligen Besitzer.

Dahin gehört besonders das Mosthaus, oder eigentlich Muthhaus — eine nicht ungewöhnliche, mittelalterliche Bezeichnung der Gebäude, in welchen die Lehensmuthung der Vasallen zu geschehen pflegte. Dieses Gebäude scheint in den älteren Zeiten die Waffenhalle der Burg, und später die Herzogl. Kanzlei, dann das Amtserbgerichtshaus enthalten zu haben.

Diese Gebäude sind von den festesten Quadersteinen erbauet, die genau behauen, befestigt und verbunden bis in die höchste Giebelspitze 118 Fuß hoch, ein Werk bilden, das der Ewigkeit trotzen zu

*) Von hegen, aufbewahren — also Vorrathshaus.

können scheint. Die soliden Mauern derselben sind unten zwölf Fuß, oben acht Fuß dick. Der ganze, mehrere Jahrhunderte alte Bau befindet sich noch in so trefflichem Zustande, daß man glauben sollte, er sei erst vor wenigen Jahren neu aufgeführt. — Nur an der Abendseite desselben, lassen sich einige Spuren von Verwitterung bemerken; auch wenige Beschädigungen die durch Wurfgeschütz zur Zeit einer Belagerung entstanden sein sollen.

In einem steinernen Fenstergesimse bemerkt man eine ziemlich ausgewitterte, kaum noch leserliche Mönchsschrift, deren Inhalt von Kennern derselben so entziffert ist:

„Na Godis Bord, dusend unde drey hundert Jar in dem ver-
„undtwintigsten is dut Hus gebuwet von twen Riddern Herrn
„Conrade unde Herrn Lodewigen von Rostorp."

Das Innere der Gebäude wurde noch im Jahre 1810 als Kornboden benutzt; auch befinden sich einige Zimmer darin. Der größeste Theil ist jedoch unausgebauet. — Vor einer Reihe von Jahren wollte man die schönen Quadern zum Neubau des Amthauses benutzen, fand aber daß dieselben durch den trefflichen, alten Mörtel so fest in einander verkittet waren, daß man keinen Quader, ohne ihn zu zertrümmern, losbrechen konnte. So schützte dies ehrwürdige alte Gebäude sich selbst gegen die Zerstörung der Menschen, — ein gewiß seltener Fall bei solchen alten Denkmälern der mittelalterlichen Baukunst, wovon so viele der Vandalismus der modernen Ersparungskunst und kalter Cameralverwaltung zerstörte.

Die Keller dieses Gebäudes sind ungemein hochgewölbt. Auf starken Pfeilern ruhend, gleichen sie eher einer unterirdischen Kirchenhalle, als einem Verwahrungsort für Wein und andere Vorräthe. — Aus einem dieser Keller soll — wie eine Sage verlautet — ein unterirdischer Gang in den Wald ausmünden, um für die Bewohner im schlimmsten Falle einen Fluchtweg offen zu haben — eine vorsichtige Vorkehrung, die bei vielen alten Burgen und Klöstern vorhanden gewesen war. Diesen Gang selbst hat man nicht wieder aufgefunden; allein beim Aufgraben des Fundaments, um eine kleine Wasserleitung in die Küche des Wohnhauses anzulegen, soll eine Thür von Metall mit vielen Inschriften entdeckt worden sein, die jedoch der Unverstand der Finder sofort wieder zerschlagen hatte.

Ein andres merkwürdiges Gebäude, das noch steht, ist das Hagenhaus. Auch dieses Gebäude ist von ungemein fester Bauart, und diente vormals zum Provianthause, woher es auch seinen Namen führte. Eine Feuersbrunst verzehrte zu Herzog Erichs Zeiten sein Inneres, ohne selbst durch die dreitägige Dauer des Brandes, das starke Gemäuer nur im mindesten zu beschädigen. Später wurde es wieder ausgebaut und dient jetzt zum wirthschaftlichen Gebrauch für den Amtshaushalt. Daß der untere Theil dieses Gebäudes die Burgcapelle enthalten habe — wie die Sage überliefert — verräth sich jetzt wenigstens durch keine Spur. Es müßte dieses vor dem

erwähnten Brande der Fall gewesen sein, was nicht unwahrscheinlich erscheint.

Die übrigen früheren Gebäude dieser Ritterburg sind theils verfallen, theils als unbrauchbar mit unglaublicher Mühe, wegen ihrer Festigkeit, abgebrochen. Dieses zuletzt gedachte, vandalische Loos traf im Jahre 1780 eines der schönsten Denkmäler alter Baukunst, die höchste Zierde dieser Burg, den hohen und festen Thurm, dessen Mauern über 10 Fuß dick waren, der freilich keine andre Bestimmung hatte, als die traurigste — Gefangene zu verwahren. Die Ueberbleibsel des alten Schlosses sind schon gegen Ende des 17. Jahrhunderts abgebrochen. Es war dagegen ein herrschaftliches Wohnhaus — jedoch nicht auf die Stelle des früheren — sondern ungefähr in die Mitte des Umfangs der Burg erbauet. Dieses Gebäude aber stand kein Jahrhundert. Da man es nicht geräumig genug fand, so wurde an die Stelle desselben das erwähnte größere und massive Haus erbauet. — Alle übrigen Wohn- und Haushaltsgebäude sind sämmtlich aus neueren Zeiten und von Stein erbaut. Sie bilden einen geräumigen, viereckten Platz, in dessen Mitte das neue Amts- und Wohnhaus steht. Dieses lehnt sich mit der hintern Fronte in etwas schiefer Richtung an das alte Mosthaus, und steht übrigens nach allen Seiten hin frei, einen recht freundlichen Anblick gewährend.

So hat man hier das moderne Leben auf den sechs Jahrhunderte alten, eisenfesten Bau gepflanzt, und jede malerisch-romantische Schönheit alter Ritterburgen ist damit verschwunden. — Alle die alten, ehrwürdigen Erinnerungen, die im Munde des Volks immer mehr verschwinden, ruhen nur noch in den Büchern der Geschichte.

In dieser Beziehung aber gehört das heutige Amthaus von Hardegsen zu den merkwürdigsten Denkmälern alter Zeiten.

Geschichte.

Die Geschichte weniger alter Burgen läßt sich durch viele Jahrhunderte hindurch so genau verfolgen, als die der Burg Hardegsen.

Es möchte wohl ein Irrthum sein,*) wenn angenommen wird, daß die Herren Conrad und Ludwig von Rostorp im Jahre 1324 die ersten Erbauer der Burg Hardegsen gewesen seien, da geschichtliche Ueberlieferungen noch viel höher hinaufführen. — Auch der Wortsinn der oben erwähnten Inschrift in der Fensterbrüstung des Mosthauses, steht dieser Annahme nicht entgegen, indem die Worte: „Düt Hus" (dieses Haus) dem Wortsinn nach nur auf dieses allein stehende Mosthaus bezogen werden können. Man müßte sonst annehmen, mit dem Erlöschen des alten Geschlechts der Herrn von Har-

*) (wie der Prediger Domeier zu Hardegsen, Verfasser einer trefflichen, auch hier benutzten Monographie dieser Burg, im 29sten und 30sten Stück des hanoverschen Magazins von 1810, annehmen zu müssen glaubte.)

deck im Mannsstamme, sei eine völlige Zerstörung der alten Burg verbunden gewesen. Davon aber findet sich in der Geschichte derselben keine Spur; im Gegentheil war der Uebergang derselben auf die neuen Besitzer ein friedlicher, durch Heirath.

Die alten Ritter von Hardeck, waren also ohne Zweifel die ersten Erbauer dieser Burg auf einer Felsenecke, welche wohl schon früher den Namen „harte Ecke" getragen haben mag. Später erst haben gegenüber andre Ritter eine kleinere Burg erbauet, die als neuerer Bau den Namen Niedeck (neue Ecke) führte, welchen denn auch das Geschlecht der Erbauer derselben angenommen haben mochte.

Beide ritterliche Familien wohnten einander zu nahe, um nicht in jenen alten ruchlosen Zeiten vielfältig in Hader und Fehde zu gerathen. Und das trieben sie so lange bis endlich es den mächtigen Rittern von Hardeck einst gelang mit ihren reisigen Mannen die schwächere Burg Niedeck zu ersteigen, dort aber zerstörten die übermüthigen Sieger den festen Rittersitz Niedeck mit Feuer und Schwert, verjagten oder tödteten die früheren Bewohner derselben und bemächtigten sich aller Güter dieses gestürzten Adelsgeschlechts.

Von dieser Zeit an stieg der Glanz und die Macht der Ritter von Hardeck. Viele Familien begaben sich unter ihren Schutz, indem sie in der Nähe der Burg sich anbauten. — Allmählig verwandelte sich der Name Hardeck in Hardegsen. So blühte das Geschlecht bis zum Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, als es im Mannstamm erlosch. Durch Verheirathung der einzigen überlebend gebliebenen Erbtochter mit einem Herrn von Rostorf, kam die Burg mit den ihr zugehörigen Fluren, Waldungen und Dorfschaften an die neu aufblühende Familie dieses Namens. — Diese nannte sich so von ihrem altem Stammsitze, der Burg Rostorp unweit Göttingen; von dort aber waren sie in Folge der vielen Plackereien, womit sie ihre Bauern und Hintersassen drückten, schon früher vertrieben, ehe sie durch den Besitz von Hardegsen ein weiteres Feld für ihre Bedrückungen, Eigenmächtigkeiten und rohe Wildheit gewonnen hatten. Unter diesen waren Wegelagerung und Raub nicht die geringsten ihrer Verbrechen. Endlich ereilte die ewige Gerechtigkeit auch dieses reiche und mächtige Geschlecht. Ihr Verhängniß sollte sich erfüllen. Sie hatten den Frevel auf's Höchste getrieben, indem ein gräulicher Brudermord den Untergang einer adeligen Familie herbeiführte, die bis auf unsre Zeiten hätte blühen können, wenn sie nicht den Fluch der Schuld auf sich geladen hätte.

Glaubwürdige alte Geschichtschreiber erzählen, daß zwei Brüder Friedrich und Christoph von Rostorp, Söhne Ludwig VI., mancherlei Hader gegen einander gehegt, und endlich sei die gegenseitige Erbitterung derselben so groß geworden, daß der jüngere der Brüder, Ritter Christoph, seinen ältern Bruder, der auf der s. g. großen Steinkammer der Burg geschlafen, im Bette überfallen, und den Wehrlosen meuchlings ermordet habe. Eine Volkssage dagegen mildert diesen Mord dadurch, daß man wissen will, es sei ein ritterlicher

Zweikampf gewesen, der auf dem Platze stattgefunden, wo jetzt der Holzhof liegt. — Die That soll im Jahre 1379 geschehen sein. — Welche Erzählung des Herganges die richtigere sei, muß man dahin gestellt sein lassen. Indeß wahrscheinlicher scheint mir die Erstere zu sein, die mehr dem wilden, frevelhaften Character dieser Brüder entspricht, und in jenen gesetzlosen, rohen Zeiten, wo das zarte Ehrgefühl des französischen Ritterthums dem deutschen Ritter wenig eigen war, kam leider Meineid, Wortbrüchigkeit und Meuchelmord nicht selten im deutschen Junkerthum vor. Zudem hatte jener Brudermörder noch eine eigennützige Absicht, die ihn verdächtigte. Er war der Jüngere, und Meuchelmord war das einzige Mittel ihm zum Erben der Burg zu machen.

Otto der Quade (d. h. der böse mit Beinamen) Herzog von Braunschweig, hatte kaum diesen Brudermord erfahren, als er beschloß, unter dem Vorwand, das Blut des Erschlagenen schreie um Rache, Vortheile für sich selbst und sein Haus, durch Bestrafung dieser entsetzlichen Frevelthat zu ziehen. — In der Eigenschaft als Landes- und Lehnsherr der Rostorp'schen Güter, erklärte er die That — obwohl sie nicht vom eigentlichen Lehnsträger, dem regierenden alten Herrn Ludwig selbst begangen war, — für eine unheilbare Falonie und forderte die Burg Hardegsen als verfallenes Lehn zurück.

Der alte Ludwig von Rostorp fühlte sich empört durch die Ungerechtigkeit dieses Ansinnens. Wie kann ich büßen für die Schuld meiner Söhne antwortete er, deren Hader und mehr noch dieser Mord mich ohnehin schon zum unglücklichsten Vater gemacht hat. Er schwor, so lange vom Hause Hardeck noch ein Stein auf dem andern liege, würde er lebend nicht die Feste übergeben. Er protestirte endlich feierlichst, vor Gottes Angesicht, gegen die Einmischung in den Familienstreit eines adligfreien Geschlechts, dessen unglücklichen Ausgang sein Sohn nur der Kirche zu büßen und mit der Geistlichkeit sich deshalb abzufind n habe. — So frei war damals der deutsche Adel, daß er keinen Richter über sich erkannte, als Gott und den Kaiser, und in Familiensachen — bei der bekannten Autonomie des hohen Adels, — weder Gott noch Kaiser fürchtete; und so rechtlos waren damals jene Zeiten, daß ein Mord ohne Kläger nie gestraft, aber wenn die Verwandten des Gemordeten klagbar wurden, mit Gelde gebüßt werden konnte — und eine Geldbuße, oder sonst ein Opfer der Kirche dargebracht, war es auch, womit man Gottes Zorn versöhnen konnte. —

So begriff denn der Herzog wohl, daß er auf dem Wege des Rechts und der Drohungen seinen Zweck, die Rostorp'schen Güter einzuziehen, nimmer erreichen werde; da gab es also eine, seinem kriegerischen Geiste willkommene Gelegenheit zu einer tüchtigen Fehde, und mit einem, für damalige Zeiten nicht unbeträchtlichen Heere von Vasallen und reisigen Knechten, rückte er im Frühjahr 1380 vor diese festummauerte Burg. Indeß Mauern und Gräben, so wie das schwere mit Eisen beschlagene Thor, vereitelten seine Bemühungen. Die Mannschaft auf der Höhe der Mauerzinnen spottete der

zwerghaften Ritter und Reisigen, wie sie von oben herab in der Thaltiefe erschienen, und wenn sich Abtheilungen derselben zum Sturmlauf naheten, so wurden ihre Reihen durch wohlgezielte Pfeilschüsse gelichtet, oder durch die mächtigen, weittragenden Steinschleudern und Wurfmaschinen, die auf der Höhe des unangreifbaren Thurmes aufgestellt waren, wurden Mann und Roß zerschmettert. Dagegen prallten die von den Belagerern geschleuderten Felsenstücke von festen Gemäuer, nur geringe Beschädigungen zurücklassend, ab.

Im Innern der Burg herrschte indeß lange nicht der fröhliche Muth, den die Belagerten auf der Mauerzinne zeigten. Die Belagerung war zu schnell und zu unerwartet gekommen, um die Burg auf lange Zeit vorher verproviantiren zu können, — eine Sache, die man ohnehin damals noch nicht so gut verstand, als in unsern Tagen. Zu dem führten die rohen Junker von Rostorp ein strenges Hausregiment, das auf den Dienstleuten um so unerträglicher lastete, je mehr sie durch ihre Lage und Einsperrung in die übelste Laune versetzt wurden; so mochte denn der vom Gram gebeugte, alte Herr früher schon vorausgesehen haben, daß wenn auch die unverwüstlichen Mauern der Burg den ohnmächtigen Steinschleudern der Belagerer noch lange widerstehen konnten, dennoch es keinen Schutz gebe gegen diese Hungersnoth und drohende Meuterei im Innern. — Da entschloß sich endlich der so schwer gebeugte Greis mit seiner hochbejahrten Gattin zu entfliehen; und der nur ihm und dem alten Burgwart bekannte unterirdische Gang bot ihnen den Fluchtweg dar. — Noch einmal durchwandelte der alte Mann alle Gänge und Gemächer seiner schönen Burg, betete in der Hauscapelle knieend auf dem Grabstein seines gemordeten Sohnes und schien mit Schmerz von jedem lieben, trauten Fleckchen Abschied zu nehmen. Abends vorher, als die Sonne sank und den fernen Horizont vergoldete, sah man noch einmal den alten, weißharigen Burgherrn aus einem der im Abendgolde glänzenden Fenster nach dem andern schauen, und um Mitternacht, trat er an der Hand seiner hohen, ernsten Gemahlin, in Bettlergewänder gehüllt, in die große, unheimliche Steinkammer, wo der verhärtete Brudermörder — jetzt der Anerbe der Burg, im festen, bleiernen Schlafe lag, während sein jüngster und Lieblingssohn Iban — ein schöner, hochaufgeschossener Knabe von 16 Jahren — auf der Mauer umging, die Wachen zu visitiren und die Unzufriedenen, die ihn liebten, zu beschwichtigen, damit nicht der Feind durch nächtlichen Ueberfall die Burg überrumpele. — Es schmerzte den alten Mann, diesen zarten Liebling nicht noch einmal segnen zu können vor seinem Scheiden, denn ihm ahnete, daß er ihn hienieden nicht wiedersehen werde. Dagegen ließ er durch starkes Rütteln und Rufen den schlafenden Kain wecken, mit dem er seit dem schrecklichen Brudermorde noch kein Wort wieder gewechselt hatte, und in der weichen Stimmung, die sich jetzt in der so schweren Scheidestunde von der Burg seiner Väter seiner Seele bemächtigt hatte, verzieh er dem verlorenen Sohne, und gab ihm seinen väterlichen Segen.— Der verstockte Bösewicht aber blieb hart bei dieser rührenden Scene,

welche das Windlicht, das der Knecht im düstern Gemach an der gewölbten Eingangsthür stehend hielt, nur mit einigen Streiflichtern beleuchtete, und die viel härtere Mutter — eine hohe, magere Matronengestalt — trat an das Bett des Verstockten, murmelte ihm ihre Verwünschungen zu, und schied mit einem gräßlichen Mutterfluche zwischen den Zähnen.

So, mit tief bekümmertem Herzen, stieg die alte Burgherrschaft, durch die Unthat ihres Sohnes vertrieben, hinab in den tiefsten Keller der Burg. Hier hob der alte Knecht, der sie gleichfalls im Bettlergewande begleitete, mit einer Brechstange die Steinplatte auf vom Boden, welche die verrostete eiserne Thür deckte, deren mächtige Riegel und Schlösser nur mit Mühe geöffnet werden konnten. Nun stiegen sie auf einer schmalen Steintreppe noch an funfzig Stufen hinab in die Tiefe, und schritten dann weiter auf dem feuchten Modergrunde, im engen gewölbten Gange, bis endlich nach einer Stunde ihnen frische Nachtluft zuwehte. — Im dichtesten Dornengebüsch des Waldes war die Ausmündung dieses unterirdischen Ganges von Steingeröll locker verschlossen, und erst nachdem der Knecht diese fortgeräumt hatte, konnten sie in's Freie hinaustreten. Zuvörderst wurde Alles wieder in vorige Ordnung gebracht, dann die Flucht fortgesetzt, durch Dornen und Disteln vielfach gehemmt, welche die zerrissenen Kleider der Flüchtigen noch mehr zerfetzten, und dazu Hände und Antlitz blutig rissen. So von leiblichen und Seelenschmerz gepeinigt, erreichten die edlen Flüchtlinge endlich Göttingen, wo sie ein adliges Haus besaßen. Dort aber mußten sie sich verborgen beim Hausmann aufhalten, um den braunschweigischen Spähern nicht in die Hände zu fallen; allein Schmerz und Anstrengung hatte die beiden Alten auf das Siechbett geworfen, und sie lebten noch eben lange genug um am ersten Ostertage die Nachricht zu empfangen, daß in der Nacht zuvor die Burg durch Meuterei und Verrath im Innern dem Feinde geöffnet sei, — da erlosch in Schande und Entsetzen, besonders aus Angst und Besorgniß über ihren jüngsten Lieblingssohn, das schwache Lebensfünkchen der beiden Alten, und schmerzvoll stand eine Stunde später der junge Ivan — der auf demselben Fluchtwege sich gerettet hatte, vor den Leichen seiner geliebten Eltern, mit denen er nun auch das Letzte im Leben verloren hatte. — Der ältere Bruder wollte die Leichen nicht sehen, und ließ sie im Stillen in der Pauliner Kirche beisetzen.

Der Hausmann, bei dem sie gelegen, erzählte, der alte Herr habe vor seinem Ende seinen Notar und Geschäftsmann rufen lassen, mit diesem Vertrauten aller seiner Geld- und Familienangelegenheiten lange und öfter verkehrt, und sich dabei jedesmal mit ihm eingeschlossen. — Da meinte der habsüchtige Brudermörder, es habe der Alte wohl heimlich gerettete Schätze bei ihm deponirt, oder ein Testament errichtet, und so überfiel er eines Abends den alten Rechtsgelehrten in seinem Closet, ihm, durch Drohungen zwingend, zu verrathen, was der alte Herr mit ihm verkehrt habe, und so kam es denn an den Tag, daß derselbe, noch ehe die Burg überrumpelt war,

dieselbe an den Herzog Otto verkauft hatte, mit der hinzugefügten Bedingung, daß Leib und Leben seines Lieblingssohns Jvan geschont werden sollte.

Mit jenen beiden Söhnen des alten Herrn von Rostorp waren auch die beiden Söhne desselben Ehrhardt und Günther, nebst noch einigen weiblichen Gliedern dieser gestürzten Adelsfamilie entflohen. Herzog Otto ließ zwar ihre Personen ungefährdet, zog aber außer Hardegsen auch alle die übrigen Rostorp'schen Güter: Harste, Gladebeck und halb Moringen als verwirkte Lehne ein. — Jvan wuchs unter drückender Armuth heran. Das Unglück hatte seinem Charakter jene schöne Milde und Genügsamkeit gegeben, die das bescheidene, aber dauernde Glück des Lebens ausmacht. Er fand ein armes Fräulein, schön und tugendsam, das dem mittellosen Junker Herz und Hand weihte, und baute sich späterhin zu Ascha, unweit Hardegsen, ein bescheidenes Häuschen, veränderte seinen Namen und baute Garten und Feld mit eigenen Händen. Nach seinem Wohnort hatte er sich von Ascha genannt. Sein Geschlecht blühte noch 200 Jahr, ehe es gleichfalls erlosch. Durch Fleiß und Genügsamkeit war das Geschlecht der Herrn von Ascha wieder zu einigem Wohlstande gediehen.

Christoph der Brudermörder war spurlos verschwunden. Indeß erhielten seine Söhne Ehrhard und Günther nach einigen Jahren aus besonderer Milde des Herzogs von den eingezogenen Rostorp'schen Besitzungen das Gut Gladebeck in Lehn zurück, dessen Namen sie denn auch statt ihres alten erlöschenden Familiennamens führten. Der Aeltere, Ehrhard, ließ sich zu Gladebeck nieder, der Jüngere, Günther, wurde nach dem Erlöschen der Rumaischen Familie mit dem freien Burgmannshofe in dem Orte Hardegsen, den jene Familie als Afterlehn besessen, belehnt; dieser Hof gehört jetzt einer Familie Namens Page. —

Nie hat wohl die Kritik störender eingegriffen in ein romantisches Gebilde der Vorzeit, als jene Erklärung die ein gewisser Wolf in seiner Schrift: „das Geschlecht der edlen Herrn von Rostorf" (Göttingen 1812. 4.) zu Tage förderte, indem er aus einer Urkunde vom Jahre 1379 — demselben, in welchem Hardegsen erobert war, — nachgewiesen zu haben glaubte, daß Ludwig von Rostorf die Veste Hardegsen und Mohringen dem Herzoge Otto von Braunschweig verkauft habe. Und damit leugnete er frisch weg den ganzen Brudermord und die Belagerung und Eroberung der Veste, wovon die starken Mauern jetzt noch Spuren tragen, Thatsachen, welche die Sage und achtbare alte Geschichtschreiber erzählen. Sollte sich nicht füglicher annehmen lassen, daß der alte Ludwig von Rostorf, als er aus der Burg entflohen, und Alles verloren gesehen habe, dieselbe dem Herzoge zu Kaufe angeboten habe, um wenigstens das Leben der Belagerten zu retten, von dem geringen Ertrage der Kaufgelder leben zu können, und daß dieser gern die Gelegenheit ergriffen, für seine Gewaltthat auch den Rechtstitel zu gewinnen, um vor der Welt

gerechtfertigt zu erscheinen, wenn er sich durch Gewaltthat in den wirklichen Besitz der Burg gesetzt haben würde.

Und so war denn das edle Geschlecht der Herren von Rosdorp dem Namen nach erloschen, und die Burg Hardegsen trat in ihre glänzendste Periode, als Residenz fürstlicher Bewohner.

Die Burg selbst mit ihrer schönen und festen Bauart, hatte für den herzoglichen Eroberer so viel Reiz, daß er bald sein fürstliches Hoflager dorthin verlegte, und damit erlangte sie ihre höchste Glorie, manche Verschönerung und neuen Zuwachs an Gebäuden; aber sie wurde auch der Schauplatz roher Zügellosigkeit und neuer frevelhafter Thaten.

Noch vierzehn Jahr lang lebte dieser unruhige Herzog dort; indeß war sein Aufenthalt auf dieser liebgewonnenen Burg durch zahllose Fehden und auswärtige Kriege unterbrochen, in die er stets verwickelt war. Endlich hatte er sich sogar den päpstlichen Bann zugezogen, und so starb der excommunicirte Fürst — einer der wildesten seiner Zeit — in zurückgezogener Stille auf seiner lieben Burg Hardegsen, am 13. December 1394. — Da er vom Bannstrahl, der ihn getroffen hatte, noch nicht losgesprochen war, so verweigerten ihm die Pfaffen ehrliches Begräbniß in geweihter Erde. Lange vergebens verwendete sich dafür seine fromme Schwester, die Aebtissin vom Kloster Wibbrechtshausen bei Gandersheim war, beim Papst. Endlich erhielt sie die Erlaubniß dem Leib ihres fürstlichen Bruders in ihrem Kloster eine letzte Ruhestätte zu gewähren, gegen Ablegung des Gelübdes, ein Jahr lang barfuß als Büßerin in die Kirche gehen zu wollen, doch war diese Erlaubniß noch durch eine schimpfliche Bedingung erschwert, daß nämlich der Herzog nur unter der Dachtraufe der Kirche begraben werden dürfe. Allein die Aebtissin wußte die Härte dieses Gebots zu mildern, und gewissermaßen zu umgehen, indem sie über seine Grabstätte eine Kapelle erbaute, die ihren Eingang von der Kirche her hatte. Dort zeigt man noch heute dessen Grabstein, auf welchem Herzog Otto der Quade in Lebensgröße, auf einem Catulo stehend, — als Andeutung daß er zum Stamm der Welfen gehöre — und mit der goldenen Sichel um den Hals, die er zur Erinnerung an seine Eroberung der Burg Sichelstein bei Mörden, schon im Leben trug, abgebildet ist.

Seine Wittwe Margarethe, eine Tochter des Herzogs von Bergen, eine fromme mildthätige Fürstin, durchlebte noch achtundvierzig Jahre lang nach seinem Tode ihren erbaulichen Wittwenstand auf der Burg Hardegsen. Sie verstarb dort im hohen Greisenalter, und wurde in der Kirche vor dem Hochaltar bestattet. Durch Gebete und gute Werke hatte sie gesucht die Sünden ihres im Bann verstorbenen Gemahls zu sühnen und zu büßen.

Nach ihrem Tode, im Jahre 1442 hielt sich ihr Sohn, der Nachfolger in der Regierung seines Vaters, Herzog Otto der Einäugige, dort nicht selten auf. Doch von Geldnoth bedrängt, versetzee er, mit Bewilligung der Landstände, das ganze Land Göttingen mit der Burg Hardegsen für 10,000 rheinische Goldgülden — damals eine unge-

heure Summe — an seinen Lehnsvetter, Herzog Wilhelm den Aeltern zu Braunschweig, der zu Kalenberg residirte. Herzog Otto hatte keine Leibeserben, und dachte daher auch nicht auf die Wiedereinlösung der Burg, weshalb er auch niemals Hardegsen besuchte. Zudem war Herzog Wilhelm sein Nachfolger und Erbe. Dieser hielt sich auch des Besitzes so sicher, daß er noch bei seinem Leben das Fürstenthum Göttingen an seinen Sohn, Wilhelm den Jüngern abtrat, und dieser wählte die schöne Burg Hardegsen zu seiner Residenz; das Letztere jedoch erst nach dem Tode seines Vaters im Jahre 1463. — Im Jahre 1491 überließ dieser, Herzog Wilhelm der Jüngere benannt, im hohen Lebensalter, die ihm beschwerlich werdenden Sorgen der Regierung an seine beiden Söhne, unter denen er die braunschweigischen Erblande theilte. Nur Göttingen mit der dazu gehörigen Landschaft behielt er sich vor, nebst einer Summe von 10,000 rheinischen Gulden, die ihm jene zahlen sollten. — Auch dieser letzten Regierungssorge entledigte er sich bald, indem er das Land Göttingen, dessen Besitz ihm nicht weniger störend geworden war, für die Ruhe seines Alters, seinem Sohne Erich abtrat. Nur Hardegsen, Münden und Uslar, nebst einer Summe von 2500 Gulden bedung er sich zur Leibzucht. So für die Ruhe und Behaglichkeit seines hohen Alters sorgend, lebte er noch mehrere Jahre auf seiner Burg Hardegsen, und verblich dort am 4. Julius des Jahrs 1503.

Während seiner langen Regierung hatte es sich zugetragen, daß sein Bruder Friedrich, — dem das Kalenbergsche zugefallen war — ihm die, im Jahre 1466 in einer Fehde der Braunschweigischen Herzöge mit den Hansestädten, gefangenen göttingischen Bürger auf die Burg Hardegsen zur sichern Verwahrung sandte. Der fürstliche Burgherr nahm das seltsame Depositum getreulich an, und ließ die armen Gefangenen theils in dem oben beschriebenen Thurm, theils in den hohen Kellern des Mosthauses verwahren. Ja noch mehr, durch eine seltsame Fügung des Geschicks, die man für eine vergeltende Nemesis halten sollte, traf den, der ihm diese Gefangenen zugesendet hatte, dasselbe Loos.

Es hatte sich nämlich Herzog Friedrich zum Kalenberge verleiten lassen, der Stadt Hildesheim Beistand zu leisten in ihrer Fehde mit ihrem Bischof, Barthold von Landsberg, zu dessen Verbündeten der Herzog Wilhelm und dessen Sohn Heinrich gehörte. So waren beide Brüder in eine feindliche Stellung gegen einander gerathen, und Herzog Wilhelm zog eines Tages, seinen Bundespflichten getreuer als seiner Bruderliebe, vor das Schloß Kalenberg. Arglos wurden dem Bruder des Burgherrn die Thore geöffnet, und nun entblödete er sich nicht als Gegendienst für dieses Vertrauen, seinen Bruder, der ihn versöhnt glaubte, und ihm mit offenen Armen entgegen kam, in dessen eigenen Schlosse gefangen zu nehmen und ihn in eben jenes Burgverließ einkerkern zu lassen. Diese Gräuelthat geschah im Jahre 1485. — Den armen Gefangenen aber ergriff eine an Wahnsinn gränzende Melancholie über diese empörende Treulosigkeit seines Bruders. Dazu gedrückt von der Härte seiner Ge-

fangenschaft, überlebte er nur noch kurze Zeit den verhängnißvollen Tag seiner Einkerkerung.

Das war nun schon der zweite Brudermord innerhalb der Ringmauern dieser schönen Burg — wer mag wissen, welche im Geheim verübte Verbrechen ihre Geschichte noch ferner beflecken würden, könnten die Steine reden. —

Erst im Jahre 1503 verstarb dieser grausame Herzog Wilhelm der Jüngere, sein unglückliches Opfer noch acht Jahr lang überlebend. —

Aus dem Leben seines Sohnes und Nachfolgers in der Regierung, des schon erwähnten Herzogs Heinrich des Aelteren, ist noch manche Unthat zu berichten, welche in die Geschichte jenes Herzogs Wilhelm hineinragt.

So war es noch bei dessen Lebzeiten, als sein Sohn Herzog Heinrich, dem er die Hälfte seines Landes bereits abgetreten hatte, mit seinem Vater in Streit und Fehde gerieth, die Burg Hardegsen unerwartet überfiel, den eigenen Vater aus diesem Asyl seines Alters vertrieb und sich selbst darin festsetzte. Indeß im Jahre 1491 mußte er diese Burg dem alten Herrn wieder einräumen und sich nach seiner Residenz Wolfenbüttel zurückziehen. —

Aber Herzog Heinrich war ein unruhiger Kopf, der ohne Raub und Fehde nicht leben konnte. Als er im Besitz der festen Burg Hardegsen war, glaubte er sich dort aus dem sicheren Hinterhalte Alles erlauben zu dürfen. Er befehdete seinen Vetter Heinrich von Grubenhagen zu Salzderhelden, weil dieser den Bürgern von Hildesheim und andern Städten gegen ihren Bischof beigestanden hatte, und wie gewöhnlich in jenen Zeiten: die armen, unschuldigen Unterthanen mußten büßen für die Thaten ihrer hohen Herren; so vergriff sich denn auch der Herzog Heinrich am Leben und Gute der Unterthanen seines Gegners, indem er mit reisiger Macht in die reiche und fruchtbare Eimb.ksche Börde einfiel, dort großen Raub an Vieh und Früchten zusammentrieb, und die Beraubten zwang ihre Habe und Gut selbst auf die Burg Hardegsen in seinen Gewahrsam zu schleppen.

Dieses Räuberleben gefiel ihm, da es ihn bereicherte ohne andere Mühe als einige abentheuerliche Züge, die seines Herzens Lust und Wonne waren. So unter Andern fiel er, gleichfalls von Hardegsen aus, den Göttingern in das Amt und Gericht Friedland, welches diese damals pfandweise in Besitz hatten, raubte vieles Vieh und ließ es ebenfalls nach seiner festen Raubburg bringen. Damit noch nicht zufrieden, zog er schon nach wenigen Tagen einer schwelgerischen Ruhe, mit seinen wilden Rotten abermals von Hardegsen aus, aber dieses Mal um zu sengen und zu brennen, und die allgemeine Noth durch Raub und Mord zu erhöhen. So gingen unter seiner Brandfackel Wehnde, Noringen, Geismar, der Hof zu Immensee, Rosdorf, Grene, Holtensee und noch manche andere Dörfer, Flecken, Höfe und Schlösser in Flammen auf, und nachdem so dieser fürstliche Wüthrich den Himmel und die Erde durch seine Schandthaten geröthet hatte,

zog er sich in die feste Burg Hardegsen zurück, mitschleppend, was des Mitnehmens werth war; doch kaum war der Raub dort geborgen, so fiel der Unersättliche in das Amt Asseburg ein, verbrannte den Herren und Bürgern von Braunschweig ihre Dörfer und trieb ihnen alles Vieh fort.

Wenig half es den von Hardegsen aus zu erweisenden Gründen, daß Herzog Heinrich sich mit seinem Vater wieder ausgesöhnt, und ihm die zur Raubburg herabgesunkene, schöne Feste zurückgegeben hatte; im Gegentheil verdoppelte sich damit die Macht jener fürstlichen Räuber. Mit seinem Vater gemeinschaftlich an vierzig schwer gewappnete Reisige führend, zog er am 26. Februar 1486 abermals von Hardegsen aus, um Diemarden, ein Vorwerk der Stadt Göttingen zu plündern, den Meier daselbst gefangen zu nehmen und nach Hardegsen zu führen. Die von Göttingen gebrauchten dagegen Repressalien, die ebenfalls nicht die fürstlichen Räuber, sondern ihre armen Unterthanen und Hintersassen trafen. Sie entsandten eine dicht gedrängte Masse von Reisigen und Knechten, zu Fuß und zu Roß, welche die tapfern Hauptleute Hans von Dransfeld und Hans Resen führten, in das Obergericht Hardegsen. Dort fielen sie am 4. März desselben Jahres ein, plünderten und verbrannten die Dörfer Hattensen, Ellierode, Schlarpe und Lichtenhorn. Zu gleicher Zeit benutzten die Bürger von Nordheim diesen Einfall in das Gebiet jener räuberischen Fürsten, um auch ihrerseits eine Scharte auszuwetzen; Ettinghausen und Leistenrode wurde von ihnen ausgeplündert und gingen in Flammen auf, unter ihrer Brandfackel.

Herzog Wilhelm aber war nicht der Mann der einen solchen Ueberfall ungerächt ließ. Am 29. Junius zog er gegen die Nordheimer aus von Hardegsen, und verheerte ihnen alle Feldfrüchte, sogar den Hopfen, Mohn und Kraut ließ er, nutzlos für ihn selbst, in ihren Gärten abschneiden; sodann wendete er sich gegen Göttingen, um auch diese übermüthigen Bürger zu züchtigen, und das geschah indem er ihnen am 27. September ihre Schaafheerden davon treiben ließ, und verschiedene Gefangene abnahm, die er auf Hardegsen festsetzen ließ.

Der ältere Bruder jenes ruhelosen und fehdelustigen Heinrich hielt sich nach dem Tode seines Vaters gern auf der Burg Hardegsen auf, wo er auch erzogen war. Um diese Zeit entstand dort eine Feuersbrunst, welche mehrere Gebäude des Schlosses, und besonders die kleinen Wohnhäuser der Dienstleute und Hintersassen der Burg in Asche legte. Ganz das Gegentheil der rohen Naturen seines Vaters und seines jüngern Bruders, kam er von Münden hieher, verweilte einige Zeit auf seiner Burg, und half den Abgebrannten durch Rath und That, indem er reichliche Gaben an sie austheilte.

Auch die letzten fürstlichen Bewohner von Hardegsen walteten versöhnend dort in jener Burg, die während der Jahrhunderte des rauhen Mittelalters fast unausgesetzt der Sitz von Verbrechen und Gräuelthaten gewesen war.

Der Sohn und Nachfolger jenes milden Herzogs Erich, — Herzog Erich der Jüngere genannt — war zwar nicht in Hardegsen, sondern in Minden erzogen; jedoch kam er mehrere Male auf die Burg seiner Väter, und residirte dort einige Zeit. Desto länger blieb seine Gemahlin, die Herzogin Sidonia, eine Tochter Heinrichs des Frommen, Herzogs von Sachsen, dort wohnen. Fromm und gottesfürchtig wie ihr edler Vater, ertrug sie dort in einsamer Stille den Mangel an ehelicher Liebe ihres Gemahls und während dieser auf Römerzügen im fernen Lande Italia sich befand, oder sonst am Hoflager des Kaisers oder auf Reichstägen und andern Reisen umherzog, genoß die Herzogin des trostreichen Zuspruchs einer vertrauten Freundin, der frommen Wittwe Fuchsie, die ihr jedoch im Jahre 1560 durch den Tod entrissen wurde. Nun war ihr der längere Aufenthalt auf Hardegsen zu öde und trostlos geworden, und die gottesfürchtige Fürstin verlegte ihre Residenz nach Erichsburg. — Seitdem hat keine fürstliche Person dort wieder residirt.

Welch' ein Bild des heillosen Treibens in jenen gepriesenen Jahrhunderten des ritterlichen Mittelalters gewährt dem Beobachter diese getreue Specialgeschichte schon, von dieser einzigen Burg? — Welche Rohheit und zügelloses Walten der Leidenschaft, welcher Mangel an Recht und Gerechtigkeit — Treulosigkeit, Meineid, Brudermord und Verbrechen gegen die Pietät waren an der Tagesordnung, ohne daß deshalb ein so hochgestellter Schänder der ritterlichen Ehre und deutschen Treue vom Kaiser zur Rechenschaft gezogen, oder von seinen Standesgenossen übler angesehen worden wäre. Der Unterthan war damals der Früchte seines Fleißes, kein Mensch seines Lebens und Leibes sicher. — Nur bei den Frauen jener Zeit, die von der Rohheit der Männer so viel zu leiden hatten, herrschte noch Zucht, ehrbare Frömmigkeit und Sitte. — Welcher Unzufriedene mit der Gegenwart könnte sich jene rechtlosen Zeiten zurückwünschen? —

Seitdem wurde Hardegsen als fürstliches Amt benutzt.

H. E. R. Belani.

Sage vom Raben zu Merseburg.*)

Es war im Jahre 1424, als der Bischof zu Merseburg, Thilo von Throta, (Trotta, Trott) eine große Jagd anstellte, wozu er auch seinen Freund, den Bischof Gehrhardt von Meißen, mit einlud. Schon forderte Hörnerklang die Waidlustigen zum blutigen Vergnügen auf, da begehrte Thilo von seinem Jagdrosse herab von seinem alten, im Dienste ergraueten Johann noch einen Becher glühenden Weines. Als dieser ihm den Becher reichte, rannte der hitzige Ulrich, der Jäger, in seiner Jagdbegier aus Unvorsichtigkeit den Johann an, und der Wein floß über des Bischofs Hand und seine Kleider. Vom Schmerz des Brandes seiner Hand, und von seiner Diener Ungeschicklichkeit zur Wuth gereizt, sprang der leicht erzürnte Thilo von seinem Rosse, und schlug sie Beide mit seinem Jagd-Speere, daß alle Umstehenden und besonders der Bischof Gehrhardt blutige Thränen hätten weinen mögen. Wie billig, machte Gehrhardt dem bald wieder besänftigten Thilo über seine schnell aufbrausende Hitze die verdienten Vorwürfe, und weil Thilo sein Unrecht auch einsah, so gab er dem Gehrhardt das Versprechen, diese Hitze in Zukunft zu bekämpfen, ja sie wechselten deshalb gar ihre goldenen Reife am Finger, damit, wenn Thilo des Ringes vom Freunde ansichtig würde, er seiner Hitze und seines Gelübdes gedächte. Nun hielt Thilo zur Kurzweil sich einen Raben, der in des Bischofs Schlosse frei umher-

---

*) Da diese Sage in der Beschreibung von Merseburg zu berühren vergessen worden, so möge ihr hier noch ein Räumchen vergönnt sein. —

Die Redaction.

laufend, mehr Gunst genoß als manches Christenkind sich von ihm zu erfreuen hatte. Der Jäger, auch nach des Bischofs Wohlwollen haschend, hatte dem Raben, der Marcus gerufen ward, einige Worte gelehrt, und war, beiläufig gesagt, gerade nicht des alten Johann Freund, sondern suchte diesen vielmehr aus seines Herrn Gunst zu verdrängen. Plötzlich vermißte der Bischof eines Morgens beim Ankleiden seinen Ring und eine goldene Kette, welche beide er Abends zuvor in das gewöhnliche Kästchen über seinem Bette gelegt hatte, doch ohne dieses vielleicht zu verschließen. Schnell ließ er sein ganzes Hausgesinde sich versammeln und strenge Nachforschung anstellen, doch keiner wollte Ring und Kette nur irgendwo gesehen haben. Da rief mit einem Male eine Stimme: „Hans Dieb! Hans Dieb!“ Es war der Rabe, und da man von ihm dies frisch gelehrte Wort noch nicht gehört hatte, so hielt man diesen Ausruf für eine Gottesfügung zur Entdeckung des Diebes, und für ein Gottesurtheil. Flugs ergriff man den alten Johann, und warf ihn als verstockten Lügner und Heuchler auf die Folter, und siehe! was nicht der Schmerz wirkt, er gestand nicht blos Etwas als gethan, was er doch nicht gethan hatte, sondern unter den gräßlichsten Qualen gab er selbst seinen Geist auf. —

Da kehrte unversehends der Bischof Gehrhardt bei dem Thilo ein, und sagte ihm: „Freund, mein Ring von Dir ist zerbrochen, was hat dies zu bedeuten?“ Schwer betroffen von diesem Worte, gedachte ahnungsvoll Thilo sogleich des alten Johann, und wie siedendes Blei rann ihm das Blut durch die Adern. War Johann dennoch vielleicht unschuldig gewesen, hatte er unschuldig auf seinen Machtbefehl die treue Seele aushauchen müssen? Dieser quälende Gedanke ließ ihm von Stund' an Tag und Nacht keine Ruhe, und dabei gedachte er auch immer wieder seines schnell auflodernden Zornes, als dessen Opfer Johann gefallen war, und seines gegebenen Versprechens.

In solchen Trübsinn verlebte der Bischof mehrere Jahre. Da fiel es ein Mal ihm ein, zu seiner Zerstreuung ein großes Bankett zu geben, wozu er viele Freunde einlud. Den Abend erhob sich ein heftiges Gewitter mit dem wüthendsten Sturme, der Bäume und Häuser niederwarf. Da wurde es auch den Spielern und Pfeifern Angst, und der Jubel verstummte. Statt dessen drang die Kunde unter die bestürzte Menge, der alte Thurm im Schloßhof mit seinem Rabennest sei eingestürzt, und der Troß der Diener eilte die Stiegen hinab, um zu sehen, ob es der Hülfe irgendwo bedürfte. Da erglänzte plötzlich zu aller Erstaunen der Ring und die Kette in dem Rabenneste, und unwillkürlich entfuhr Allen der Ruf: „Der arme Johann!“ Als das der Bischof hörte, ward er sehr traurig, denn wenn gleich heftig, so war er von Herzen doch gutmüthig. —

Die Gäste zerstreueten sich. Der Bischof ward nie wieder fröhlich, und damit auch andere Brauseköpfe nach ihm eine Warnung hieraus erhalten möchten, so bestimmte er, es solle für ewige Zeiten ein Rabe

hier erhalten und gefüttert werden, und wer ihn füttere, solle jährlich dafür zwölf Scheffel Korn und zwölf Reichsthaler erhalten. Dazu setzte er ein Vermächtniß aus, das bis jetzt im Gebrauche ist, und wer von den Lesern sich selbst davon überzeugen wollte, der mag nach Merseburg reisen, da wird er noch jetzt am Schlosse einen muntern Raben im Käfige finden, und einen Mann, seinen Wärter, der pünktlich ihn futtern muß.

Anmerkung. Etwas abweichend wird auch erzählt, der Ring sei in einem Rabenneste auf einem Baume unfern des Schlosses gefunden. Desgleichen sollen jetzt nur sechs Scheffel Korn rc. aus dem Vermächtniß geliefert werden, statt der übrigen sechs Scheffel aber ein verhältnißmäßiges Quantum Fleisch u. s. w.

XV. Schönichen.

Harzburg.

Von allen Burgen, die stolz und kühn sich auf dem Rücken des Harzes erhoben, ist keine so berühmt geworden, als die Harzburg. Die dunkle Sage weiß gar Manches von ihr zu berichten, was neuere Forschungen ernst zurückgewiesen haben; aber auch die Geschichte erzählt uns des Merkwürdigen viel, das einst in ihren Mauern sich zugetragen hat, und wovon hier leider nur kurze Andeutungen gegeben werden können.

Auf der Nordseite des Brockens, da wo die Ecker durch ein schattiges Thal ihre kühlen Fluthen trägt, erhebt der Sachsenberg sein stolzes, auf Grünstein emporgethürmtes Haupt. An ihn lehnt sich, aus Thonschiefer gebildet, frei in das flache Land hineintretend, der Berg, auf dem einst die stolze Kaiserburg sich erhob. Nicht die Natur allein, auch Menschenhand hat seinen Rücken geebnet, der fast in seiner ganzen Mitte durch einen immer noch tiefen Graben in zwei Hälften getheilt ist. Steil erheben sich die Wände des Berges nach Süden und Westen zu; im Nordwesten, etwa hundert Fuß unter seinem Gipfel, ist von dem Hauptberge eine kleinere Spitze abgetrennt, die einst zur Vorhuth der eigentlichen Harzburg diente, und welche jetzt der kleine Burgberg genannt wird. Nach Mittag zu wird die Harzburg und der schon erwähnte Sachsenberg durch das sogenannte kalte Thal begrenzt, im Nordosten liegt eine Bergschlucht, die von dem Burgberge, dem Sachsenberge und dem gegenüberliegenden Eichenberge gebildet wird.

Köstlich ist die Aussicht von dem Gipfel des Burgberges. Auf ein weites, wogendes Meer, von kühn emporstrebenden Baumgipfeln

gebildet, trifft der Blick, der nach Süden und Südwesten sich wendet; das Herzoglich Braunschweigische Kreisamt Harzburg schmiegt sich mit seinen freundlichen Dörfern an den Fuß des Berges an, und bildet eine liebliche Landschaft, durch welche die Radau sich anmuthig schlängelt, der man es nicht ansieht, daß sie zuweilen, durch die wilden Gebirgswasser empört, wie ein zürnender Riese ihre Ufer überschreitet, und tobend, zum Schrecken des Landmanns, durch die Felder braus't. Fern am Horizonte erheben sich die Städte Braunschweig und Wolfenbüttel, die jetzt mit der Harzburg durch das eiserne Band einer Eisenbahn eng verbunden sind. Unzählig sind die Ortschaften, welche der trunkne Blick erschaut. Ueberall wechseln die üppigsten Kornfelder mit duftigen Wiesen, welche dunkle Baumgruppen umschlingen; dahindurch winden sich einzelne Gebirgszüge, welche mit Wäldern bekränzt, der Aussicht eine erquickliche Frische geben, so daß das staunende Auge sich nicht losreißen kann, und stundenlang auf der schönen Landschaft weilt, aus der immer und immer wieder freundliche Punkte emportauchen.

Der Rücken des Berges selbst ist noch überdeckt mit den Trümmern der Burg, die einst auf ihm gestanden. Deutlich erkennt man ihre Grundmauern und die Ueberreste eines gewaltigen Thurms. Steinhaufen liegen rings umher von Moos und Gesträuch überdeckt, darüber breiten Platanen ihre Zweige aus, als wollten sie mit weichen Armen die Stätte überdecken wo einst so lauter Jubel schallte und jetzt der Wanderer mit stiller Wehmuth weilt, sinnend, wie jedes Gebilde der Menschenhand, und wäre es auch noch so stolz und kühn, in Trümmern sinkt unter dem gewaltigen Fußtritt der Zeit.

Die Geschichte der Harzburg ist bis zu der Zeit, wo Kaiser Heinrich IV. sie zuerst erbaute (1065—1069) dunkel, ja, wenn wir neueren Forschungen glauben sollen, nur ein Gewebe von Fabeln. Große Verdienste hat sich Delius, in seinen „Untersuchungen über die Geschichte der Harzburg und den vermeinten Götzen Krodo" in dieser Beziehung erworben, wenn ihn auch sein Eifer, das Dunkel, welches auf den alten Mauern lagert, zu erhellen, oft wohl zu weit geführt haben mag.

Schon Julius Cäsar, so erzählt die Sage, soll auf dem Berge, wo später die Harzburg stand, ein Castell erbaut haben. Auch wird von einem Tempel des Krodo gefabelt, der dort gestanden haben soll. Noch wird zu Goslar der vermeinte Altar des Krodo aus diesem Tempel aufbewahrt. Karl der Große, der die Götzenaltäre in unserm Vaterlande stürzte, so fährt die Sage fort, brach auch den Krodotempel und baute an dessen Stelle eine Kapelle.

Delius beweist, in dem genannten Werke, schlagend, daß dieß eben so wenig wahr sei, als daß später Conrad I. ein Chorherrnstift auf der Harzburg gegründet habe. Eben so wenig kann mit Gewißheit behauptet werden, daß Heinrich der Vogelsteller die Burg zum Schutze gegen die Ungarn erbaut habe, und daß ihm dort die Nachricht von seiner Wahl zum deutschen Kaiser überbracht worden sei. Giebt es gleich neben der Harzburg einen sogenannten Finkenheerd,

den man nach Heinrich I. benennt, so muß dagegen bemerkt werden, daß wohl zwanzig andere Oerter ebenfalls einen Finkenheerd aufweisen, den sie mit dem genannten Kaiser in Verbindung setzen. Wie wenig aber die Harzburg den umherschweifenden Ungarn ein Hinderniß sein können, leuchtet bei dem ersten Blick auf ihre Lage ein.

Erst von Heinrich IV. weiß man, wie gesagt, mit Gewißheit, daß er die Harzburg erbaute. Ihm, wie seinen Vorgängern, gefiel das Leben am Harze, wo der Wald mit seinen Jagdrevieren so reiche Freuden bot. Die Burg sollte der Aufenthaltsort eines zahlreichen Hoflagers sein, deshalb wurde sie weiter und glänzender gebaut, als dieß sonst wohl, auch bei Kaiserbauten, der Fall zu sein pflegte. Bald empfand die Umgegend die drückende Nähe des genußsüchtigen Kaisers. Immer schwerer wurde die Last der Abgaben, immer größer der Uebermuth des Kaisers und seiner Begleiter. „Selbst das Wasser, welches man doch den unvernünftigen Thieren umsonst gönne, müßten sie um Geld trinken und ihren Holzbedarf kaufen," so klagten die Sachsen und zogen, an ihrer Spitze der tapfre Otto von Nordheim, um sich selbst Recht zu schaffen, im Jahre 1073 vor Goslar, wo damals der Kaiser Hof hielt. Dieser flüchtete mit den Reichskleinodien nach der Harzburg. Auch hier war es ihm, da seine Mannschaft zu gering war, nicht möglich sich zu halten.

Nachdem er einige Tage lang die Sachsen mit Unterhandlungen hingehalten hatte, entfloh er mit wenigen Dienern durch die dunkle Nacht der Wälder und Schluchten des Harzes nach Eschwege im Hessenlande. Hierhin verfolgten ihn die Sachsen nicht, denen vielmehr am Herzen lag die festen Burgen am Harze zu brechen und ihre Besatzungen nieder zu machen. In der Harzburg waren 300 Mann zurückgeblieben, die sich lange Zeit tapfer vertheidigten, und durch kühne Ausfälle sich immer wieder Lebensmittel zu verschaffen wußten. Als aber der Kaiser die Großen seines Reichs vergeblich um Hülfe angefleht hatte, mußte er endlich mit blutendem Herzen einen Vertrag eingehn, in dem unter andern auch festgesetzt ward, daß alle festen Schlösser des Kaisers in Thüringen und auf dem Harze niedergerissen werden sollten. Die Harzburg zu retten war des Kaisers liebster Wunsch. List sollte ihm dazu behülflich sein. Nur die Ringmauern und übrigen Festungswerke der Burg ließ er niederreißen, meinend, die schutzlose Kirche und die Wohnung der Chorherren werde nun von den Sachsen verschont bleiben. Aber die Wuth der Sachsen kannte keine Grenzen. Drei Tage nach des Kaisers Abreise zogen sie heran, zertrümmerten die noch stehenden Reste der Mauern, verbrannten die schöne, von Holz erbaute Kirche, warfen frevelnd die Reliquien der Heiligen und die Gebeine von des Kaisers Söhnlein und seinem Bruder umher, und zogen jubelnd mit den geraubten Kleinodien von dannen. Die umhergestreuten Gebeine sammelte der Abt eines nahen Klosters, und begrub sie in seiner Kirche.

Nicht nur Heinrich war durch diese Frevelthat äußerst erbittert, auch der Unwille der Reichsfürsten regte sich. Schnell war ein Heer gesammelt. Die Sachsen wurden in der Schlacht bei Hohenburg (Nägelstedt) bei Langensalze geschlagen. Sie unterwarfen sich unbedingt am 25. October 1075 zu Spier im Schwarzburg-Sondershäusischen. Emsig wurden nun die zerstörten Burgen wieder aufgebaut, vor allen die Harzburg. Heinrich, der am 6. März 1076, wohl zum letzten Male, von seinem geliebten Goslar abreiste, beauftragte den Herzog Otto von Baiern die Burgen zu Hartesborg und auf dem Steinberge, westlich von Goslar zu erbauen. Noch waren sie nicht vollendet, als die Sachsen sich abermals gegen den in den Fesseln des päpstlichen Bannes liegenden Kaiser empörten. Otto neigte sich bundbrüchig auf ihre Seite, und zog um Pfingsten des Jahres 1076 die Besatzungen aus den genannten Burgen, die dann wahrscheinlich beide wieder zerstört wurden.

Ueber hundert Jahre verflossen nun, die in Bezug auf die Geschichte der Harzburg in Dunkel gehüllt sind. Erst Kaiser Friedrich I. ließ sie 1180 wieder prachtvoll aufbauen, und beschenkte sie mit mehrern Besitzungen. Wahrscheinlich sollte sie wie die gleichfalls damals erbaute Feste Bischofsheim, (jetzt Langenstein), zum Schutz gegen den widerspänstigen Herzog Heinrich dem Löwen von Braunschweig dienen. Bald nach dem die Harzburg wieder erbaut war, wurden die Grafen von Wöllingerode-Woldenberg mit ihr beliehen, doch behielten sie dieselbe nur bis zum Jahre 1269, wo sie am 1. Mai von Hermann und Ludolph von Woldenberg an den Grafen Conrad II. von Wernigerode verpfändet wurde. Bald verwandelte sich das Pfandrecht in Eigenthum. Hundert Jahre waren die Grafen von Wernigerode im Besitz der Harzburg, bis sie im Jahre 1369 durch den Verrath eines Reiterknechtes an Herzog Otto den Quaden (Bösen) von Braunschweig überliefert wurde. Wie sehr die Wernigeröder Grafen sich auch bemühten, wieder in den Besitz der Harzburg zu kommen, so vermochten sie doch nichts gegen den bösen Herzog auszurichten. Sie sahen sich genöthigt die eine Hälfte der Harzburg in den Händen Otto's zu lassen, die andere Hälfte aber von ihm als Lehn anzunehmen. Doch wurde ein sogenannter Burgfrieden abgeschlossen, der den Burgberg bis zu dem an seinem Fuße liegenden Dorfe Neustadt umfaßte. Die Burg sollte von Braunschweig und Wernigerode gemeinschaftlich besetzt werden, und jeder Theil dazu im Frieden 16 Mann stellen.

Im Jahre 1407 wurden die Herren von Schwiechelt zum größten Nachtheile der Umgegend Herren der Harzburg. Das alte Kaiserschloß wurde in ein Raubnest verwandelt. Die Gebrüder Heinrich, Conrad und Cord von Schwiechelt beraubten das naheliegende Land aus ihrem festen Hinterhalte, so daß der Lehnsherr der Burg, Herzog Otto der Einäugige von Göttingen mit dem Rathe zu Goslar am 22. Mai 1411 ein Bündniß gegen die genannten Brüder von Schwiechelt zu Schutz und Trutz schloß. Bald war der Grund zur

Fehde da. Es zog nämlich Cord von Schwiechelt am 22. Julius des genannten Jahres gen Hakeborn und raubte die dortigen Kühe. Conrad von Hadmersleben, Herr zu Egeln und Otto von Warberg jagten ihm nach. Letzterer wurde zu Derenburg zwischen Halberstadt und Wernigerode erschlagen. Da traten der Erzbischof von Magdeburg, der Graf Albrecht zu Wernigerode, damals Bischof von Halberstadt und Herzog Bernd von Braunschweig mit den Städten Magdeburg, Goslar und Halberstadt zusammen, und lagerten sich vor der Harzburg, wo sie bis zum 14. September verweilten. In dieser Zeit erbauten sie auf dem Petersilenberge eine Burg, welche die Steuerburg genannt wurde. Die von Schwiechelt geriethen in Angst, versprachen da, wo Otto von Warberg erschlagen war, eine Capelle zu bauen, und sich aller Räubereien zu enthalten. Auf solch' Versprechen und weil sie, wie ein alter Schriftsteller sagt, bei dem frühzeitig fallenden Schnee im rauhen Harzwalde nicht ausdauern konnten, zogen die Verbündeten ab. Die von Schwiechelt hielten aber keine Ruhe, sondern raubten die Kühe der Einwohner von Goslar, und trieben auch sonst Straßenräuberei nach wie vor. Abermals zogen die Verbündeten heran, bauten neben der Steuerburg noch ein Blockhaus, die Altona, und beschossen die Harzburg mit Bombarden. Nun mußten sich die von Schwiechelt geben. Sie zogen mit ihrem Geräth ab, und entkamen in dem Harz, die Burg aber kam, nachdem die andern Verbündeten entschädigt waren, an die Braunschweigisch-Wolfenbüttelsche Linie.

Im Jahre 1438 wurde die Burg von einem berüchtigten Wegelagerer, Herwich von Utze, aus Amsleben am Elm, am 22. Mai erstiegen, der gleich nach der verwegenen That das Vieh aus der Umgegend raubte, um sich mit Lebensmitteln zu versehn. Die Bauern jedoch rotteten sich zusammen, nahmen ihm seinen Raub wieder ab, und der inzwischen herbeigeeilte Herzog Heinrich von Wolfenbüttel entriß ihm die Burg. Im Jahre 1441 sehen wir die Herren von Schwiechelt wieder im Besitze der Burg, die sie als Pfand erhalten hatten. Später gerieth die Stadt Hildesheim mit ihrem Bischofe in Krieg. Goslar erklärte sich für Hildesheim, Herzog Wilhelm von Wolfenbüttel aber für den Bischof. In diesem Kriege fiel die Burg 1486 in die Hände Goslars. Durch Vertrag ging sie nun an die Grafen von Stollberg-Wernigerode über, welche sie kurze Zeit besaßen, aber 1542, durch das schmalkaldische Bundesheer gezwungen, wieder heraus geben mußten. Nach der Schlacht bei Mühlberg fiel sie in die Hände Heinrichs von Braunschweig und bei dem Hause Braunschweig ist sie dann auch fortan geblieben.

Endlich in den Jahren 1650—54 wurde die Burg zum letzten Male zerstört. Die Beweggründe, weshalb es geschah, liegen nicht klar zu Tage. Vielleicht waren die Unterhaltungskosten der nun ganz unnütz gewordenen Burg zu bedeutend.

Als die eigentliche Burg schon einige Zeit zerstört war, stand noch immer die Burg-Capelle. Fromme Scheu trug Bedenken sie zu zerstören. Im Jahre 1667 finden wir auf dem alten Burgplatze die Wohnung eines Forstaufsehers, welche in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ein Waldarbeiter mit seiner Familie bewohnte. Mancherlei Unfug wurde von diesen letzten Bewohnern der Harzburg getrieben, so daß man sich genöthigt sah auch sie polizeilich zu entfernen. Seit dem wohnt das Graun in den Trümmern der alten, einst so herrlichen Burg, und nur der einsame Fuß des Wanderers schreitet über die Stelle, wo einst Kaiser thronten in der größten Herrlichkeit, welche die Erde beut.

R. Hobohm.

Sage von der Ilmnixe.

Wo, sanft gewunden, sich die Ilm
Nach Ober-Weimar zieht,
Saß einst der arme Schäfer Wilm
Mit traurigem Gemüth.
Er weidete, seit vielen Jahren.
Des nahen Klosters Lämmerschaaren.

„Dort drüben," sprach er, „wohnt das Glück!
Doch hier auf dieser Flur —
O gönnte gütig das Geschick
Mir hundert Gülden nur!
Mehr wäre wahrlich nicht vonnöthen;
Ich kauft' ein Haus, und freite Grete'n.

Urplötzlich brauf't, empört und wild,
Die Fluth der Ilm empor.
Es taucht, vom Schleier halb verhüllt,
Ein Frau'ngebild hervor,
Und leis' rief's, wie, bewegt vom Winde
Die Aeolsharfe tönt: Erlinde!

Das Mägdlein sprach, indem 's geschwind
Den Schleier um sich zog,
Der, leicht bewegt vom Abendwind,
Um ihren Nacken flog:
„Sag', willst du mir Vertrauen schenken,
So will ich deiner hold gedenken!"

Und bang' und mit Entsetzen schlug
  Ein Kreuz der fromme Hirt:
„Seid ihr die Hexe, die durch Trug
  Der Menschen Geist verwirrt?
Bleibt mir — ich kenn' die Teufelskünste —
Vom Hals mit eurem Geldgewinnste!"

„Wie? so verkennest du die Macht,
  Die jedes Wesen ehrt?
Ha! nicht des Lohns, dir zugedacht,
  Der Strafe bist du werth.
Und zwiefach, statt dich zu beglücken,
Soll dich dein hartes Schicksal drücken!"

Hui! drehte sich dem armen Tropf —
  Welch' wunderlicher Spaß!
Der Hals herum, daß ihm der Kopf
  Fast auf dem Nacken saß;
Und gellend tönte dem Verächter
Der Nixenmacht ein Hohngelächter.

Von seinem traurigen Geschick
  Gebeugt und fast verwirrt,
Erschien mit tief gesenktem Blick
  Im Klosterhof der Hirt;
Doch fand er in den heil'gen Mauern,
Statt Rath und Hülfe, nur Bedauern.

In seiner Noth bediente man
  Der Teufelspeitsche sich,
Vor der voll Scheu wohl dann und wann
  Der Menschen Erbfeind wich.
Doch dies Geräth, ein Schreck den Bösen,
Schien Nixenzauber nicht zu lösen.

Indeß lief Gretchen schnell den Pfad
  Am Rand der Ilm dahin,
Sank flehend auf ihr Knie, und bat
  Die Wellenkönigin,
Aus Mitleid ihren Vielgetreuen
Von seiner Strafe zu befreien.

Da scholl, indem auf blauer Fluth
  Die Zürnende erschien,
Das sanfte Trostwort: „Fasse Muth!
  Dem Armen ist verziehn!
Geh', liebes Kind! dir wird es glücken
Das schiefe Haupt zurecht zu rücken."

Das Mädchen war, fast wie im Traum,
Zur Heimath schnell gerannt,
Und sie berührte wirklich kaum
Den Kopf mit leiser Hand,
Da setzt' er sich, mit Blitzesschnelle,
O Wunder! an die alte Stelle.

Gar bald vernahm man Gretchens Cur
Im Lande weit und breit,
Und es erhielt sich ihre Spur
Bis in die spätste Zeit;
Sie ward, als eine werthe Kunde
Gepriesen oft von holdem Munde.

Seitdem hält's manche Frau erlaubt,
Daß sie, wenn's ihr beliebt,
Auch ohne Noth des Mannes Haupt
Etwas zurechte schiebt.
Drum gilt von wilder Ehefehde
Der Ausdruck noch als Sprüchwortrede.

Heinrich Döring.

Eisleben.

Eisleben ist die Kupferstadt,
Wo Luther ist geboren,
Und wo sich auch sein Lebenspfad
In Todesnacht verloren.
Noch ist der Bergbau hier im Flor,
Noch braut man Bier so wie zuvor,
Als hier Hanns Luther weilte,
Des Sohnes Freuden theilte.

Hengstenberg.

Eisleben! — Wessen Herz klopft nicht lauter, wenn er den Namen dieser Stadt nennen hört? — Hier brach das Morgenroth einer neuen Zeit an, hier stieg aus niedrer Hütte ein funkelnder Stern empor, der mit lauterm Strahl den Nebel, welcher den schönen Christenglauben umdüsterte, siegreich durchbrach, hier flammte die Fackel empor, welche mit zauberhaftem Lichte den Erdball umleuchtete, und dessen Schein die Völker, welche im tiefen Dunkel und im Schatten des Todes saßen, freudig anstaunten, hier wurde der größte Sohn des schönen Thüringerlandes, der gewaltige Mann Martin Luther geboren. Aus ihr ging der hilfsbedürftigen Welt eine prächtige Sonne auf, vor welcher das dunkle Gewölk des Aberglaubens zerstäubte, wie die Gespenster vor dem ersten Hahnenschrei; in ihr neigte sie sich auch wieder und versank sanft verlöschend, aber das Licht, welches sie entzündet, blieb und wird bleiben, und der Name „Luther" wird nicht vergessen werden, so lange die Erde steht.

Zur Zeit, als die christliche Lehre noch nicht bis in diese Gegend vorgedrungen war, verehrten die Bewohner derselben die Göttin Isis, (cf. El. Schedii Synt de Dis Germ.). Ihr zu Ehren wurde eine neu erbaute Stadt „Isisleben" genannt, woraus in späterer Zeit „Isleben" und „Eisleben" wurde. Ob diese Ableitung richtig ist, oder ob die Annahme, die Stadt führe vom Eisen ihren Namen, besser sei, lassen wir hier ununtersucht, und führen nur noch an, daß Francke in seiner Mannsfeld'schen Historie (p. 127) erzählt: „es befände sich auf dem Rathhause zu Eisleben ein Bild, welches allgemein für das der Isis gehalten werde, und das bekannte Kraut, Verbena, Eisen- oder Isenkraut, welches der Isis geweihet gewesen, habe nach ihr seine Benennung empfangen; auch spreche die Schreibart Isleben, welche man in alten Documenten finde, für die Meinung, daß die Stadt vordem wirklich Isisleben geheißen."

Die Chronisten erzählen mancherlei Sagenhaftes von der Stadt. Zeitfuchs (in seiner Stollberg'schen Chronik p. 360) berichtet: daß zu Eisleben zu verschiedenen Malen in theurer Zeit Mehl aus der Erde gequollen sei, — und Johann Kennerer, Pfarrherr zu Mannsfeld, seines Altes über achtzig Jahr, sagt: daß zu Eisleben und im ganzen Lande Mannsfeld das wüthende Heer vorübergezogen sei; alle Jahre auf den Fastnacht „Dornstag," — und alle Leute seien zugelaufen und hätten darauf gewartet, nicht anders, als sollte ein großer mächtiger Kaiser oder König vorüberziehen. Vor dem Haufen sei ein alter Mann hergangen mit einem weißen Stab, habe sich selbst den treuen Eckart geheißen. Dieser Mann habe die Leute heißen aus dem Wege weichen, auch etliche Leute gar heimgehen; sie würden sonst Schaden nehmen. Nach diesem Manne hätten etliche geritten, etliche gegangen und es seien Leute gesehen worden, die neulich erst gestorben, auch die eines Theils noch lebten. Einer habe geritten auf einem Pferde mit zwei Füßen. Der Andere sei auf einem Rade gebunden gelegen und das Rad sei von selbst umgelaufen. Der Dritte habe einen Schenkel über die Achsel genommen und habe gleich sehr gelaufen. Ein Anderer habe keinen Kopf gehabt u. dgl. mehr. (S. Agricola's Sprichw. S. 167.)

Hauptmomente aus der Geschichte der Stadt, welche Anfangs zur Grafschaft Mannsfeld gehörte und endlich der Sitz einer besondern Linie des Mannsfeldischen Grafenhauses war, (s. den Artikel Mannsfeld) sind folgende:

Im Jahre 1082 kamen mehrere deutsche Fürsten zusammen und erwählten, Kaiser Heinrich IV. zum Trotz, den Herzog Hermann von Lothringen, Grafen zu Saarbrück, zum römischen Könige. Sie brachten ihn nach Goslar, wo er vom Erzbischofe zu Mainz, in Gegenwart Burchards von Halberstadt, des Erzbischofs von Magdeburg, des Bischofs von Merseburg, des Herzogs Otto von Nordheim, des Pfalzgrafen Friedrich von Sommerschenburg und Anderer auf das Weihnachtsfest, gegen das Versprechen, nichts wider den Willen des Papstes, Gregor's VII., zu unternehmen, zum Könige erwählt wurde. Zu seiner Residenz wurde Eisleben gewählt, und da daselbst in jener

Zeit viel Knoblauch gebaut wurde, so gab man ihm den Spottnamen „Knoblauchskönig.“ Die Stadt litt in Folge seines hiesigen Aufenthalts viel Ungemach. Sie wurde von dem Erzbischofe von Bremen und dem Bischofe von Hildesheim, die es Beide mit dem rechtmäßigen Kaiser hielten, erobert, ausgeplündert und verbrannt. Das Schloß in der Stadt konnten sie aber nicht gewinnen, denn Hermann, nachdem er einige Zeit belagert worden war, that einen muthigen Ausfall und vertrieb seine Feinde. (cf. Merian's Topographie von Sachsen).

Im J. 1083 schlug ein Graf Ernst von Mannsfeld, als Anführer der Sachsen, vor Eisleben in der Friesengasse, die Friesen, welche auf Seiten Kaiser Heinrichs IV. waren, und sollen ihrer gegen tausend Mann auf dem Platze geblieben sein.

1362 wurde die Stadt von Friedrich, Landgrafen von Thüringen und Markgrafen von Meißen belagert.

1457 ließ Graf Günther mit seinen Anverwandten in dem hiesigen Münzhause sehr viele Münzen, als Thaler, Groschen und Pfennige, unter ihrem Gepräge schlagen, und es wurde von Kaiser Friedrich III. ein Mandat publicirt, daß solche Münzen ohne allen Widerspruch, bei allen Ständen des Reiches gelten und angenommen werden sollten. Die Grafen hatten zwar schon vor dieser Zeit Münzen schlagen lassen, allein durch dies Mandat sind sie erst wirklich mit dem Rechte zu münzen versehen worden.

Im 1483. Jahr

Als unser Heiland geboren war,
Da in der Christenheit man zählt,
Kam Doctor Martin auf die Welt; –
Herr Martin Luther hochgelahrt,
Desgleichen nie erfunden ward.
Zu Eisleben, wo Bergleut' schön
In tiefe Schacht hinuntergehn,
Und fördern edles Erz zu Tag
Mit ihrem fleiß'gen Hammerschlag,
Hat Gott es weislich so geschickt,
Daß er das Licht der Welt erblickt.
Zu Aeltern hat ihm Gott bescheert
Frau Margarethen, ehrenwerth,
Zum Vater aber Herrn Johann,
Ein ehrlich alt und fromm Bergmann,
Der ihn gar streng, nach Brauch der Alten,
Zu Kirch' und Schulen angehalten.*)

---

*) Eine Erzählung von Luther's Leben, welches jedem Kinde, das zur Schule geht, sattsam bekannt ist, wird hier Niemand erwarten, daher nur das von ihm, was sich auf Eisleben bezieht, da so der ganze Artikel mit nöthiger Kürze abgehandelt werden soll.

Im Jahr 1492 wurde hier Johann Agricola, eigentlich Schneider, und von seinem Geburtsorte auch oft nur Eisleben genannt, geboren. Er hat sich als Mitarbeiter am Reformationswerke berühmt gemacht, war Urheber vieler theologischer Streitigkeiten, Mitverfasser des sogenannten Augsburger Interim's, fruchtbarer theologischer Schriftsteller, geistlicher Liederdichter und Sammler deutscher Sprichwörter. Letztere verdienen besonders Erwähnung, da sie für die Geschichte deutscher Sprache und Sitte wichtig sind. Das Buch heißt: „Dreihundert gemeine Sprichwörter, der wir Deutschen uns gebrauchen, und doch nicht wissen, woher sie kommen, durch D. Johann Agricolam von Ißleben. An den durchlauchtigen, hochgebornen Fürsten und Herrn, Herrn Johann Friedrich, Herzogen zu Sachsen ꝛc. geschrieben, erklärt und eygentlich außgelegt. Hagenaw durch Joh. Secerium ym 1529. Jare. — Der ander teyl gemeyner deutscher Sprichwörter mit ihrer Außlegung hat funffthalbhundert newer Wortter. Joh. Agricola, Eißleben. Hagenaw durch Joh. Secerium 1529." Agricola hat außer vielen theologischen Schriften, welche theils dogmatischen, theils exegetischen, theils practischen, theils polemischen Inhalts sind, noch herausgegeben: eine abgekürzte Ausgabe des Brandtschen Narrenschiffes, und mehrere Kirchenlieder, als: „Herr sei gelobt aus Herzensgrund," — „Fröhlich wollen wir Hallelujah singen" u. s. w. — Ueber Agricola's Leben und Schriften giebt die beste Auskunft eine Schrift von Berend Kordes: Mag. Joh. Agricola's, aus Eisleben, Schriften, möglichst vollständig verzeichnet u. s. w. Altona 1817.

1521 schlossen die Grafen von Mannsfeld mit der Stadt einen Vergleich, nach welchem die Grafen den Bürgern ein Pferd, welches Eisleben jedes Jahr liefern mußte, so wie mehrere andere Dienste, gegen alljährlich zu zahlende zweihundert Gulden, auf funfzehn Jahre erließen.

Im 16. Jahrhundert wurden auch mehrere denkwürdige, auf Religion bezügliche Colloquien und Zusammenkünfte gehalten, z. B. 1554 eine Synode von hundert Predigern, auf welcher über die Nothwendigkeit der Werke zur Seligkeit, ingleichen den 13. Februar desselben Jahres über andere Lehrpunkte verhandelt wurde. Diese Verhandlungen sind im Druck erschienen.

1546 kam Luther, auf Begehren der Grafen von Mannsfeld, nach Eisleben, um Streitigkeiten, welche zwischen den Grafen von Mannsfeld über die Kupferbergwerke obwalteten, zu schlichten. Am 23. Januar reiste Luther von Wittenberg ab. Auf der Mannsfelder Grenze kamen ihm die Grafen mit 113 Pferden entgegen. Vor Eisleben wurde ihm im Wagen sehr schwach, doch kam er glücklich in die Herberge. Den ganzen Verlauf erzählt der Wahrheit treu ein einfaches Gedicht im Volkston:

Nun aber trugen von ohngefähr
Die Grafen von Mannsfeld großes Begehr
— Weil Zwiste sich zwischen ihnen begaben —

Herr Luthern in Eisleben zu haben;
Vielleicht wohl möcht es diesen gelingen,
Die Sachen gütlich in Ordnung zu bringen.
Denn wo er Gutes zu wirken fand,
Da war Luther stets bei der Hand.
Drum reist er, als er's erfahren hat,
Sogleich in seine Vaterstadt.
Schon unterwegs begab es sich,
Daß eine Krankheit ihn beschlich.
Doch achtet er dieses nicht eben.
Mit Doctor Jonas, der ihm gegeben
Von Halle aus das Geleit,
Gelangt' er an zu rechter Zeit.
Hier aber erholt er sich dergestalt,
Daß er froh und munter bald
Begann den Streit der Grafen zu schlichten.
Doch eh' er etwas konnte verrichten;
(Wiewohl er in seiner Vaterstadt
Zuletzt noch viermal gepredigt hat);
So fühlt er sich wieder krank und schwach,
Dergestalt, daß er einmal sprach:
„Werd' ich die Grafen vereinigt haben,
Will ich heimgehn, und mich lassen begraben,
Will ich mich legen in meinen Sarg hinein,
Und den Würmern eine Speise sein.“ —
Und matter fühlt er sich stündlich mehr;
Oft bat er seine Freunde sehr:
Sie möchten halten immerfort
An der reinen Lehr', am wahren Wort.
„Bald, Freunde, werd' ich von Euch gehen
Dorthin, wo wir uns wiedersehen;
Hier bin ich in die Welt gekommen,
Hier werd' ich von der Welt genommen.“ —
An's offne Fenster trat er hin,
Zum Himmel richt't er Blick und Sinn;
Hier betete der fromme Mann:
„Herr Gott, Herr Gott, ich ruf' Dich an,
Im Namen Deines lieben Sohnes,
Der sitzt zur Rechten Deines Thrones,
Den ich gepredigt hab' im Leben.
Du wollst Gehör meiner Bitte geben:
Erhalte doch mein Vaterland
Bei Deines Wortes rechtem Verstand!“
Da ward ihm bang', da ward er schwach;
Er zittert: in sein Schlafgemach
Und mußte sich zur Ruhe legen.
Die Grafen selber waren zugegen,
Und viele Freunde waren da

Als dies an unserm Luther geschah.
Er reichte noch zu guter Letzt
Die Hand den Freunden allen jetzt:
„Ihr Lieben, gute Nacht! Ich befehle
In Deine Hände, Herr, meine Seele!
O Freunde, betet, betet zu Gott,
Daß sein Wort nicht werde zu Spott:
Denn der Papst und sein Concilium
Sind hart wider das Evangelium.“ —
Drauf schlief er ruhig, doch nicht lang;
Beim Erwachen ward ihm wieder so bang.
Da rufte man zwei Aerzte herbei;
Doch half ihm keine Arzenei;
Mit warmen Tüchern bedeckt man ihn;
Doch nimmer wollten die Schmerzen fliehn.
Es that ihm auf der Brust so weh;
Er richtete sich in die Höh';
„Ich fahre dahin, ich sterbe gern;
Wir haben Einen Gott und Herrn,
Der hilft uns, wie er uns verspricht,
Der läßt uns auch im Grabe nicht.“
Jetzt sinkt er sanft auf's Bett zurück,
Geschlossen ist sein müder Blick.
Magister Cälius tritt heran
Und fraget auch den frommen Mann:
„Sterbt Ihr auf die Wahrheit Eurer Lehre,
Ehrwürdiger Vater, zu Christi Ehre?“
Mit lauter Stimme spricht Luther da:
— Es ist sein letztes Wort — „Ja! — Ja!“
Und stille Nacht war's ringsumher;
Die Freunde Luthers weinten sehr:
Denn matter ging sein Athem bald,
Die Wangen wurden bleich und kalt.
Und Einer bog sich auf sein Bett,
Zu sehn, ob er noch Leben hätt':
Da aber war im sel'gen Frieden
Herr Doctor Luther schon verschieden.

Den 18. Februar, Morgens zwischen zwei und drei Uhr, starb er. Schon um vier Uhr schrieb Justus Jonas an den Churfürsten von Sachsen, und bat sich wegen des Leichenbegängnisses Befehle aus. Man goß noch am 18. Februar einen zinnernen Sarg, in welchen man die Leiche legte, und brachte sie den 19. in die Hauptkirche der Stadt, in die St. Andreaskirche, in welcher er in den letzten drei Wochen verschiedene Male gepredigt, das heilige Abendmahl ausgetheilt und zwei Priester ordinirt hatte. Justus Jonas und einige Andere hielten hier Predigten über der Leiche, welche unausgesetzt

von zehn Bürgern bewacht wurde.*) Den 20. führte man dieselbe gen Wittenberg ab. Viele Grafen, Herren und Bürger begleiteten sie, und überall ward in den Dörfern, an denen der Zug vorüberkam, mit den Glocken geläutet, und das ganze evangelische Europa trauerte über den Tod des herrlichen Mannes, der als Schriftsteller, Prediger, Lehrer, Sänger, Forscher, Bürger, Gatte, Vater, Deutscher, Christ und Mensch ausgezeichnet war, und der es, wie Wenige, verstand, überall am rechten Orte, und auf die rechte Weise sowohl zu sprechen, als zu handeln. Das Todesjahr hat Justus Siberus in folgendes Distichon gebracht:

QVae genVIt rapVIt te sanCte IsLeba LVthere,
CoeLo anIMVs frVItVr, LeVCoris ossa tenet.

Das Haus, in welchem er starb, gehörte dem Doctor Drachstedt. Sonst, wenn er nach Eisleben kam, pflegte er gewöhnlich in der Canzlei am Markte zu wohnen, wo man noch lange Zeit seinen Tisch, Stuhl, Bett und andere Sachen aufbewahrte. Da aber das Volk diesen Gegenständen wunderthätige Kräfte beilegte, und viel Aberglauben damit trieb; so beging man die Thorheit, dieselben, um Mißbrauch zu verhüten, zu verbrennen. Gewiß standen doch noch andere Wege offen, diese interessanten Gegenstände vor übermäßiger Verehrung der Menschen zu bewahren.

1547 starb hier in hohem Alter Stephan Agricola, eigentlich Kastenbauer geheißen, welcher die Reformation eifrig befördert hatte. Er stammte aus Baiern, studirte in Wien und Bologna, war eine Zeit lang Beichtvater bei der Gemahlin Ferdinands I., und trat dann in Dienste bei dem Erzbischofe von Salzburg, Matthäus Lang. Als er aber hier fleißig Luther's Schriften las und, durch dieselben aufgeklärt, sogar anfing, die Mißbräuche der römischen Kirche öffentlich zu bekämpfen; so mußte er seine Freimüthigkeit mit harter Gefängnißstrafe büßen; entzog sich jedoch derselben nach drei Jahren durch die Flucht, und ward nach mancherlei Schicksalen Prediger zu Eisleben. Seine Schriften sind theils Uebersetzungen einiger lateinischen Commentare Luther's über die Propheten, theils dogmatischen und lithurgischen Inhalts. — Sein Sohn, ebenfalls Stephan, war auch Prediger im Mannsfeldischen und in Merseburg, trat aber 1560 wieder zur katholischen Kirche über.

1576 und 1577 herrschte die Pest hier; am Schrecklichsten 1577, wo im August 84, im September 85 und im Oktober 77 Personen allein im Marktviertel begraben wurden. Es starb damals auch „Martin Bruchling, ein Verächter des hochwürdigen Sakraments, bis in's fünfte Jahr, und den 27. ej. stillschweigend begraben, ohne Sang und Klang und auf den Gottesacker gelegt, an den Ort, da man pflegt die, so mit dem Schwert sind hingerichtet worden, hinzulegen.

*) Der todte Luther wurde, ehe er aus Drachstedt's Hause getragen wurde, noch zweimal von Lucas Fortennagel aus Halle gemalt.

1579 starb der erste lutherische Graf aus dem Eislebenschen Hause, Graf Johann Georg I., welcher als sächsischer Statthalter größtentheils in Dresden wohnte, wo er auch starb. Seine Grabschrift rühmt ihm nach, daß er gewesen sei

Ein rechter, ächter, frommer Mann,
Der vielen Leuten Guts gethan.
Der schlecht, gerecht, fromm und gütig,
Von Herzen freundlich, sanft und sittig,
Ganz reich an Tugend und an Ehr',
Fest hielt bei Lutherischer Lehr'.

1585, den 23. Okt. „Dienstags auf den Abend, als man das Wächter-Glöcklein geleutet, ist stillschweigend auf den Gottesacker getragen und begraben, Heinrich Lamprecht, der Wagenmeister, ein versoffener Mann, welcher nie, ohne vielfältig Vermahnen und Anhalten seiner Seelsorger, zum Tisch des Herrn sich gefunden, und mit Barbara, Georg Rehels, des Fleischers Tochter, sich geschleppt, und ob ihm schon vom Ministerio und einem ehrbaren Rath auferlegt worden, derselben Person müßig zu gehen, so hat er sie dennoch bei sich behalten, bis ein ehrbarer Rath sie bei einander gefunden, und mit Gefängniß bestraft hat. Ueber solchem Aergerniß hat ihn unser Herrgott mit Leibesschwächen angegriffen, da er unversehens und plötzlich gestorben. Und weil er Niemand aus den Seelsorgern hat zu sich fordern lassen, gegen den er sich seiner Buße und Bekehrung erklärt, haben ihn, als einen öffentlichen Verächter des Ministerii und ärgerlichen Menschen, die christlichen Ceremonieen der Begräbniß nicht können mitgetheilt werden, Andern seines Gleichen zum Abscheu." —

1601, den 12. August, entstand eine furchtbare Feuersbrunst, welche in wenigen Stunden das Schloß und 253 Häuser der Altstadt in die Asche legte. Das Schloß ist nicht wieder aufgebaut worden, und sind davon noch einige Mauern und ein Thurm vorhanden. Der ehemalige Garten dient jetzt zum Exercierplatze. Nachdem es in den Jahren 1645, 1653 und 1671 wieder bedeutend gebrannt hatte, brach am 9. August 1689 nochmals Feuer aus, und richtete furchtbare Verheerungen an. Seit dieser Zeit ist Eisleben nie wieder zu seinem frühern Glanze gelangt. Auf den Plätzen in der Stadt, wo jetzt Gärten sind, deren es in Eisleben viele, und von großem Umfange giebt, standen ehedem die schönsten Häuser und Paläste, wovon noch die großen und schönen Keller zeugen, die jetzt unter Scheunen und Gärten in großer Länge und Breite hinlaufen, z. B. in der Herrengasse, einer Gasse, die mit dem Schlosse zusammenhing, und große und kostbare Gebäude hatte. Die Viehweide muß vordem auch größer und länger gewesen sein, als jetzt, weil die Zahl der auf ihr Gebornen und Gestorbenen, nach dem ältesten Kirchenbuche der Andreaskirche, ungleich größer war, als sie jetzt ist.

Sie hat gewiß viel weiter auf die Wiesen und Gärten hinausgereicht. — Beiläufig gesagt, wohnten auf der Viehweide viele Winzer, und alten Nachrichten zufolge bestand der ganze Hutberg aus Weinbergen. —

1710 starb der letzte Graf von Mannsfeld, Eislebenscher Linie, Johann Georg III. Auf seinen Tod wurden viele Münzen geprägt, und an den Adel, die Geistlichkeit, die Beamten u. A. ausgetheilt. Unter diesen Münzen waren besonders halbe Thalerstücken mit folgenden Worten „sehr nachdenklich. Man las auf ihnen:

Agnatis Regimen, Conjugi Desiderium, Orbi Memoriam, Terrae Exuvias, Coelo Spiritum, Sibi Gloriam reliquit.

(Seinen nächsten Anverwandten hat er die Regierung, seiner Gemahlin die Sehnsucht nach ihm, der Welt sein Andenken, der Erde seinen Körper, dem Himmel seine Seele, sich selbst aber Ruhm hinterlassen).

Er liegt in der Kirche zu Mannsfeld begraben.

Die Stadt hat ihre Nahrung von gewöhnlichen städtischen Gewerben, Fabriken, den durchführenden und viel Verkehr schaffenden Straßen, vom Bergbau, den Bierbrauereien und dem Militair. Das gute und gesunde Bier, welches in früheren Zeiten in Eisleben gebraut und stark, besonders nach Halle, ausgeführt wurde, brachte der Stadt eine gute Einnahme. Es hieß „Krappel an die Wand." Sein Ruhm und sein Absatz stehen aber mit früheren Zeiten in keinem Vergleiche mehr, da man jetzt allenthalben, und zum Theil bessere Biere braut, als hier. Zu solchem Glanze, wie zu der Zeit, als noch die Regierungscollegien, Consistorien u. s. w. in Eisleben waren, wird es sich schwerlich wieder erheben. Besonders luxuriös und lebendig ging es her, als der Herr von Burgsdorf Präsident der Collegien zu Eisleben war. Er herrschte unumschränkt und nur der Name fehlte ihm zum Fürsten von Mannsfeld. Alles huldigte ihm, Alles beugte sich vor ihm, so daß selbst der Churfürst davon hörte und darüber eifersüchtig wurde. Man stellte nämlich am Geburtstage des Herrn von Burgsdorf ein Fest an, das überaus prächtig war. Alle Bergleute der Grafschaft mußten zusammen kommen und einen Aufzug machen. Man zauberte, da es Winter war, einen Garten im Freien her, Gedichte, Lobsprüche u. dgl. erschienen ohne Zahl, und Alles wurde aufgeboten, was Pracht und Glanz vermochten. Der Churfürst hörte davon, die Eisleber erhielten eine ziemlich lange Nase, und er verbat sich für die Zukunft dergleichen, „indem es schwer halten möchte, ihn selbst mit größerem Pompe zu empfangen, wenn Er einmal nach Eisleben kommen sollte." — Zur Ehre des Herrn von Burgsdorf sei hier übrigens noch gesagt, daß er sich der Armen und Verlassenen thätig annahm und auch eine Armen=

schule errichtete, welche manches arme Kind vor Verwilderung und vor dem Laster bewahrt hat. Seiner Fürsprache bei Friedrich August verdankt das Gymnasium die schöne Daktyliothek, welche mehr als 3000 Abdrücke von Phil. Dan. Lippert enthält, die in der Alterthumskunde und bei Erklärung der Alten gute Dienste leisten.

Die Bergwerke, welche bereits über sechshundert Jahre fortgeführt werden, sind noch jetzt eifrig im Gange, und man sieht in der ganzen Gegend gewaltige Halden oder Haufen von taubem Gestein, welche stumme Zeugen der reichen Ausbeute sind, welche hier gemacht wurde. Im J. 1199 sollen die beiden Bergleute Necke und Napian zuerst bei Hettstädt Erze gefunden und darauf eingeschlagen haben. Von der reichen Ausbeute, welche später gemacht wurde, erzählen alte Schriftsteller viel Wunderbares. Im 15. Jahrh. soll ein Hüttenherr eine ganze Höhle voll harter Thaler gesammelt, und ein anderer sich hundert Pferde gehalten haben. — Die Lagerstätte, worauf der Kupferbau geführt wird, ist Kupferschieferflöz, der in der ältern Flözkalkbildung sich zwischen der Elbe und dem Harz hin bis nach Thüringen streckt, ja, fast den Harz ganz umlagert, weshalb sonst auch rings um den Harz auf Kupfer gebauet ward. Das Kupferschieferflöz ist selten über zwei Fuß dick, und in dieser geringen Mächtigkeit finden sich nur Schichten von 3 — 5 Zoll Dicke, die wirklich Kupfer enthalten, und das auch nur in dem Grade, daß aus einem Centner erzhaltigen Schiefers nur vier Pfund Kupfer kommen. Die geringe Mächtigkeit des Kupferschieferflözes und die Nässe in den unterirdischen Gängen macht den Mannsfelder Kupferbau sehr beschwerlich. Zur Abführung des Wassers sind bedeutende Stollen eingetrieben, der tiefste ist der Schlüsselstollen, bei Friedeburg an der Saale angesetzt, der nach 200 — 250 Jahren eine Länge von fünf Stunden erreichen möchte, wenn der Bau nach gleichem Plane, wie jetzt, fortgesetzt wird. Trotz der vielen Stollen hat man zur Ableitung des Wassers noch Wasserkünste und Dampfmaschinen anbringen müssen.

In dem Schiefer befinden sich viele Thier- und Pflanzenabdrücke, und alte Scribenten sagen davon also: „Es ist zu merken, daß solche Schiefer gemeiniglich eingesprungene Goldflecken haben, die allerlei Bildnisse von Thieren geben, als unter den Fischen Hechte, Forellen u. s. w., unter den Vögeln Hühner und Wasservögel, auch wohl Salamander u. dgl. Die Fische sind besonders artig ausgedrückt, und die Größe derselben ist nicht weniger als die Farbe abwechselnd; einige scheinen, als ob sie mit lauter Kupfer überzogen wären, andere, als wenn sie mit Bergwachs oder ganz bunten Farben bemalet, noch andere, als wenn sie auch sogar mit gelbem Glanze, als lauterm Golde, auch Silber- und Kupferblättchen überdeckt wären. Einige Fische sind ausgestreckt, andere aber ganz krumm liegend zu sehen. Alle diese Abbildungen können ohne Gemüthsergötzlichkeit, und ohne daß man die göttliche Weisheit hierbei verehren sollte, nicht angesehen werden. — Es haben sich auch Schiefer gefunden, auf welchem Adam und Eva gestanden, wie sie vom verbotenen Baume gegessen, wie auch der Ritter St. Georg, der den Lindwurm zu Pferde erlegt.

Anno 1637 hat man einen Schiefer ausgegraben mit dem Bildnisse der heiligen Jungfrau Maria, so daß Jesuskind auf den Armen getragen. Unter allen Wunderbarkeiten ist aber das Sonderbarste ein kleiner, lebendiger Frosch, den man mitten in einem Stein gefunden hat!" — cf. Francke's Hist. der Gfschft. Mannsf. p. 104. — Der zu seiner Zeit gelehrte Physiker und Theolog M. Büttner, fügt in seiner Schrift: „Von den Zeugen und Zeichen der Sündfluth" noch hinzu: daß alle diese Mannsfeldschen Schiefer vor der Sündfluth nichts anders gewesen, als ein schwarzer Schlamm aus denen Seeen, in welchen die Gewalt der Fluthen die Fische, Krebse und andere Dinge mit Gewalt eingedrückt, solche zugleich versteinert, und nach und nach zum Erzstein gemacht hätte, nachdem sich die mineralischen Bergsäfte durch dieselben hingezogen, und sie bauwürdig gemacht. — cf. v. Rohr's Merkw. des U.-H. p. 697. —

Die gewonnenen Schiefer werden auf neun Rohhütten zu gute gemacht oder in Schwarzkupfer verwandelt. Auf der Saigerhütte zu Hettstädt sondert man durch Zusatz von Blei das Silber vom Kupfer ab. Das Blei dazu wird von Goslar bezogen. Die Brennstoffe auf den Hütten werden in abgeschwefelten Steinkohlen größtentheils von Schlesien geliefert. Holzkohlen bezieht man aus den Harzgegenden dazu. Das Mannsfelder Kupfer steht dem Russischen nach, ist aber eben so gut, als das Schwedische. In neueren Zeiten ist auf den Mannsfelder Hütten auch Kupfervitriol erzeugt worden.

Die Bearbeitung der Mannsfelder Bergwerke stand erst einem jeden Unterthanen zu, dann kamen sie an die Grafen von Mannsfeld, welche sie späterhin, weil es ihnen an Geld zum Betrieb fehlte, den Nürnberger Bürgern übergaben, die im J. 1610 der St. Andreaskirche in Eisleben zwei silberne Leuchter, 600 Thaler an Werth schenkten, und zu manchen Zeiten 1000 Bergleute sollen beschäftigt haben. Dies war vor dem dreißigjährigen Kriege. In demselben geriethen die Werke sehr in Verfall, woraus sie sich erst unter preußischer Leitung wieder erholt haben, sowohl durch aufgefundene reiche Anbrüche, als auch durch guten Absatz. Vor einigen funfzig Jahren gewann man jährlich nicht mehr als 6—8000 Ct., im 15. und 16. Jahrh. aber 18—20,000 und jetzt wieder gegen 15,000 Ct. Aus dem eigentlichen Mannsfelder Kupfer scheidet man Silber, aus dem Sangerhäuser nicht; das jährlich gewonnene Silber beträgt gegen 10—14,000 Mark. —

Die Stadt, welche gegen 8000 Einwohner zählt, und Kreisstadt des Seekreises ist, liegt an einer Anhöhe in einer fruchtbaren, aber ziemlich reizlosen Gegend. Viele Häuser tragen noch das Gepräge alter grotesker Bauart, und die Straßen sind zum Theil krumm und enge. Sie besteht aus der Alt- und Neustadt. Die Neustadt ward im Anfange des 16. Jahrh., „als das Bergwerk reichlich zunahm und von allen Orten Bergleute zuliefen, als eine Bergstadt angelegt,

bekam einen Bergmann zu ihrem Wappen,*) und ward wegen ihrer reichen Ausbeute des Bergwerks, nebst dem Kloster und der dazu gehörigen Kirche, denen heiligen Bergpatronen des damaligen Papstthums, als: St. Annen, St. Joachim, St. Joseph u. s. w., mit bischöflichem Consens gewidmet, und von D. Johann Staupitz eingeweihet." Graf Albrecht VII. von Mannsfeld, aus der Hinterort'schen Linie, ließ sich den Anbau dieser Neustadt sehr angelegen sein.

Das merkwürdigste Gebäude der Stadt ist das Haus, in welchem Luther geboren wurde. Es steht in der langen Gasse, welche eher „Luthersgasse" heißen sollte, und ist unter dem Namen „Luther's Haus" jedem Kinde bekannt. Die Verehrung, welche man gegen dieses Haus hat, war von jeher so groß, daß bei den häufigen Feuersbrünsten, welche Eisleben heimsuchten, in welchen zu verschiedenen Malen fast die ganze Stadt abbrannte, die Bürger die am Luthershause stehenden Häuser und Gebäude niederrissen, um nur dieses heilig gehaltene Haus aus den Flammen zu retten. Obgleich also das Verschontbleiben von den Flammen seinen Grund in den edlen Anstrengungen der Bürger, das theure Gebäude zu retten, hatte, so wurde es doch bald von allen Schriftstellern als unverbrennlich gehalten. Dieselben waren aber nicht wenig betroffen, als es 1689 dennoch von den Flammen ergriffen, und in den obern Theilen zerstört wurde. Herr von Rohr sagt darüber (p. 539 l. l.): „Das Haus war früher unverbrennlich. Nachdem aber der große Gott nach seiner Allwissenheit gar wohl erkannt, daß man in Zukunfft ein unnöthiges Wunderwerk hieraus machen würde, und er seine Wunder vielmehr an Lutheri Lehre, als an seinem Hause erweisen wollen, so ließ er auch zu, daß dieses Haus den 9. August 1689 nebst andern mit in die Asche gelegt ward!" —

In der furchtbaren Feuersbrunst des eben genannten Jahres, in welcher der allergrößte Theil der Stadt in Rauch aufging, konnte das Luthershaus nur in so weit gerettet werden, daß blos der obere Theil desselben abbrannte, der untere Theil dagegen, in welchem Luther geboren worden ist, erhalten wurde. Der Magistrat zu Eisleben sandte nun Männer durch ganz Deutschland, und ließ Beiträge zum Wiederaufbau sammeln. Dieselben flossen auch so reichlich, daß das Haus wieder gebaut, und eine Freischule für arme, besonders verwaiste Kinder darin aufgeführt werden konnte. Die Einweihung geschah am 31. Oktober 1693. In der Einweihungsrede wird dieses Haus eine Luther'sche Ehrensäule genannt.

Aber die Schule faßte bei Weitem nicht alle armen Kinder der Stadt. Sie hatte keinen Fond, und das Schulgeld wurde aus der Armenbüchse bezahlt, von dem Almosen, welches Fremde, die Luther's

*) Diese Figur, über einen Brunnen der Neustadt, soll, nach der Behauptung des Volks, einen der beiden oben erwähnten Bergleute vorstellen, welche die hiesigen Bergwerke entdeckten.

Haus besuchten, in dieselbe legten; doch stiftete die Schule unausgesetzt viel Gutes, und es wurden 124 Jahre hindurch viele Tausende armer, verwaister Kinder in derselben unterrichtet. In den letzten schweren Kriegsjahren erhielt sich die Schule nur durch den Edelmuth der Bürger und die Bemühungen des Senators Andreas Friedrich Zeißing.

In dem denkwürdigen Jahre 1817 nahm König Friedrich Wilhelm III., durch eine Cabinetsordre vom 27. Febr. 1817, Luther's Haus für immer in seinen Schutz, dergestalt, daß dasselbe, und zwar mit gänzlicher Beibehaltung seiner Form und innern Einrichtung, auf Kosten der Regierung, in baulichem Stande erhalten werden solle. Der milde König bedachte außerdem die Armenfreischule mit einem jährlichen festen Einkommen, und ließ hinter Luther's Hause noch ein besonderes neues Schulhaus bauen, und diese erweiterte Schule, mit welcher in neueren Zeiten ein Schullehrerseminar verbunden ist, ward am 31. Okt. 1819 feierlich eingeweiht.

Luther's Haus wurde von jeher von durchreisenden Fremden aus allen Ständen und Völkern und von Männern jeglichen Glaubensbekenntnisses fleißig besucht. Am 20. Mai 1815 besichtigte es Friedrich IV., König von Dänemark, auf der Rückreise von Wien, so wie er auch alle übrigen auf Luther bezüglichen Denkwürdigkeiten der Stadt in Augenschein nahm, schrieb sich in das Fremdenbuch, welches jedem Besucher vorgelegt wird, und machte den armen Kindern ein reichliches Geschenk.

In den letzten Kriegen war es oft nicht ohne Rührung zu bemerken, daß die Soldaten, welche oft von Eilmärschen ermüdet waren, dennoch nicht versäumten, sogleich in das Haus des großen Mannes zu eilen, und so ihre Bewunderung für denselben unzweifelhaft an den Tag zu legen.

Das Haus besteht aus zwei Stockwerken. Auswendig über der Thür ist Luther's übelgetroffenes Bildniß in Stein mit der Ueberschrift:

Gottes Wort ist Luthers Lehr.
Drum vergeht sie nimmermehr.

Im untern Geschoß ist linker Hand, wenn man zum Hause hineintritt, die erste Schulstube, in welcher die Elementarclasse ist, auf königliche Kosten jetzt erweitert. Ueber der Thür der Schulstube stehen die Worte:

„Die Stätte, wo ein großer Mann die Welt betrat, bleibt eingeweiht für jetzt und immerdar!“

Rechter Hand in der Hausflur sind in dem Fenster, das auf die Straße geht, zwei Glasgemälde, Luther und Melanchthon vorstellend, merkwürdig bloß ihres hohen Alters wegen, denn sie sind, nebst einem kleinen Gemälde auf Holz, „der unverbrannte Luther“

genannt, welches jetzt im sogenannten schönen Saale, oben, eine Treppe hoch, bei den übrigen Gemälden hängt, in dem großen Brande von 1689 mit gerettet worden.

In dem obern Stockwerke hängen, in dem erwähnten Saale, Luther's und Melanchthon's Bildnisse in Lebensgröße auf Leinwand. Auf jenem sieht man unten zu Luther's Füßen eine schwarze Kugel, und über derselben das churfürstlich sächsische Wappen. Auf Melanchthon's Bildnisse stehen die Buchstaben C. E. R., was einen hiesigen Maler Christoph Ernst Rothe bezeichnen soll. In des ehemaligen hiesigen Stadtvogts Vogler „Irmensula Lutheri oder Ehrengedächtniß des großen Luther," findet sich vor der ausführlichen Beschreibung „wie dasjenige Haus, darinnen derselbe zu Eisleben geboren worden, 1693 zu einem Almosenhause, auch Schreib- und Rechenschule eingeweiht worden, Eisleben, druckts Johann Dietzel, zum andernmal 1694" ein Luther's Haus darstellendes Folioblatt in schwarzer Kunst geschabt, mit denselben Buchstaben C. E. R. Derselbe hat auch wahrscheinlich die Bildnisse der vier ersten Churfürsten, welche im Saale hängen, gemalt. Von Cranach sind diese Bildnisse nicht, denn derselbe hat nie auf Leinwand gemalt. Von den Churfürsten von Sachsen hängen folgende Bildnisse in Lebensgröße in diesem Saale: Friedrich der Weise, Johann der Beständige und Johann Friedrich der Großmüthige, die Churfürsten Moritz und August, die vier Johann Georgen und sogar Friedrich August I., König von Polen. Sie sind sämmtlich auf Leinwand gemalt, und zum Theil mit den Buchstaben C. E. R. bezeichnet.

Hier hängt auch der unverbrannte Luther, ein zwei Fuß hohes und einen Fuß breites, auf Holz gemaltes Bildniß. Rechts ist der Heiland und links Luther's sinn- und bedeutungsvolles Petschaft, — ein rothes Herz mit einem schwarzen Kreuze in einer weißen Rose, — über dessen Bedeutung sich Luther selbst, in dem bekannten Briefe an Lazarus Spengler in Nürnberg, unterm 8. Julius 1530, ausgesprochen hat.

Der Christen Herz auf Rosen geht,
Ob's mitten unterm Kreuze steht.

Der unverbrannte Luther hat die Unterschrift:

„Anno 1483 ist D. Martinus Luther in diesem Hause geboren und zu St. Peter getauft."

Unten stehen die Worte:

Hostis eram Papae, sociorum pestus et hujus,
Vox mea cum scriptis nil nisi Christus erat.

Ein alter Eisleber Geistlicher, Pastor Schöpffer, der in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts lebte, hat diese Verse also übersetzt:

> Ich war des Papstes Feind, die Pest von seiner Rott',
> Mein Wort mit sammt der Schrift war Christus, wahrer Gott.

Ebenfalls im schönen Saale hängt in Lebensgröße, auf Leinwand, Friedrich von Kospoth, Herr zu Gossa, ehemaliger churfürstlicher Aufseher hierselbst, zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts, der sich um Luther's Haus und Schule große Verdienste erworben hat.

Außer vorgenannten Bildern und Gemälden, Luther's Schriften in 11 Bänden in Schweinsleder gebunden, und einem ovalen Tische mit blauem Tuche überzogen, worauf Luther's Schwan, sein Schreibpult, steht, war vor 1816 und 17 in Luther's Hause nichts Merkwürdiges, was sich auf ihn und die Reformation bezogen hätte, zu sehen. In dieser Zeit ward aber das Haus aus der Nähe und Ferne so reichlich ausgestattet, daß es jetzt wirklich der Mühe lohnt, die in ihm befindlichen Merkwürdigkeiten und Alterthümer in Augenschein zu nehmen.

Zuerst wurden im Jahr 1816 im Saale des obern Stocks die schönen Gemälde aufgestellt, welche bisher in den hiesigen ganz offenen Gottesackerhallen standen, und daselbst dem Muthwillen der Jugend und Wind und Wetter ausgesetzt waren. Es sind zwar eigentlich Epitaphien, aber Luther befindet sich beinahe auf allen, theils mit seiner Familie, theils mit seinen treuen Anhängern. Diese Gemälde verdienen die Beachtung jedes Kenners in einem hohen Grade, und sind auch von jeher von Durchreisenden bewundert worden.

Das erste ist ein über 10 Fuß breites und 7 Fuß hohes Gemälde auf Holz, der „Nebucadnezar" genannt. Auf diesem großen, reichen und schönen Gemälde kniet ganz unten Stoßnack, ein alter, reicher und angesehener Mann zu Eisleben, über dessen Gruft er aufgestellt war. Auf den ersten Blick erscheint Nebucadnezar auf dem Throne sitzend, von Räthen, Wachen und Gefolge umgeben. Linker Hand ist der Götze aufgestellt, den das Volk anbeten soll. Das Volk liegt vor demselben auf den Knieen und betet an. Links, am Ende des Gemäldes, ist der feurige Ofen, in welchem drei Männer sind und ein Engel, der sie vor der Glut schützt. Vor dem Könige stehen drei Männer, von denen ihn der Mittelste mit Freimüthigkeit anblickt. Zwei dabei stehende Geistliche haben sehr treffende, ausdrucksolle Gesichter. Aus einer aufgeschlagenen Rolle, lesen sie dem Könige, nicht ohne Schadenfreude, etwas vor. Merkwürdig und für den gebornen Eisleber von besonderem Interesse, ist das alte Eisleben ganz oben, wie es mit seinen Kirchen, Thürmen, öffentlichen und andern Gebäuden vor dem großen Brande, 1689, aussah, mit seinen Schachten und Göpeln, welche damals der Stadt ganz nahe

gewesen sind. Betrachtet man das Gemälde genauer, so scheint ein tieferer Sinn darin zu liegen, als man auf den ersten Blick glauben sollte. Wenn man die vielen Figuren mit den ausdrucksvollen Gesichtern genau betrachtet, so entdeckt man, daß sie sämmtlich wirkliche Personen aus dem Zeitalter der Reformation vorstellen sollen, in welchem Costum sie auch gemalt sind. Vielleicht soll das Bild Luther auf dem Reichstage zu Worms darstellen. Er selbst ist dann die mittelste Figur der drei Männer, der Daniel seiner Zeit. Nebucadnezar ist dann Carl V. Vielleicht ist das Bild in Bezug auf Luther's Worte, welche er, ehe er nach Worms ging, aussprach, gemalt: „Der lebt und herrscht noch, der die drei Männer im glühenden Ofen erhalten!"

Das Bild, an dem gewiß mehrere Jahre gearbeitet worden ist, und das jetzt, nach 300 Jahren, noch wohlerhalten ist, dessen Farben von bewundernswerther Dauer, Frische und Schönheit sind, wird von vielen Künstlern und Kunstkennern dem Albrecht Dürer zugeschrieben.

Das zweite Gemälde ist das Epitaph des Superintendenten Menzel, das im J. 1569 über seiner Gruft aufgestellt ist, 3 Fuß 8 Zoll breit und 4 Fuß 8 Zoll hoch. Im Priesterschmuck ordinirt Luther vor dem kleinen Altare der Andreaskirche, in Gegenwart vieler hiesiger Prediger und Beamten, zwei Prediger, die auf beiden Seiten des Altars knieen. Der zur rechten Hand ist Andreas Krause, der letzte, den Luther ordinirt hat. Der Superintendent Menzel, mit Gattin und Tochter, liegt nicht weit davon auf den Knieen. Alle auf diesem Bilde befindlichen Personen sind nach dem Leben gezeichnet. —

Das Bild soll von Lucas und Hanns Cranach gemalt sein, was wir aber aus mehreren Gründen widerstreiten müssen.

Das dritte Gemälde, 10 Fuß 11 Zoll breit und über 5 Fuß hoch, war über der Heidelberg'schen Gruft aufgehangen. Man sieht auf diesem Bilde die ganze Stadt Eisleben mit dem schönen Schlosse, welches 1601 abbrannte. Schon deshalb hat dieses Gemälde für die Jetztbewohner Eislebens großen Werth. In der Mitte ist die Auferweckung des Lazarus abgebildet. Es hat mit dem in der Blasiuskirche zu Nordhausen (s. diesen Art.) befindlichen schönen Gemälde von Lucas Cranach, auf dem die Erweckung des Jünglings zu Nain dargestellt ist, überraschende Aehnlichkeit.

Das vierte Gemälde, 11 Fuß 9 Zoll breit und 7 Fuß 9 Zoll hoch, ist das Bucher'sche Epitaph, eines Mannes, der ehedem eine ganze Straße zu Eisleben sein nannte, welche noch jetzt die Buchergasse heißt. Das Bild wird Holbein zugeschrieben.*)

---

*) Herr Superintendent Berger zu Eisleben, in seinem recht guten Buche: „Kurze Beschreibung der Merkwürdigkeiten, welche sich in Eisleben und in Luther's Hause auf die Reformation beziehen, Merseburg 1827." — glaubt, daß das auf diesem Gemälde befindliche Monogramm, HP dieser

Das fünfte Bild ist wunderschön gearbeitet, und die darauf befindlichen Köpfe aus der niederländischen Schule erregen die Bewunderung jedes Kenners.

Das sechste Bild, 7 Fuß 10 Zoll breit und 4 Fuß 6 Zoll hoch, ist das Epitaph des Hüttenfactors Feuerlein. Die Hauptgruppe ist die Auferweckung des Jünglings zu Nain. Unter den Leichenbegleitern befindet sich rechter Hand Luther, Bugenhagen, Cruciger, Sarcerius, einige Mannsfelder Canzler und viele Herren aus dem Rathe und der Bürgerschaft, die gewiß alle nach dem Leben gezeichnet sind. Links führen Luther's Mutter und Katharina von Bora einen andern Zug von männlichen Personen, lauter Gesichter, welche auf den anderen Gemälden auch vorkommen und also Portraits sind. Das Gemälde ist deshalb für Eisleben noch besonders bemerkenswerth, weil es eine Abbildung der Altstadt und des alten Schlosses mit seinen Umgebungen enthält.

Die übrigen sechs Bilder, so schön sie auch sind, müssen wir kurz abfertigen. Das siebente enthält die letzten Begebnisse Jesu. Der Ausdruck der Gesichter ist sprechend. Das achte stellt die Geißelung Christi vor, das neunte enthält Christum am Kreuz, das zehnte stellt Christum am Kreuze dar, wie ihn zwei Engel mit trauriger Miene betrachten: das elfte enthält das himmlische Jerusalem und die Auferstehung der Todten; das zwölfte, welches schon auseinandergefallen war und vom Herrn Superintendent Berger zusammengesetzt worden ist, stellt die Leidensgeschichte Jesu vor Augen. Die Figuren auf diesem letzten Bilde sind nicht groß, aber scharf und ausdrucksvoll gezeichnet.

Diese schätzbaren Denkmäler der Kunst und des Alterthums wurden auf Befehl der Regierung aus der alten verfallenen Gottesackerkirche in Luther's Haus gebracht. Man hat vermuthet, die Verfertiger dieser Bilder seien Eisleber gewesen, oder es habe sie ein einziger Eisleber Maler gemacht; da aber verschiedene Monogramme und Manieren zu bemerken sind, so ist wohl eher anzunehmen, daß sie von fremden Künstlern, welche damals häufiger umherzogen, als jetzt, in Eisleben gemalt wurden, denn an Ort und Stelle müssen sie gefertigt sein, da Eisleben und viele Gebäude der Stadt darauf vorkommen. Das Kirchenbuch der Marktkirche giebt an, daß sich in den Jahren, in welchen diese Gemälde verfertigt wurden, mehrere Niederländer zu Eisleben aufhielten, welche ihr Vaterland wahrscheinlich wegen Religionsbedrückungen verlassen hatten. Diese mögen sie gemalt haben. Die Glanz und Pracht liebenden Grafen von Mannsfeld zogen gewiß auch manchen Künstler von Bedeutung in ihr Land. Sowohl die steinernen Epitaphien, als auch die in Erz getriebenen Arbeiten in den hiesigen Kirchen lassen auf ausgezeichnete Künstler schließen. —

Annahme widerspreche, da Holbein gewöhnlich HB zeichne; allein die alten Künstler waren nicht so gewissenhaft. HP heißt: Holbein pinxit. —

Nahe an den Fenstern des Saales steht der schon erwähnte Schwan Luther's. Auf ihm lag sonst ein Brief an den Fürsten zu Anhalt, Wolfgang, den Luther selbst geschrieben hatte. Durch das öftere Besehen und Anfassen ist er zuletzt zerfallen, und die Stücken sind abhanden gekommen. Noch vorhanden sind:

a) Ein deutscher Brief an den Rath in Herzberg vom J. 1530 mit noch gut erkennbarem Siegel. Er enthält eine Fürbitte für eine Frau, die mit zu kurzer Elle gemessen, und deshalb hart bestraft werden sollte.
b) Zwei lateinische Briefe, aber bloß in der Abschrift, einer an Spalatin, der andere an Amsdorf.
c) Ein lateinischer Brief an Myconius vom 23. Sept. 1534, von Luther's Hand.
d) Ein Brief an Justus Jonas, ohne Jahrzahl, wahrscheinlich eine gleichzeitige Abschrift. Er handelt über M. Crause aus Walkenried. (Ist im Art. Nordhausen abgedruckt.)
e) Ein Autographum von Melanchthon vom 30. Jun. 1552. Es ist ein Empfehlungsschreiben Melanchthon's für einen gewissen Thomas Herspach aus Gotha und hat sich sehr gut erhalten.
f) Ein Brief Luther's an den Churfürsten von Brandenburg, Joachim II., in Abschrift.
g) Ein kleines Actenstück von 25 Blättern mit der Aufschrift: Literae virosum illustrium. Sie sind von Melanchthon, Cruciger, Aegidius, Hunnius, Olearius, Erasmus Sarcerius und dem mannsfeldschem Rathe D. Paul Han.
h) Ein Actenstück von 41 Blättern mit der Aufschrift: Herrn Doctor Martini Lutheri b. m. Verehelichung und desselben Beilager betreffend.
i) Vier Originalablaßbriefe aus Rom, auf Pergament, aus den Jahren 1497 — 1516.

Zu betrachten ist ferner eine Nachbildung von Luther's Verlobungsringe, wovon sich das Original in Leipzig befindet. —

Wenn man einige alte Bibelübersetzungen betrachtet, welche noch vor der lutherischen erschienen, muß man dem Erasmus Alber beistimmen, wenn er sagt: „D. Martinus ist ein rechter deutscher Cicero. Er hat uns nicht nur die wahre Religion gezeigt, sondern auch die deutsche Sprache reformiret, und ist kein Schreiber auf Erden, der es ihm gleich thun kann!" — Die älteste vorhandene Bibelübersetzung ist vom J. 1477 und zu Cöln gedruckt, eine andere ist in Nürnberg 1483 in zwei Foliobänden erschienen. Sie ist mit vergoldeten, rothen, blauen Anfangsbuchstaben und mit vielen illuminirten Holzschnitten geziert, welche, eben so wie der Druck, noch sehr frisch und lebhaft sind. — Außerdem sind noch viele andere merkwürdige und zum Theil seltene Schriften vorhanden, wir können aber davon nur erwähnen:

Lucas Cranach's Stammbuch, enthaltend die von ihm selbst in Miniatur gemalte Abbildung des den Seegen ertheilenden Heilandes und die Bildnisse der vorzüglichsten Fürsten und Gelehrten aus der Reformationsgeschichte, nebst kurzen biographischen Nachrichten von denselben, den Handschriften der vier Theologen und dem Vorladungs- und Sicherheitsbriefe Carl's V., wodurch Luther auf den Reichstag nach Worms entboten ward.

Eine Genealogie Luther's.

Von den vielen, zum Theil höchst merkwürdigen Gemälden, Kupferstichen, Büsten und andern Dingen, machen wir aufmerksam auf das Bildniß König Friedrich Wilhelm's III., von dem Könige selbst hierhergeschenkt, auf die colossalen Büsten Luther's von Weise und Schadow u. s. w.

Von den vielen Denkmünzen auf Luther nennen wir nur einige von den Reformationsfesten 1617, 1717 und 1817. Auf der von 1617 steht Luther im Priestergewande und nimmt einen Scheffel von einem brennenden Lichte hinweg, welches auf einem Tische steht, auf dem eine aufgeschlagene Bibel liegt. Die auf 1717 enthält Luther's wohlgetroffenes Bildniß mit der Umschrift: MartInVs LVtherVs TheoLogIae DoCtor. Auf das dritte Jubelfest sind mehrere Münzen da. Die eine ist vom Herrn Grafen Joseph zu Stollberg, welcher sie in Verbindung mit dem Grafen Wilhelm von Stollberg-Roßla schlagen ließ, eingesandt und sehr schön gearbeitet. Auf der einen Seite ist ein Würfel mit der Inschrift: Dem Andenken Luthers. Auf demselben die aufgeschlagene Bibel mit den Worten: II. Petri, Cap. I. V. 19. Hinter ihr liegt eine Fackel, die sich an den Sonnenstrahlen anzündet. Unter dem Würfel liest man: Am Reformations-Feste D. 31. October 1817. Die Umschrift heißt: Dem Geist hat Freiheit Er verschafft, Licht finstrer Zeit; Erstorbner Kraft. Auf der Rückseite ist das Wappen des Stollberg'schen Grafenhauses, unter welchem die Worte stehen: Stollberg am Harz, mit der Umschrift: Wilhelm und Joseph, Grafen zu Stollberg, Kön. Rochef. Wern. u. Hohenst. — Eine andere auf dieselbe Feier ließ der kaiserliche Senat in Finnland schlagen, und wurde dem Lutherhause vom Bergmeister Nils Nordenskiöld verehrt. Noch eine 1817 zu Paris geschlagene ist ein Zeugniß der französischen Toleranz.

Jedem Besucher des Lutherhauses empfehlen wir das schon oben erwähnte Buch von Berger, welches für 10 Sgr. im Lutherhause zu haben ist, und zum Besten dieser Anstalt verkauft wird.

Andere merkwürdige Gebäude der Stadt sind:

Die Andreas- oder Marktkirche, die merkwürdigste der Stadt, in der mehrere Personen aus dem gräflich mannsfeldschen Hause beerdigt liegen. Von derselben Masse, aus welcher Luther's Standbild in Wittenberg gegossen worden ist, sind hier vor dem großen Altare zwei Büsten, Luther und Melanchthon vorstellend, auf Piedestalen aufgestellt, welche König Friedrich Wilhelm III. der mannsfeldschen literarischen Gesellschaft, und diese der Andreaskirche geschenkt

hat, in welcher noch Luthers Kanzel steht. An der obern vordern Seite des Piedestals Luther's liest man die vergoldeten Worte:

Koenig Friedrich Wilhelm III. der Mannsfeldischen literarischen Gesellschaft und diese der Andreaskirche hier 1817.

Die vier Seiten des Fußgestelles, worauf Luther's Büste steht, haben folgende vergoldete Inschriften:

Die vorderste nach der Gemeine gerichtete Seite:
Gottes Wort ist nicht gebunden. 2 Tim. 2, 9.
rechter Hand: Worms, den 5. April 1521.
linker Hand: Hier geboren d. 10. Novbr. 1483.
hinten: Hier gestorben den 18. Febr. 1546.

An Melanchthon's Fußgestelle sind folgende, ebenfalls vergoldete Inschriften zu lesen:

vorn: Alles in der Liebe. Ephes. 4, 16.
rechts: Augsburg, d. 25. Jun. 1530.
links: Geboren zu Bretten d. 16. Febr. 1497.
hinten: Gestorben zu Wittenberg d. 19. April 1560.

Außerdem hängen Luther und Melanchthon in Lebensgröße, auf Leinwand gemalt, über den Predigerstühlen in der Nähe des großen Altars. Mitten in der Kirche steht, an einem Pfeiler, Luther's Kanzel, auf welcher er oft gepredigt hat. Sie ist mit einem köstlichen, obschon vor Alter etwas verblichenen, rothsammtenen Umhange bekleidet, auf welchem Kunstverständige die erhabene Stickerei aus Gold- und Silberstoff bewundern werden. Eine Gräfinn von Mannsfeld hat ihn geschenkt und von ihren Händen ist auch die Stickerei. Die Kanzel ist von Eichenholz und der Weg hinauf so steil, daß sie von schwachen, zum Schwindel geneigten Personen nicht bestiegen werden kann. Um sie möglichst zu schonen, wird jährlich nur dreimal, an den sogenannten Gedenktagen Luther's, auf ihr gepredigt, nämlich am 10. Nov., am 18. Febr. und am Montage nach Septuagesima. Die letzte Predigt wird Nachmittags zwei Uhr zum Andenken und zur Empfehlung des kleinen lutherischen Katechismus gehalten und heißt davon: „die Katechismuspredigt.“

Schöne Bildhauerarbeiten in der Kirche sind:

a) Graf Bruno II. über seiner Gruft, auf dem Paradebette, in Lebensgröße, in völliger Rüstung, auf steinernen Platten, an welchem Genien, Sinnbilder des Todes und das gräfliche Wappen in Alabaster angebracht sind.
b) Gräfin Agnes, in der Nähe des Predigerstübchens, knieend, mit einem Gewande aus Stein, dessen Falten überaus kunstvoll um den Körper herum, und bis auf die Füße herunterfließen. Ihr gegenüber
c) ihr Gemahl, Graf Busso von Mannsfeld mit abgenommenem Helme.
d) Graf Albrecht von Mannsfeld und dessen Gemahlin Magdalene knieend.

Nicht zu übersehen ist eine große messingene Tafel, ein Meisterstück der Kunst, zum Andenken an Christoph von Ebeleben, der vom Churfürsten von Sachsen, Moritz, in Geschäften hierhergesandt, 1547 an der Pest starb.

Vor dem großen Altare liegt der bekannte Joh. Spangenberg † 13. Jun. 1550, begraben.

Im Predigerstübchen hängt ein schönes Gemälde, das Brustbild von Johann Arnd, dem Verfasser des Buches vom wahren Christenthume, welcher an dieser Kirche von 1608 — 14 Prediger war.

Die Petri-Paulikirche, in welcher, oder wenigstens in einer an den Thurm der Petrikirche stoßenden Capelle, Luther am 11. Nov. 1483 von einem Meßpriester getauft wurde. Der Taufstein fand sich beim Umgraben des Gartens eines Rectors am hiesigen Gymnasio, und man ließ statt des beschädigten Randes einen neuen mit der vorigen Aufschrift machen. Es stehen oben am Rande die Worte eingehauen: Rudera Baptistarii, in quo tinctus est beatus Martinus Lutherus. Anno 1483. d. 10. Novbr. (NB. Sollte wohl heißen: d. 11. Novbr.) In der Kirche zeigt man noch ein Stück von Luther's Mantel und sein ledernes Käppchen. Beides hat er als Schüler zu Eisenach getragen.

Es sollte nun noch die Rede sein von den übrigen Kirchen und merkwürdigen Gebäuden der Stadt, von den Männern, welche zu Eisleben geboren sind, oder daselbst wirkten, und in Deutschland einen Namen haben, von Siegmeyer, König, Trinius, Burkhardt, Jani, Schneider, Höpfner, Giseke, Warmholz, Genthe u. A., aber der Raum erlaubt es nicht, und wir nehmen daher von dem freundlichen Leser herzlichen Abschied!

C. Duval.

Das Kloster Volkenrode.

Wo sind die hohen Hallen, zu Gottes Dienst geweiht,
Die prächtig hier erstanden durch hehre Frömmigkeit?
Wo die ehrwürd'gen Väter, die einstmals hier gewallt,
Und ihre frommen Lieder, die hier so oft erschallt?

Der Tempel ist gesunken als Opfer blinder Wuth,
Entmenschter gier'ger Horden, des Pöbels wilder Brut.
Des Hauses fromme Diener verließen voller Schmerz
Den einstgeliebten Wohnsitz mit halbgebrochnem Herz.

Und ob auch bald ereilte der Frevler freche Schaar
Nemesis schwere Rache, die schnell und blutig war,
So hob doch nichts mehr wieder der Abtey alten Glanz,
Er sank vielmehr allmählig, und endlich schwand er ganz.

Das Kloster Volkenrode, zwei Stunden von der ehemaligen Reichsstadt Mühlhausen, gehörte zur Zeit seiner Blüthe zu den reichsten und angesehensten Klöstern Thüringens, und hat in der Zeit seines Bestehens so manches Merkwürdige erlebt, daß eine

Beschreibung desselben in diesem Werke wohl ebenfalls ein Plätzchen finden dürfte.

Dasselbe hat, wie wir dies fast bei allen Klöstern treffen, eine für seinen Zweck sehr gut gewählte und mancherlei Bequemlichkeiten darbietende Lage am Rande einer ausgedehnten dichten Waldung, halbversteckt zwischen reichen Obstpflanzungen, die zwar nicht mehr die majestätischen Riesenstämme aus den guten alten Klosterzeiten zeigen, dafür aber eine größere Ertragsfähigkeit bieten, und dadurch hinreichenden Ersatz für die mangelnde Großartigkeit des Baumschlags gewähren.

Das Kloster wird in älteren Urkunden Volkerot, Volkoldorot, Volkolderodta, Volckelroda und erst um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts Volkeroda genannt. — Im zehnten Jahrhunderte befand sich bereits eine königliche Burg an der Stelle desselben, die der Sage nach von Heinrich dem Vogelsteller in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts gegen die Ungarn erbaut worden sein soll. — Zur Zeit des thüringischen Zehntenkriegs enthielt sie eine beträchtliche königliche Besatzung, die sehr übel in der Umgegend hauste, und dadurch den Unwillen der thüringischen Edlen in so hohem Grade gegen sich rege machte, daß diese, nachdem sich die dieser Angelegenheit halber zu Corberg gepflogenen Unterhandlungen fruchtlos zerschlagen hatten, die Burg Volkenrode im Frühlinge des Jahres 1074 belagerten. —

Als dieses geschah, befand sich eben des Kaisers Gemahlin auf der Burg Volkenrode, um daselbst ihre Niederkunft zu halten, verließ aber, als sich die Verhältnisse plötzlich so ungünstig gestalteten, durch Vermittelung des Abtes von Hersfeld, die Burg und begab sich erst auf ihren Landsitz Bertharoda in der Nähe, und dann nach Hersfeld, wo sie kurz darauf einen Sohn, Conrad, gebar, „darzu," wie die Chronik sagt, „in Mangel Anderer der Abt und die Mönche Gevatter gestanden."

Während dessen wurde die Burg Volkenrode, deren Belagerer durch verschiedene Abtheilungen, und namentlich nach Eroberung der gleichzeitig belagerten Asseburg durch die damit beschäftigt gewesenen Truppen verstärkt worden waren, hart bedrängt und endlich nach siebenmonatlicher Belagerung erstürmt und zerstört.

Nach der Zerstörung derselben und nach hergestelltem Frieden kamen die dazu gehörigen Besitzungen an Graf Ludwig II. den Springer, ohne daß die Art und Weise des Erwerbes ermittelt werden könnte. —

Sein Sohn Ludwig III. — seit 1130 Landgraf Ludwig I. von Thüringen — vertauschte dieselben im Jahre 1128 gegen die Güter Muerstidi (Möhrstedt) und Billeheben (Billeben) an die Gräfin Helinburgis von Gleichen.

Diese stiftete nach der noch vorhandenen Urkunde im Jahre 1130 in der Nähe der alten Burg ein neues Kloster, und dotirte dasselbe mit ansehnlichen Gütern, namentlich außer den Zubehörungen der Burg mit 24 Hufen Land, dem wüsten Dorfe Pöthen, Zehenden und Zinsen in Wenigen-Ehrich und Merrisleyben, so wie mit dem

Patronatrechte über die Kirchen zu Thomasbrück und Bleicherode. — Zur Besetzung des Klosters berief die Stifterin Cistertienser-Mönche aus dem Kloster Altencampen im Rheinlande, welche im Rufe ausgezeichneter Frömmigkeit standen, und daher zur Besetzung neuer Klöster vorzugsweise gewählt wurden.

Da die Mönche fortfuhren, diesen guten Ruf auch in ihrem neuen Asyle sich zu bewahren, da sie streng nach ihren Ordensregeln lebten, und wie die Sage berichtet, zur Cultivirung des Bodens selbst Hand anlegten, so konnte es nicht fehlen, daß sich das neue Kloster bald hob und wohlhabend wurde.

Reichliche Schenkungen setzten die Mönche in den Stand, den Bau desselben rasch zu fördern, so daß schon zehn Jahre nach der Stiftung, am dritten Pfingsttage 1140, das Kloster eingeweiht werden konnte, was von dem Erzbischofe Heinrich von Mainz, in Gegenwart vieler Fürsten, Grafen und Herren und unzähligen Volkes geschah.

Von nun an wuchs das Kloster zusehends an Reichthum und Ansehen, und zur Zeit seiner höchsten Blüthe besaß es siebzehn Dörfer: Körner, Ostkörner, Homberg (Hohenbergen), Wenigen-Mehler (Obermehler), Menterode, Bertharode (zerstört), Lahmenkeule (Kleinkeula), Sollstedt, Billeben, Mauls (zerstört), Poppenroda, Schwerstedt, Stadten a. H., Radolferod (zerstört), Appenheiligen (zerstört), Bellstedt (einen Theil) und Menhofen (zerstört), und in 41 anderen gehörten ihm einzelne Güter, Mühlen, Teiche, Wiesen, Weinberge und Zinsen. — Gerechtsame und Freiheiten aller Art wurden ihm nach und nach von Kaisern, Königen und Fürsten verliehen, und wie sorgfältig die Mönche über deren Erhaltung wachten, davon zeugen die zahlreichen Bestätigungs-Urkunden, die sie sich von den Mächtigen ihrer Zeit zu verschaffen wußten.

Aber wie überall, so wirkte auch hier Reichthum und Ueberfluß nachtheilig auf die klösterliche Zucht und Ordnung ein, und wenn es gegründet ist, wie sich hier und da Andeutungen davon finden, daß die Mönche um das Jahr 1439 nur mit Mühe einer strengen Revision entgingen, so dürfte dies den vielfachen Sagen von ihrem ausschweifenden Leben, wie sie unter den Bewohnern der Umgegend verbreitet sind, allerdings einige Wahrscheinlichkeit verleihen.

Die Zahl der Mönche belief sich in der Regel und mit Ausnahme des Abts, Priors, Unterpriors und Kellners auf zwölfe, 1518 waren deren sechzehn, welche sich in einer Urkunde: fratres professi Monasterii Beatae Mariae Virginis Volckelderodensis nennen.

Schon bei der Stiftung des Klosters wurde nach der darüber ausgestellten Urkunde die Bestimmung getroffen, daß die Schutzgerechtigkeit über dasselbe den Landgrafen von Thüringen und deren Nachkommen verbleiben solle, und es haben dieselben dieses Recht auch bis zur Aufhebung des Klosters behauptet.

Von den Aebten, welche nach einander dem Kloster vorstanden, sind nur noch folgende bekannt:

1) Engelbertus, wird bei der Einweihung des Klosters 1140 als erster Abt erwähnt.

2) Franco, kaufte 1188 von den Edlen Kuno und Rudolph von Körner Ländereien und Waldungen beim Kloster.

3) Alboldus alias Gangolfus. — Er war Dichter, und wurde von Landgraf Hermann I. sehr oft zu den Sänger-Wettkämpfen auf Wartburg zugezogen. — Er erwarb 1192 von den Herren von Düßdorp und Nordmannstein die Güter Ostkörner, Menterode und Barterode.

4) Raymundus 1194. Er soll im Jahre 1195 als Markgraf Albrecht zu Meißen nach einem unglücklichen Gefechte auf seinem Rückzuge in der Nähe von Volkerode von dem ihn verfolgenden Herzog Wilhelm zu Braunschweig hart bedrängt worden, den ersteren im Kloster aufgenommen, den letzteren aber in Folge seines Gebets so verblendet haben, daß dieser, obgleich er die Klosterglocken habe läuten hören, daß Kloster dennoch nicht habe finden können und wieder habe abziehen müssen. —

5) Bernardus erkaufte 1225 von einem Edlen von Hirschingerode die Mühle zu Schwerstedt.

6) Albertus kommt 1255 vor. Der Ausbruch des erbitterten Kampfes zwischen Markgraf Albrecht dem Erlauchten und der Herzogin Sophie von Brabant, veranlaßte den Abt, das Kloster mit Mauern und sonstigen Vertheidigungsmitteln zu versehen, weil in früheren Kriegen das Kloster durch Einfälle sehr mitgenommen worden war.

7) Dithmatus, wird als Abt in einer Urkunde von 1268 aufgeführt, durch welche Albert von Ebeleben dem Kloster das Dorf Billeben abtrat.

8) Friederikus erscheint in Klosterbriefen von 1292, 1293 und 1295. Er gerieth mit einem Edlen Ehrenfried von Körner in Streitigkeiten, wurde von diesem befehdet, beschwichtigte ihn aber mit 4 Mark Silber aus dem Klosterschatze.

9) Gieselherus hatte mit dem Ritter Johann von Bodenstein gleichfalls Händel, die aber 1324 auf einem Sühnetage zu Mühlhausen beigelegt wurden.

10) Henricus I. wird in Klosterbriefen von 1350 und 1361 aufgeführt.

11) Hermannus de Spangenberg 1365 — 1380. Er erwarb dem Kloster mehrere bedeutende Güter.

12) Henricus II. de Thuiia erscheint in Urkunden von 1392 und 1395.

13) Nicolaus I. kommt vor 1416 — 1424.

14) Wintherus von 1424 — 1459. Zu seiner Zeit war die Sitte und Ordnung im Kloster tief gesunken, daß 1431 demselben eine strenge Reform bevorstand, welche der Abt nur durch Vermitte-

lung der Landgräfin Anna, Gemahlin Friedrichs IV., bei welcher er „gut angeschrieben" stand, vermeiden und abwenden konnte. Eine ältere Chronik enthält von ihm Folgendes:

„Er kam einstmahlen (es war Anno 1433) wohlbezechet „von Landgraf Friedrichen zu Thomasbrücken nach Volkenrode „späten Abend's heim, schlieff auff dem heymlichen Gemache ein „und weilen das Licht einiges Papier, so allda gelegen, ergriffen, „ist in wenig Stunden die obere Hälfte der Abtey vom Feuer „verzehret worden, also, daß man den versoffenen Pfaffen knapp „herausbringen können."

15) Joannes I. in einer Kloster-Urkunde von 1468 erwähnt.

16) Heinricus III. von 1473 — 1488. Er bediente sich zuerst des Titels „Von Gottes Gnaden" und trug die Insul. Zu Anfang des Jahres 1473 wurde das Kloster mit einem Edeln von der Linde in blutige Streitigkeiten verwickelt, die sich endlich 1474 dahin erledigten, daß das Kloster seinem Gegner Schadenersatz leistete.

17) Nicolaus II. Seberus erlangte das Priorat 1498 und wurde 1510 von dem Convent zu Waldsachsen zum Abte erwählt.

18) Joannes II. Fulbertus von 1510 ab hatte heftige Streitigkeiten mit seinen Unterthanen, und starb 1524.

19) Georgius Ludolfus von seinen widerspenstigen Vasallen in Körner schlechthin „der Schwarzkopf" oder „der schwarze Görge" genannt. — Er behauptete seine Würde bis zur Säcularisation. Kurz nach seinem Amtsantritte brach der Bauernkrieg aus, welcher das Kloster Volkenrode härter als irgend ein anderes traf, und dasselbe seinem Untergange nahe brachte.

Die Veranlassung zu dieser Katastrophe war hier zwar die nämliche wie anderwärts, allein es lagen hier besondere örtliche Zwistigkeiten zwischen dem Kloster Volkenrode und dessen Unterthanen, besonders in Körner vor, die oft so heftig wurden, daß die Schutzherren des Klosters gewaltsam einschreiten mußten.

Dieses war namentlich 1519 der Fall, wo der Abt einer Frevelthat halber einige „lose Vögel" in Körner in Arrest nehmen ließ, was die unruhigen Bewohner dieses Ortes veranlaßte, das Klostergefängniß zu überfallen, und die Gefangenen zu befreien. — Der Abt führte wegen dieser Gewaltthat Klage bei Herzog Georg von Sachsen, und dieser sandte nicht allein einen Trupp „Einspännige" dem Abte zu Hülfe, sondern bestrafte auch die Gemeinde Körner mit 300 Goldgülden, während die Hauptanstifter unangefochten entkamen.

Im Frühjahre 1525 stellten sich diese wieder ein, und wiegelten die ohnehin nur scheinbar beruhigte Gemeinde so auf, daß dieselbe am Sonntage Jubilate, als der Ortspfarrer ihr ihre Pflichten als Unterthanen in das Gedächtniß zurückführen wollte, dabei aber sich vielleicht allzu starker Ausdrücke bediente, denselben von der Kanzel und selbst aus dem Flecken jagte, so daß er Schutz im Kloster suchen mußte.

Der Abt Georg, auf solche Ereignisse seit der durch die Anhänger Münzer's bewirkten Absetzung des Raths in dem benachbarten Mühlhausen schon längst gefaßt, und entschlossen zur Behauptung des Klosters das Aeußerste zu wagen, traf durch den Klostervoigt Hannß Vasolo alle Anstalten zur Vertheidigung, bewaffnete die Laien und Klosterknechte, und ließ die Dienstleute des Klosters in den noch nicht empörten Ortschaften zur Hülfe entbieten. — Aber ein böses Geschick schien über dasselbe verhängt zu sein, und sein Walten lenkte alle Anstalten, die unter andern Umständen das Kloster vielleicht gerettet haben würden, jetzt zu seinem Verderben. — Zwar leistete der größere Theil der entbotenen Dienstmannen dem Aufrufe Folge, und schien auch mit gutem Willen für die Sache des Klosters erfüllt zu sein, allein die verknöcherte Engherzigkeit und Kargheit der Klosterbeamten öffnete den wilden fanatischen Horden draußen Thür und Thor, und führte, ungeachtet der guten Vertheidigungs-Anstalten und der damals allerdings nicht zu verachtenden Befestigung des Klosters durch Thore, Mauern und Gräben, dessen Untergang herbei.

Kaum waren nämlich die aufgebotenen Dienstleute im Kloster eingetroffen, als auch ein wilder Haufen zusammengelaufenen Gesindels aus den nächsten Orten gegen das Kloster heranzog und sofort versuchte, sich ebenfalls Eingang zu erzwingen. — Einige Schüsse belehrten die Andringenden indessen von der Unmöglichkeit sich des Eingangs durch einen Handstreich zu bemächtigen, und sie zogen sich daher etwas zurück, zündeten in einiger Entfernung Lagerfeuer an, und überließen sich hier all' dem Muthwillen und Unfug, der mit solchen gesetzlosen Zusammenkünften roher Menschen unzertrennlich verbunden ist.

Während sie hier in Wein und Bier schwelgten, das sie aus geplünderten Edelsitzen und Klöstern geraubt hatten, und Brod, Fleisch und andere Lebensmittel, zu denen sie wahrscheinlich auf die nämliche wohlfeile Weise gekommen waren, in Ueberfluß besaßen, was die eingeschlossenen Vertheidiger recht gut wahrnehmen konnten, wurden die letztern von dem kargen Küchenmeister mit — Dünnbier und Frohnkäse gesättigt. — Eine solche Bewirthung konnte aber die Ergebenheit der Dienstmannen für die Sache des Klosters nicht erhöhen, und es bestätigte sich auch hier die alte Erfahrung, daß, wenn Unzufriedenheit unter der Besatzung eines Platzes entsteht, sich am ersten Einverständnisse mit dem Feinde bilden.

Noch in derselben Nacht wurden den Aufrührern die Zugänge des Klosters von innen geöffnet, und wenn auch Vahold mit wenigen Getreuen das Aeußerste wagte, das Innere des Klosters zu behaupten, so erzwangen doch die Bauern, nachdem sie das innere Vorwerk in Brand gesteckt hatten, den Eingang in das eigentliche Kloster. — Jetzt folgte eine Scene, die jeglicher Schilderung spottet. Thüren und Fenster wurden unter gräßlichem Fluchen und Toben eingeschlagen, die Hausgeräthe zertrümmert, die Bibliothek unter lautem Jubel den Flammen überantwortet und endlich die Keller erbrochen, um das gelungene Werk mit einem Saufgelage zu krönen.

Beim grausigen Scheine der thurmhoch emporschlagenden Flammen wurden die Stückfässer aus den tiefen Gewölben heraufgewälzt, und unmittelbar vor deren Oeffnungen, mitten unter Rauch und Flammen begann eine Scene der empörendsten Art. Aus den heiligen Gefäßen wurde Bier, Wein und Meth durch einander gesoffen, die aus ihren Verstecken hervorgesuchten Mönche wurden auf alle erdenkliche Weise gemißhandelt, und sogar der alte geizige Kellermeister gezwungen, einen Pokal kochenden Weines auszutrinken. (Baum. Manuscr.)

Gegen Morgen endlich versammelte sich der ganze rohe Haufen in dem geräumigen Refectorium, um über die unglücklichen Mönche Gericht zu halten. — Gebunden wurden sie in den wohlbekannten Raum geführt und hier, wo sie so oft den behaglichsten Genüssen des Lebens sich hingaben, mußten vier von ihnen ihr Todesurtheil von demselben trunkenen, viehischen Gesindel vernehmen, auf welches sie früher mit tiefer Verachtung herabzublicken gewohnt waren.

Dem Ausspruche folgte die Execution auf dem Fuße, und noch ehe die Morgenröthe des neuen Tages ihr mildes Licht auf die Schrecken dieser grauenvollen Nacht warf, wurden die Verurtheilten bei Fackelschein in den Klostergarten hinausgeführt, und dort ohne Beichte oder Vorbereitung zum Tode unter rohen Späßen an einen noch jetzt vorhandenen Nußbaum aufgeknüpft.

Dieser Gräuelthat folgte die Zerstörung der schönen Kirche mit zweien Thürmen und herrlichem Geläute, der Abtey und des eigentlichen Klosters, und erst dann, als nichts mehr zu zertrümmern oder zu verzehren übrig war, bequemte sich der Haufen zum Abzuge, um einige Wochen später bei Frankenhausen für alles dieses seinen wohlverdienten Lohn zu empfangen.

Nach wieder hergestellter Ruhe fanden sich die Mönche wieder ein, und begannen den Wiederaufbau des Klosters. — Allein dieses konnte bei der großen Erschöpfung ihrer Mittel nur langsam geschehen, und ehe sie noch im Stande waren die Abtey zu vollenden starb Herzog Georg von Sachsen, der zeitherige Schutzherr des Klosters. — Seine Länder fielen an seinen Bruder Heinrich: kaum war die Sache regulirt, so begann er auch die Säcularisation des Klosters einzuleiten, und diese erfolgte bereits im Sommer des Jahres 1540, nachdem das Kloster 410 Jahre hindurch bestanden hatte.

Der Abt nebst einigen Mönchen blieb in Volkenrode zurück, während die übrigen sich nach Reiffenstein begaben. — Später verließ auch der Abt das Kloster, und bezog den Volkenröder Klosterhof in Mühlhausen, wo er 1545 starb.

Das Kloster wurde nun in ein Amt verwandelt, und ist bis jetzt stets im Besitze des Herzogl. Sächs. Hauses geblieben, obgleich im 30jährigen Kriege mehrere Versuche gemacht wurden, dasselbe wieder in den Besitz des Cistertienser-Ordens zu bringen.

Nach einem mir vorliegenden Schreiben des „Fr. Jacobus, Abbt zu Käyßerszeym Röm.-Käyß. Mayt. Rhott" an Herzog Johann Ernst zu Sachsen-Eisenach d. d. Walkenried den 7. Februar 1630

notificirt der Erstere diesem Fürsten, daß er von seinem Orden beauftragt sei, für denselben das Kloster Volkenrode zu „recuperiren" weshalb er der gütlichen Ueberweisung sich gewärtige, entgegengesetzten Falls aber sich genöthigt sehen würde, sich desselben mit Gewalt zu bemächtigen.

Herzog Ernst Seiner Seits rescribirte an Seinen „Amtsschösser und Lieben Getrewen Michel Eckardten in Volckerode" das Kloster in guten verwehrlichen Stand setzen zu lassen, auch eine hinreichende Anzahl zuverlässiger Leute zu dessen Besetzung anzuwerben, was auch nach den Acten wirklich geschah.

Ob nun der Abt von Kaisersheim für gut befunden hat, unter solchen Umständen gegen Volkenrode etwas zu unternehmen, darüber findet sich keine Nachricht, wohl aber mehrere Andeutungen darüber, daß während jenes Krieges verschiedene Angriffe umherstreifender Partheien auf das „Ambthaus Volckenrode" wacker abgeschlagen worden sind.

Von den alten Kloster-Gebäuden sind jetzt nur noch 1) ein Theil der alten Klosterkirche welche theilweise zu Holz-Remisen benutzt wird, während der östliche Flügel zu kirchlichen Zwecken dient; 2) ein Gebäude „das Schlafhaus" früher Mönchszellen, jetzt Viehställe enthaltend; 3) das untere Geschoß der alten Abtey jetzt Wohnung eines Justiz-Beamten, und endlich 4) ein Thurm übrig, welcher noch von der alten königlichen Burg herrühren soll, ein jetzt als Keller benutztes Burgverließ enthält, und seiner ursprünglichen Bestimmung am meisten treu geblieben ist, indem er noch jetzt wie in den Klosterzeiten als Gefängniß dient.

Die im thüringischen Erbfolgekriege errichteten, und wie bemerkt im Jahre 1630 erneuerten Befestigungen sind nach und nach verschwunden, die Mauern theils ganz abgetragen und durch Pallisaden und Heckenzäune ersetzt, theils bis auf die Hälfte ihrer früheren Höhe abgenommen, auch die Wallgräben theilweise ausgefüllt und zu Gärten benutzt worden, so daß die geringen Ueberreste nur den aufmerksamen Beobachter noch anziehen und an ihre einstige Bestimmung erinnern. —

Uebrigens fehlt es auch hier, wie bei andern Schlössern und Klöstern, nicht an Sagen von verborgenen Gewölben uud Schätzen, und noch vor ungefähr 60 Jahren soll ein fremder Mönch aus fernem Lande Volkenrode besucht, mit Beihülfe einiger verschwiegener Leute in dem tiefen Keller der früheren Abtey einen großen Schatz gehoben, und nach reichlicher Belohnung der Arbeiter denselben mit sich fortgenommen haben.

Am meisten ist der Verlust des Kloster-Archivs mit seinen zahlreichen Dokumenten zu bedauern, die zwar theilweise im Bauernkriege gerettet wurden, aber später theils nach Mühlhausen, theils nach Reifenstein und endlich sogar nach Leipzig und Dresden gebracht wurden, und dadurch den Bewohnern der Gegend, für welche sie doch eigentlich das meiste Interesse darbieten, gänzlich verloren gegangen sind. —

Volkenrode ist jetzt der Sitz des gleichnamigen Amtes, und enthält außer der Kirche, den Wohnungen der Beamten im Amthause und dessen Angebäuden, dem Kammergute und einigen andern herrschaftlichen Gebäuden, nur vier Privathäuser und eine Gesammt-Einwohnerzahl von 105 Seelen.

Eine freundliche Lage am Rande einer umfänglichen Waldung, und mitten zwischen Gärten und wallenden Getreidefeldern, die herrliche Aussicht, die nach Süden hin geöffnet im Vordergrunde die bewaldeten Berge von Tonna und des Haynichwaldes zeigt, während in weiter blauer Ferne die halbverschwimmenden Umrisse des Thüringerwaldgebirges am Horizonte auftauchen, machen es, verbunden mit der noch jetzt fast klösterlichen Abgeschiedenheit von dem Treiben der Welt, zu einem höchst angenehmen Aufenthaltsorte, an welchem sich jeder wohl fühlen wird, welcher nur einigermaßen Empfänglichkeit für ein stilles, beschauliches Leben besitzt.

Storandt.

Königsee
in der obern Herrschaft des Fürstenthums Schwarzburg-Rudolstadt.

Königsee hat (nach der Zählung vom J. 1839) 322 Häuser und 2038 Einwohner. Der Name dieser Stadt wird in Urkunden und andern Denkmälern des Alterthums auf sehr verschiedene Weise geschrieben, z. B. Kunigesse (um's J. 1199), Cungesse (1287), Kunegesse (1290. 1347), Cungisse und Cunigisse (1306), Kungesse (1311), Kungisse (1316), Kongesse (1305. 1326 2c.), Konigsse (1328 ff.), Konigssze, Konygisse (1346. 1359), Konigisse (1354), Kongese (1413), Kongizze (1455), Konigissee, Konigisseh (1426), Kongessee (1519), Konigsehe (1529), Konigissehe (1590) u. s. w. Aus diesen mancherlei Schreibarten entstanden fast eben so viel Ableitungen, die aber größtentheils entweder ganz unrichtig, oder höchst unwahrscheinlich sind. Ohne zu bedenken, daß man sich ehedem im Teutschen noch an keine bestimmte Rechtschreibung band, und daß oft sogar in dem nämlichen Dokumente ein und dasselbe Wort auf zweierlei Art geschrieben wird, richtete man sich dabei besonders nach dem Unterschiede der Endsylben **e**, **ee** und **eh** oder **ehe**. — Es läßt sich aber darthun, daß alle diese Sylben auf das gemeinschaftliche Stammwort: See, das in Urkunden bisweilen auch Sehe (z. B. Weissensehe) geschrieben ist, zurückgeführt werden können, und das Königsee den Namen von einem in der Nähe befindlichen See erhalten habe. Denn nicht nur die sumpfige und wasserreiche Beschaffenheit des Bodens überhaupt und der vor einiger Zeit hier entdeckte Torf, sondern auch die große Anzahl der noch jetzt bei der Stadt vorhandenen

Teiche (man zählt deren über funfzehn) sind dieser Behauptung günstig. Auch kann man dieselbe durch einige andre Thüringische Orte, die sich auch see endigen, noch mehr bestätigen. So gaben ohne Zweifel zur Benennung von Weissensee, von Gebesee (einer Stadt im Kreise Weißensee des K. Preuß. Herzogthums Sachsen) und von Schwanensee (einem Sachsenweimarischen Dorfe, drei Stunden von Erfurt) die dabei anzutreffenden Seen Gelegenheit. — Uebrigens heißt auch ein See im Berchtesgadenschen in Baiern der Königsee. Den Namen unsers Königsee's kann man füglich davon herleiten, daß er nebst der umliegenden Gegend zu den Domainen entweder der alten Thüringischen oder Fränkischen Könige gehörte, welche letzteren sich bisweilen in Thüringen aufhielten. Man hat aber nicht nöthig, gerade zu dem Könige Siegewert seine Zuflucht zu nehmen, welcher in einem Nachen darauf herumgeschifft sein soll, um sich die Grillen zu vertreiben!!! —

Die Zeit der Erbauung von Königsee läßt sich eben so wenig, als bei den meisten übrigen Städten, genau bestimmen. Anfangs befand sich hier wahrscheinlich nur ein Königshof oder eine Hofmarke, aus dem später ein Meierhof (villa) entstand. Erst nach und nach scheint die ganze Anhöhe, auf welcher jetzt die Stadt liegt, und von der das Wasser eher abgeleitet werden konnte, als von dem niedrigern Bezirke, bebaut worden zu sein. — Diejenigen, welche die Stadt von Wittekind dem Schwarzen im J. 800 nach Chr. G. gründen lassen, verdienen keine Widerlegung.

Das hohe Alter von Königsee beweist unter andern der Umstand, daß es frühzeitig städtische Verfassung und Statuten erhielt. Schon im Jahr 257 wird Günther von Wanre civis (Guntheri comitis de Schwarzburg) in Kvnegesse, der Ort selbst 1287 civitas genannt, und 1306 eine Urkunde durch Anhängung des Stadtsiegels bestätigt, das auch später, z. B. 1328, sehr oft vorkommt, und worauf man einen völlig geharnischten Mann erblickt, der in der linken Hand ein zu seinen Füßen stehendes Wappenschild mit dem zum Streite gerichteten gekrönten Löwen, in der Rechten ein aus der Scheide gezogenes, an die rechte Schulter gelegtes Schwert hält. Auf dem Haupte trägt er einen Helm mit dem Schwarzburgischen Rechenbalken (oder vielmehr Turnierkragen), dem Pfauenbusche ꝛc., und man liest am Rande die Worte: S. Ciuitatis et Judicis in Kungesse. Im Jahr 1342 gab es daselbst vier Rathsmeister, (welche spätere Urkunden z. B. v. 1378 als die geschworenen viere bezeichnen), 1455 zwei Rathsmeister und zwei Kämmerer. Im ersten Jahre steht an ihrer Spitze der Münzmeister Bertold. Wir würden schon aus diesem Umstande vermuthen können, daß sich zu Königsee eine Münze befand, und die Stadt Geld zu prägen berechtigt war, wenn dieses nicht noch andere Gründe außer Zweifel setzten. Denn in den Jahren 1291 und 1342 geschieht in Georgenthaler Klosterbriefen der dasigen Münze (moneta) ausdrücklich Erwähnung, und 1442 beleiht Kaiser Friedrich III. die Grafen von Schwarzburg mit der Stadt Königsee und

ihren Wildbahnen, Fischwassern, Bergwerken, Gefällen, Münzen rc. Auch sind neuerlich, um's Jahr 1300, nach dem Muster der Erfurtischen, geprägte Brakteaten mit der Umschrift: KUNISSE bekannt geworden. Eine andere Gattung mit dem Namen und Bilde des heiligen Nikolaus, des Patrons der Hauptkirche, scheint ebenfalls hieher zu gehören. Endlich sind zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts folgende Groschen aus dieser Münzstätte hervorgegangen: 1) vom J. 1493. HS. G* (Günther XXXIX.), B* (Balthasar II.), H* (Heinrich XXXVI.), COMITES SWARZBVRGEN 93 Lilie, Spanisches Schild mit dem gekrönten Löwen im blauen Felde. RS. GROSSVS* NOVVS* KONIGISSEENS Lilie. Ein Lilienkreuz mit einer aus vier halben Bogen bestehenden Einfassung wie auf den meißnischen Groschen geformt. Die Umschrift besteht aus Mönchsbuchstaben. — 2) Größerer und breiterer Groschen. HS. G. B. hl COMITE — SWARZBVRG 93. Das schiefliegende Löwenschild mit dem schwarzburgischen Helme, nämlich einem gekrönten wachsenden Löwen mit einem Pfauenwedel. RS. GROSSVS MAJOR KONIGISSEEN. Ein stehender geharnischter Ritter von rechter, jedoch etwas vorwärts gewandter Seite, hält mit der Rechten das Schwert geschultert, mit der Linken aber den Schwarzburgischen Schild vor sich.

Die frühesten noch vorhandenen Statuten sind im J. 1365 abgefaßt. Zwischen denselben und den alten Ilmischen herrscht eine große Uebereinstimmung. Beide enthalten Spuren der ältesten teutschen Rechtsgewohnheiten, besonders in Rücksicht auf Bestrafung des Todschlages. Man kann füglich annehmen, daß bei ihrer Entwerfung mehreres aus ältern, bisher an beiden Orten gültigen Gesetzen wiederholt wurde. Die Urschrift der (in C. F. Walchs vermischten Beiträgen zu dem teutschen Rechte 7. Th. [Jena 1781.] S. 34 - 52. abgedruckten) Königseer Stadtgesetze besteht aus einem Pergamentbogen, woran das Gräflich Schwarzburgische Siegel hängt. Auch von den Jahren 1453, 1489, 1490, 1527, 1532, 1540, 1545, 1550, 1559, 1561, 1586, 1598, 1664 werden landesherrliche Konfirmationen der unserer Stadt verliehenen Rechte und Freiheiten angeführt. Die neuesten noch üblichen Statuten vom Jahre 1723 findet man ebenfalls in erwähntem Werke (5. Th. S. 190 — 211).

Unter allen thüringischen Städten zeichnete sich Königsee durch seinen unweisen Rath aus. In den fröhlichen Tagen der Fastnacht nämlich wählten die jungen Bürger alljährlich aus ihrer Mitte einen unweisen oder Narrenrath (senatus desipiens), der über allerlei lächerliche Possen ein förmliches Gericht hegte, und über die Verbrecher hohe Strafen, bisweilen von einigen Tonnen Goldes, verhing, aber sich mit etlichen Kannen Bier abfinden ließ. Martin Zeiller, der in dem Tractatus de X. circulis Imperii Romano-Germanici oder von den zehen des H. R. T. Reichs-Kreisen. 2. Aufl. (Ulm 1665. 8.) S. 350. Die erste Nachricht von diesem seltsamen obrigkeitlichen Kollegium ertheilt, (welche daraus in Gryphii Entwurf der geist- und weltlichen Ritterorden (Leipz. u. Breslau

1709. 8.) S. 288., in P. L. Berckenmeyers neuvermehrtem curieusen Antiquarius. (Hamburg, 1738. 12.) S. 669., in dem Korrespondenten von und für Deutschland. 1811. 111. St. S. 443., — in dem Allgem. Anzeiger der Teutschen 1825. N. 117. S. 1470 ff. ꝛc. entlehnt wird), ist zwar nicht immer zuverlässig, wer sich aber mit den sonstigen Fastnachtslustbarkeiten und dem Geiste des Mittelalters vertraut gemacht hat, möchte dieselbe keinesweges unglaublich finden. Eine Urkunde von 1354 gedenkt der „klugen Rathsmeister zu Königsee."

Ohne Zweifel ist diese Stadt wegen der Nähe des Stammhauses Schwarzburg und des Klosters Paulinzelle eine der ältesten Schwarzburgischen Besitzungen. Die Geschichte schweigt davon bis zu dem Jahre 1257. Bald hierauf (1274) fiel Schloß und Stadt Königsee dem Grafen Günther XI., Stifter der besondern Schwarzburgischen Linie, bei der Erbvertheilung mit seinen Brüdern zu. Seine und seiner Nachfolger fromme Vermächtnisse an die Klöster zu Ilm und Paulinzelle geben Veranlassung, daß es nun öfter in Dokumenten erscheint. So schenkte z. B. jener Graf im Jahre 1287 die dasige Badestube, welche von ihrem bisherigen Standorte vor der Stadt in diese selbst verlegt werden sollte, ersterem Kloster, in der Absicht, daß von den Einkünften derselben ein sogenanntes ewiges Licht bei dem Grabmale seiner Eltern in der Klosterkirche, zu ihrem immerwährenden Andenken, gehalten werden sollte. Die Errichtung solcher Badestuben war nämlich im Mittelalter sehr häufig, und vielleicht gab der durch die Kreuzfahrer mit nach Teutschland gebrachte Aussatz Gelegenheit dazu. Die damaligen Regenten sorgten deswegen, weil Unsauberkeit an der Ausbreitung dieses Uebels die vornehmste Schuld hatte, in den Städten für Badestuben, um die Menschen zur Reinlichkeit zu gewöhnen. Die Geistlichen machten in der Folge aus dem Baden eine heilige Handlung, und suchten das Volk zu überreden, daß dadurch auch zugleich die Sünden abgewaschen werden könnten. So wurden dergleichen Badestuben ein Eigenthum der Pfaffen, und erhielten den Namen Seelenbad. An einigen Orten verstand man darunter Bäder für arme Leute in einem Spital ꝛc., wozu das Geld in einem Testamente der Seele des Gebers zum Besten vermacht worden war. Gemeiniglich gesellte sich dazu auch eine Spende oder Mahlzeit.

Das Kloster Paulinzelle erhielt im Jahr 1306 von dem Grafen Günther XII. acht Mark jährlicher Zinsen zu Königsee durch Tausch. Auch ist noch eine Urkunde über ähnliche Zinsen daselbst, deren Besitz das genannte Kloster erwarb, vom Jahre 1350 vorhanden. — Der Rath zu Königsee gerieth 1523 mit dem Abte Georg zu Paulinzelle über ein, ehemals der Stadt gehöriges, nachher aber dem Kloster wiederkäuflich überlassenes Gehölz in Streitigkeiten. Nach dem Ausspruche Günthers XXXIX. mußte das Kloster auf die Waldung verzichten, die Stadt aber dafür 250 Rheinische Gülden erlegen.

Im Jahr 1407 verschrieb Günther XXXII. seiner nachherigen Gemahlin, Mechtild, einer gebornen Gräfin von Henneberg, Königsee

zum Leibgedinge (S. den Heirathsvertrag in Schultes diplomat. Geschichte des Gräflichen Hauses Henneberg. Hildburghausen 1791. 4. 2. B. Urkundenb. S. 207.) — und erneuerte 1442 der Stadt schon früher genossene Vorrechte in Hinsicht des Malzens, Brauens, Bierschenkens, Backens, Schlachtens ꝛc. Sie machte sich dagegen verbindlich, für ihn eine Schuld zu übernehmen.

Von 1273 bis ohngefähr 1413 erscheint in Paulinzellischen, Kapellendorfischen und andern Urkunden die adeliche Familie: von Königsee, zu dessen ersten Bewohnern sie wahrscheinlich gehörte, und wo sie ansehnliche Güter besaß.

Das frühe Dasein einer Parochial- oder Pfarrkirche zu Königsee bezeugt ein zu Ende des zwölften Jahrhunderts (um's J. 1199) ausgefertigter Paulinzellischer Klosterbrief, worin der dasige Pleban Günther vorkommt. Diese Kirche, welcher ausdrücklich 1313 gedacht wird, lag auf dem Markte und war dem heiligen Nikolaus gewidmet. Außerdem dienten zu gottesdienstlichen Verrichtungen noch drei Kapellen: die der Jungfrau Maria, des heiligen Kreuzes und die der heil. Dreieinigkeit in dem Hospital. Die Erbauer des letzteren, auf dem Markte, waren drei Brüder, Konrad, Apel und Heine (Heinrich) Herwig, Bürger daselbst, von denen es mit zureichenden Einkünften versehen wurde. Graf Heinrich XIV. von Schwarzburg ertheilte ihnen 1342 das Patronatrecht, und die Aufsicht darüber, die Besetzung der Pfründen ꝛc, und verkaufte ihnen 1346 funfzig Maas Korn ꝛc., welche die Mühle vor der Stadt jährlich an Zinsen entrichten mußte, für 63 Mark löthigen Silbers, zu Stiftung einer Messe in demselben.

Königsee war ohne Zweifel die letzte unter den Schwarzburgischen Städten der Oberherrschaft, die sich öffentlich zur evangelischen Religion bekannte. Zwar wurde schon bei der ersten Kirchenvisitation 1533 über den Pleban (Bartholomäus Wiser) ein ziemlich günstiges Urtheil gefällt, und der Anfang mit Abschaffung der katholischen Gebräuche gemacht, allein man kehrte bald wieder zu dem alten Glauben zurück. Endlich als sich Günther XL. im J. 1541 auf dem Reichstage zu Regensburg für die Lehre Luther's erklärt hatte, erfolgte auch die öffentliche Annahme derselben zu Königsee.

Im Jahr 1635 den 3. November beraubte ein heftiger Brand, der blos das Hospital und 10 Häuser verschonte, die Stadt abermals ihrer Kirche, welche schon in dem sächsischen Bruderkriege, 1447, zerstört worden sein soll. Der dasige Bürger, Andreas König, ließ auf seine Kosten das alte Gemäuer zur Kapelle herrichten, und widmete auch zum neuen Kirchenbau eine Summe Geldes. Bald aber sorgte der um unser Vaterland so verdiente Graf Ludwig Günther I. für einen geräumigen Tempel. — Er bestimmte dazu das alte Wüllerslebische Schloß, (vielleicht das nämliche, welches Graf Heinrich im J. 1533 von Melchior von Wüllersleben erkauft, und dem Stadtrathe zu Lehn gegeben hatte,) dessen Thurm und Mauern zum Theil noch unversehrt waren, — und unterstützte diesen Umbau mit so großer Freigebigkeit, daß er schon am 21. November

1638 vollendet werden konnte. Im nächsten Jahre erhielt diese Kirche zwei neue Glocken, wurde am 19. Sonntage nach Trinitatis 1642 eingeweihet, und ihr der Name: „Zum Lobe Gottes" gegeben. —

Der Gottesacker soll sich anfangs in der Stadt bei der Nikolauskirche, und in der Gegend des Schmidtenthores befunden haben. Im J. 1545 verlegte man ihn aus derselben vor das genannte Thor. Die jetzige Gottesackerkirche ist 1711 erbaut. —

Der Eroberung und Zerstörung der Stadt während des Sächsischen Bruderkrieges (1447) haben wir schon beiläufig gedacht. Königsee scheint vor derselben von größerem Umfange, (1401 wird die Altstadt von der eigentlichen Stadt ausdrücklich unterschieden) und in ziemlich blühendem Zustande gewesen zu sein. Denn in den Statuten von 1365 werden hier ansässige Kaufleute erwähnt. Auch war es, wie die meisten Städte im Mittelalter, befestigt. Dieß beweisen die sonstige Kemnate in der Altstadt, die Streitthürme an der Mauer, von denen man noch Reste zeigt, und der Wallgraben. Die bei dem Sturme übrig gebliebenen Bürger waren, nach Plünderung und Einäscherung ihrer Häuser, gefangen nach Freiburg (bei Naumburg) geführt worden.

Graf Heinrich von Schwarzburg ertheilte ihnen die Erlaubniß zur Rückkehr und Wiederaufbauung ihrer Wohnungen. Aber auch in der Folge wurde Königsee von mancherlei Unglücksfällen betroffen, bei denen wir jetzt noch einen Augenblick verweilen wollen. — Der oben gedachte Brand am 3. November 1635 verzehrte, die ganze Stadt bis auf wenige Häuser.

Bald hierauf, nämlich den 4. April 1644 und den 17. März 1647, und in neuern Zeiten 1717, 1741 und den 10. Aug. 1783, 1818 den 18. August, 1830 den 22. November, 1831 den 23. Januar, 1834 den 4. März, den 10. Sept. und 21. Oktober, 1835 den 13. September, 27. Oktober und 23. November (die letzten acht Brände waren durch eine und die nämliche verruchte Hand angelegt) litt sie viel durch Feuer.

Von den Drangsalen, welche Königsee während des dreißigjährigen, auch für Thüringen so verheerenden Kriegs erdulbete, finden sich Nachrichten eines Zeitgenossen, des Landrichters Michael Heubel zu Rodolstadt, dessen: „Anmerkungen einiger in den Gräflich Schwarzburg-Rudolstädtischen und anliegenden Landen von A. 1620 an sich ereigneten Begebenheiten" den Stempel der Glaubwürdigkeit tragen, da der Verfasser immer als Augenzeuge spricht. Das Interessanteste soll hier daraus entlehnt werden.

Im Jahre 1625 den 4. Junius übernachtete der Herzog Bernhard von Weimar mit einem Theile der unter seinem Befehle stehenden 400 Mann Kavallerie zu Königsee. Der Rest dieser Truppen nahm das Quartier zu Breitenbach. —

Im Jahre 1627 starben 707 Bewohner dieser Stadt an der Pest, welche schon 1580 gegen 1000 derselben hinweggerafft hatte. —

Wie groß und drückend die Lasten des Amtes Schwarzburg von 1627 bis 1638 waren, erhellt aus dem in der Heubel'schen Handschrift mitgetheilten „Verzeichnisse desjenigen, was die Unterthanen dieses Bezirks damals an Steuern entrichten und an Einquartierungen, Durchzügen, Plünderungen, Geld- und andern militärischen Erpressungen dulden mußten."

Der ganze diesem Amte dadurch zugefügte Schaden war zu 803,255 Gulden, der, welchen unsere Stadt erlitt, zu 100,000 Gulden berechnet.

Am verhängnißvollsten scheint für diese Gegend das Jahr 1640 gewesen zu sein. „Denn während des Kaiserlichen und Schwedischen Lagers bei Saalfeld stand viele Wochen hindurch Königsee Tag und Nacht offen, also daß Kaiserliche und Schweden ein- und ausgingen. Der Rittmeister Johann Rauch, von des General Banners Völkern, hat mit seinen bei sich habenden Freireitern die kaiserlichen Fouragirer und Parteien von dem Amte Schwarzburg, den Dörfern über Königsee und zum Gehren, gar gewaltig abgehalten, gestalten viele davon in das Gras beißen und ihre Pferde hinterlassen müssen. So sind mehrere Ortschaften in solcher Zeit also ruinirt worden, daß viele hundert Menschen, theils mit Weib und Kind von Haus und Hof, um sich des Hungers zu erwehren, in's bittere Elend haben gehen müssen. Die von Königsee hatten ihr Vieh den ganzer Sommer und Herbst über in die Waldungen bei Deesbach getrieben, sich selbst aber theilweis mit ihrer Fahrniß aufs Haus Schwarzburg geflüchtet, wo damals Junker Thomas von Posek, auf Aschau gesessen, befehligte." —

Noch kurz vor Endigung des Krieges, den 2. Mai 1647, wurden bei einem Ueberfalle zwei Bürger, nebst der daselbst befindlichen Schutzwache, von den Schweden erschossen, und die Stadt ganz ausgeplündert. Dasselbe traurige Schicksal erfuhr sie wieder am 21. Oktober d. J. von den Kaiserlichen, welche den ihnen am Thore begegnenden Bürgermeister Johann Bergmann erschossen, und den Pfarrer Matthias Vogt tödtlich verwundeten. Die Kirche und die ganze Stadt wurde der Plünderung Preis gegeben. —

Königsee ist der Geburtsort mehrerer berühmten Gelehrten, z. B. des Wittenberger Theologen Johann Georg Abicht, Friedrich Ludwig Langstedts, Lektors der englischen Sprache zu Göttingen, bekannt durch seinen mehrjährigen Aufenthalt in Ostindien und die darüber herausgegebenen Schriften, Johann Nikol Möckerts, der ebenfalls in Göttingen eine juristische Professur bekleidete, Friedrich Noldes, Konrektors am Gymnasium zu Weimar ꝛc. Simon Volimhaus aus Königssee war 1640 Apotheker zu Upsula. Seine Söhne hießen Jacob Graf Gyllenborg und Andreas Graf Leyonstedt. Aus dem ersten gräflichen Geschlechte entsprossen einige ausgezeichnete Männer, von denen in Gauhens Adelslexikon 2. Th. (Leipz. 1747.) S. 153 — 1532 gehandelt, aber ihres Ursprungs aus unserer Stadt nicht gedacht wird. — Im 17. und 18. Jahrhundert lebten hier mehrere Glieder der Lutherischen Familie, welche von

Dr. Martin Luther's Bruder, Jacob abstammten. (S. die zu S. 86 von Keil's „Leben Hannß Luther's," Leipzig 1752. 4., gehörige Tabelle.)

Die Gegend um Königsee besitzt einige Naturmerkwürdigkeiten. Dahin gehört 1) der Erdfall, unter der Stadt gegen Morgen. Er entstand zu Anfange des vorigen Jahrhunderts, 1714, wo sich zuerst eine ganz kleine Oeffnung zeigte. Nach und nach verbreitete er sich immer mehr und füllte sich mit Wasser. Eine 1750 vorgenommene Untersuchung ergab, daß er 73 Ellen lang, 60 Ellen breit und 57 Ellen tief war. Jetzt soll sein oberer Umfang gegen 200 Fuß, seine Tiefe über 70 Fuß betragen. Die Entstehung desselben wird dem Durchbruche einer Höhle im Gipslager zugeschrieben. —

2) Westlich oberhalb der Stadt erhebt sich eine hohe, groteske Felsenpartie, gebildet von älterem Flözkalk, die von den Bewohnern des nahe darunter freundlich gelegenen Dörfchens Garsitz (gorá der Berg, seç God, slav. „Rod am Berge") das Gebörn, oder der Schöpsberg genannt wird, welche letztere Benennung man nicht von Schöpsen ableiten wolle, sondern vom alt-slavischen Worte, tçsopa, hoch; wie die erstere, vom deutschen por (empor), was dasselbe bedeutet.

Durch eine lichte Fichtenwaldung erblickt man die steilen Felsen, in denen sich eine ansehnliche Grotte befindet, die aus zwei Abtheilungen besteht; jede ungefähr 40 Fuß lang, 20 Fuß breit, und 10 Fuß hoch. An den Seitenwänden und an den Decken hat sich der schönste Tropfstein in hellglänzenden Gestalten gebildet.

Diese Höhle ist das Querlichloch, an welches sich folgende Sagen knüpfen, die noch jetzt im Volke nicht verklungen sind.

Vor uralten Zeiten hausten in diesem Loche Querliche (Gezwerge, Gezwerglein), die große Schätze an Gold und Silber bewahrten. —

Diese Gezwerglein waren etwas mehr wie Menschen, aber auch noch keine Geister; sie hatten immer noch etwas irdisches an sich. S. Fried. Ludw. Ferd. von Dobeneck: „Des deutschen Mittelalters Volksglauben und Heroensagen, herausgegeben von Jean Paul, 1 B. (Berlin 1815. 8.) S. 116 ff. 2. B. S. 202 ff. — Teutsche Mythologie. Von Jak. Grimm. S. 251 ff.

Die Querliche waren sehr klein, nicht viel größer als eines Daumen hoch; sie trieben allerlei unheimliche Stücke in den Berghöhlen; namentlich aber gruben sie hier nach Gold und Silber, auf dem Gebörn und im Lommel (lom slav. die Grube, Schacht). Die gefundenen Schätze aber häuften sie im Querlichloche, ihrer Behausung, auf, und bewachten sie. Sie hatten die sonderbare Gewohnheit, barfuß und ohne Kopfbedeckung (im Volksdialecte „barbs un barhädy" bar, head) herumzulaufen; dabei waren sie launenhafte, sehr reizbare, doch wieder auch dienstfertige Wesen, und halfen, wenn man es mit ihnen gut meinte, dem Hausherrn und seinem

Gesinde überall; namentlich bei Fütterung des Viehes. Wer sie reizte, oder erinnerte, daß sie keine Baretlein oder Schuhe hätten, dem thaten sie manchen Schabernack an.

Einmal wohnte eine Pächterin in Garsitz, eine alte, gute, verständige Frau, die es mit den Querlichen, welche sie im Winter öfters besuchten, ganz gut meinte. Nach dem Abendessen gingen die Querliche in den Stall, und fütterten die Schafe, wodurch Knechte und Mägde aller Arbeit überhoben wurden. Die Futtervorräthe, sie mochten noch so gering sein, nahmen niemals ab; und in Mißernten konnte sie immer noch verkaufen. Deshalb wurde auch die alte Pächterin von Jahr zu Jahr reicher.

Endlich dachte die Pächterin, daß sie sich gegen diese guten Querliche dankbar bezeigen, und, weil es denselben an Schuhen und Pelzmützen gebreche, solche kaufen und ihnen schenken müsse. Gedacht, gethan; sie kaufte beides, und legte Mützen und Schuhe den kleinen Zwerglein im Stalle hin zum Geschenke.

Allein, als die Querliche diese Gaben bei der nächsten Fütterung bemerkten, so verdroß es ihnen dermaßen, daß sie von Stund' an wichen, und nicht wiederkehrten; die Pächterin aber mit ihrem Gesinde mußte nun die Schafe selbst füttern. —

Auch waren einmal die Querliche in Pennewitz (pen, Fluthwasser, Welle, witz, Dorf, Wellendorf) auf einer Hochzeit erschienen, wo es recht lustig herging. Man neckte aber diese Gezwerge, welche sich jedoch darüber erbosten. Als nun eine große Schüssel mit Brüh auf den Tisch gebracht wurde, so sprangen sie auf den Schüsselrand, tanzten darauf herum, und versalzten die Kümmelbrüh.

Die alte Pächterin von Garsitz erzählte, sie habe als Kind von ihrer Urgroßmutter Folgendes gehört:

Ein Soldat Namens Rauch habe im Lommel (dem fruchtbarsten Flurstück bei Königsee) Soldaten aus Häckerling gemacht; so wie er solchen ausgestreut, gleich wären Soldaten (oder vielmehr Querliche aus ihren unterirdischen Gängen und Löchern) hervorgekommen.

Diese Sage gründet sich jedoch auf die bei dem Jahre 1640 erzählten Vorfälle des dreißigjährigen Kriegs.

Es ging einmal auch eine Magd von Garsitz in den Wald, um Holz zu holen. Der Weg führte sie an dem Querlichloche vorbei. Als sie hinein sah, erblickte sie einen goldenen Tisch, und auf demselben viele goldene und silberne Geräthe, auch eine goldene Schüssel mit Perlen. Neben dem Tische stand ein goldener Stuhl, auf dem ein schlafender Querlich saß. Ein großer schwarzer Hund, mit feurigen Augen und aufgesperrtem Rachen, wachte dabei. Das Mädchen erschrak zwar sehr, allein sie besann sich, faßte Muth und ging hinein, nahm schnell goldene Messer und Gabeln vom Tische

und sprang eiligst davon. Wie sie nun so reich geworden war, hat sie auch bald einen schönen Mann bekommen.

Eine Gans, die sich zufällig in das Querlichloch verirrt hatte, und darin herumgelaufen war, ist drei Tage hernach auf dem Singerberg ganz vergoldet wieder herausgekommen.

In besagtes Querlichloch führte vor wenigen Jahren noch ein beschwerlicher Weg zu einem engen Eingange, der durch Epheuranken, Brombeerbüsche und anderes Gesträuch versteckt war. Jetzt ist alles gelichtet, und die Behausung der alten Querliche zu einem baierischen Lagerbierkeller eingerichtet worden.

Auch am Harz in der Grafschaft Hohnstein (bei Scharzfeld), sodann zwischen Elbingerode und dem Rübenland, findet man oben in den Felsenhöhlen an der Decke runde und andere Oeffnungen, die der gemeine Mann Zwerglöcher nennt, wo die Zwerge vor Alters, mittelst einer Leiter aus- und eingestiegen sein sollen. S. G. H. Behrens curiösen Harzwald (Nordhausen 1703. 4.) S. 37. 75. ff., welcher S. 79. solche Höhlen für Zufluchtsörter im Kriege hält, (vergl. Teutsche Sagen, herausgegeben von den Gebrüdern Grimm. 1. B. S. 390 f. N. 302.) womit auch Kasp. Sagittarius (S. Thüringische Geschichte aus dessen Handschriften gezogen. Chemnitz 1772. 8. S. 107.) übereinstimmt, wenn er sagt, „daß bei den wiederholten Einfällen der Hunnen oder Ungarn (im zehnten Jahrhundert n. Chr.) die Bewohner dieses Landes sich in Höhlen und dichte Wälder verborgen, und darin Behältnisse angelegt hätten, dergleichen, nach Spangenbergs Anzeige, unter andern — am Buffhart (Buchfahrt) bei der Ilm, zwischen Weimar und Blankenhain, gewesen sein sollen. Die Einwohner, fährt er fort, welche sich aus Furcht verkrochen, sind mit Zutritt eines alten Aberglaubens, welcher sich besondere unterirdische kleine Einwohner vorstellt, als Zwerge, gegen die vermuthlich von ansehnlicher Leibesgestalt gewesenen Hunnen betrachtet, und ihre Behältnisse Zwerglöcher genennt worden."

Auf der mitternächtlichen Seite des steilen Felsens des Gebörnes befindet sich der sogenannte Mönchsstuhl, ein in grauen Flöz geformter Sitz, der viel Aehnlichkeit mit einem Sorgstuhle hat.

3) Der Pfaffenstein oder Gallenstein, ein sehr hoher, mit Linden und Wachholdersträuchen bewachsener Felsen, ist in der Mitte getrennt, und durch diesen Zwischenraum geht ein Weg nach Dörnfeld an der Heide. Diesem Felsen, dessen Wände ohngefähr 40—50 Schritte, oder so weit, daß zwei Wagen ungehindert zugleich hindurch fahren können, von einander abstehen, fehlt nichts als eine Dachverbindung, um ein völliges Gewölbe vorzustellen.

4) Nordwärts von Königsee liegt eine Wiese mit einer ziemlichen Vertiefung, welche ihr die Gestalt eines der Länge nach durchschnittenen Eies giebt. Diese Grube heißt die Wallgrube. Dabei

befindet sich ein Teich, der sogenannte **Weihbrunnen**, worin eine gewisse Art Wasserschnecken rc. sehr häufig ist. Jährlich am Osterfeste pflegen Kinder und Erwachsene die **Wallgrube** zu besuchen, und Erstere *) daselbst mit Ostereiern zu spielen.

---

*) Eine ähnliche Gewohnheit herrscht in der 1½ Meile davon entfernten Stadt Blankenburg. Auch da versammeln sich am zweiten und dritten Osterfeiertage Kinder beiderlei Geschlechts auf dem **Walle bei dem obern Thore**, und spielen mit rothen Eiern. Oft bilden sie zwei Partheien, wovon die eine den Wall zu ersteigen, die andre aber denselben zu vertheidigen, und die Heraufsteigenden unter dem oft wiederholten Zurufe: **Die Burg ist mein und dein nicht!** abzuhalten und zurückzustoßen sucht.

L. F. Hesse.

Die Baumanns- und Bielshöhle.

Horch! beseelt vom leisen Berühren schwingt sich
Glockenton aus ragender Tuffsteinsäule;
Bebend lauscht dem Spiel der Natur des Echo
Schlummernde Stimme.

Krug von Nidda.

Wie zwei Schwestern einander ähnlich, doch jede mit ihren eigenthümlichen Reizen, liegen die beiden Höhlen, die Baumanns- und die Bielshöhle im romantischen Bodethale über dem Hüttenorte Rübeland einander schräg gegenüber, und obgleich beide schön und bewundert, sehen sie doch mit scheelem Blicke auf einander, welche von ihnen die meisten Verehrer finde, die meisten Schätze ihren im Lobe unerschöpflichen Priestern in den Seckel locke. Erwerblustige Bergleute haben sich nämlich mit den Höhlen beleihen lassen und sind für den Fremdling die Führer. Die ältere der Schwestern ist, wenn man ihr Alter von ihrer Entdeckungszeit an rechnet, die Baumannshöhle, die schon 1670 allgemein bekannt, und nach ihrem Entdecker Baumann benannt gewesen sein soll. Ihr gebührt daher auch in unserer Schilderung der Vortritt.

Ueber dem Spiegel der Bode 138 Fuß erhaben im Nebelsholze befindet sich hart an dem steilen Berghange des linken Bodeufers eine kellerartige Vertiefung von wenigem Tannengebüsch umgeben, und säße hier nicht eine dienstfertige Martha, an deren Reinigungsapparate man wahrnimmt, daß nach der dunkeln Höllenfahrt sie der Engel des Lichts sein will, der von den Schlacken der Finsterniß

reinigt, und zum frischen Leben einweihet, wahrlich, niemand möchte glauben, schon vor der berühmten, viel besuchten Baumannshöhle zu stehen, so wenig Großartiges bietet deren Eingang dar. Bevor Baumann die Höhle entdeckte, mag vielleicht dickes Gebüsch die Oeffnung überzogen haben, weshalb sie erst, als der Bergbau die Wälder lichtete aufgefunden worden ist. Die Sage berichtet den Hergang also:

Ein Bergmann Namens Baumann suchte in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts hier Erz, und befuhr deshalb auch diese Höhle. Weil er nichts fand, so war er schon auf dem Rückwege begriffen, konnte den Ausgang aber nicht wieder finden, was ihm darnach um so weniger gelang, da ihm sein Grubenlicht erlosch, ohne es wieder anzünden zu können. Unter unsäglicher Angst tappte er nun zwei Tage und zwei Nächte in der Höhle umher, bis ihn am dritten Tage ein schwacher Lichtstrahl endlich wieder den Ausgang und seinen Rettungsweg finden ließ; doch Angst und Hunger hatten schon zu sehr an seinem Leben genagt. Kaum daß er die merkwürdigen Geheimnisse der Höhle noch zu erzählen im Stande war, da schlossen sich seine Augen schon zum ewigen Todesschlaf, und der Name allein war es, den er nach des Herzogs Ludwig Rudolph von Blankenburg Wunsch, der Höhle vererbte. Da der Herzog die Höhle nun näher noch untersuchen ließ, so wurden mehrere Menschenknochen wahrscheinlich von Unglücklichen gefunden, die früherhin hier eine Zuflucht gesucht, und darnach aus gleichen Gründen dem Schooße der Höhle sich nicht wieder hatten entwinden können.*)"

Doch wir wollen die Höhle nun selbst betreten, deren Besuch wir anderthalb Stunden widmen. Schräg hinab, wie schon bemerkt, durch eine enge, dunkle Kluft führt der abschüssige Pfad zunächst an eine verschlossene Gitterthür, die, nachdem sie vom Führer geöffnet, uns erst das Recht gewährt, in den großen unterirdischen Palast der Gnomen und Berggeister einzutreten.**) Um die Höhle vor Verunreinigungen zu bewahren und jede Gefahr der Verirrung zu beseitigen, hatte der Herzog Ludwig Rudolph diesen Verschluß anbringen lassen. Hier rüstet man sich durch Umtausch der Kleider mit bergmännischem Costume und durch ein Grubenlicht zur romantischen Bergfahrt. Schwarze Marmormassen mit weißem Geäder sind die

*) Ob sie vielleicht einst der Sitz eines Vehmgerichts gewesen, wie Einige aus diesen Menschenknochen und aus dem nahen Schlosse Birkenfeld haben folgern wollen, darüber läßt sich durchaus nichts Näheres angeben. —

**) Berend's in seinem curieusen Harzwalde erzählt, daß sich ehedem viel Geister und Gespenster denjenigen, welche diese Höhle besichtigt, gezeigt und sie geplagt hätten; zu Hrn. v. Rohr's Lebzeiten wollte der Führer aber keine mehr bemerkt haben. Eben so wenig enthält sie giftige Dünste. —

düstern Mauern, die überall entgegen starren. Weil aber kalte feuchte Luft besonders an heißen Tagen, und da um so auffallender dem Wanderer entgegen strömt, ja ihm sein Licht dadurch bisweilen erlischt, so wird das schauerliche Bild einer Schattenwelt jenseits des Grabes dadurch um so lebhafter in der Phantasie hervorgerufen. Diese Feuchtigkeit mit ihren Stalaktiten oder vielmehr Stalagmiten giebt der Höhle aber auch ihren eigenthümlichen Charakter. Wie man sieht und fühlt, tropft und sickert fortwährend Wasser durch die Decke und aus den Wänden der Höhle, und erzeugt den Tropfstein, der als feste durchsichtige Masse in den mannigfaltigsten Gestalten die innern Räume überzogen, und zu den seltsamsten Phantasie-Gebilden Veranlassung gegeben hat. Man stellt sich den chemischen Proceß folgender Weise vor: „Das herabtröpfelnde Wasser entsteht aus Schnee- und Regenwasser. Weil nun aber dieses an sich schon viel Sauerstoff enthält, und mit Salpeter gesättigt bei dem Durchfließen durch die Gebirgslagen noch andere alcalische Theile von Spaat und Gyps-Erde aufgelöst und flüssig gemacht hat, so bilden bei dem Herabtröpfeln, wobei das Wasser verdunstet, die mineralischen Bestandtheile wieder feste Körper, und interessant ist es, wie bei dem Zerschlagen dieser Massen, den Bäumen ähnliche Jahrringe bemerkt werden, die den Beweis liefern, wie durch Gesellung des Gleichen zum Gleichen der Stein gewachsen ist, und nach außen seine Form verändert hat. Das Hauptstreichen der Höhle ist Occid 7⅛ St., und einen guten Grund- und Profilriß hat schon im Jahre 1788 Ilse als tüchtiger Mathematiker davon aufgenommen, woraus alle Höhenverhältnisse und das Steigen und Fallen aller Abtheilungen deutlich wahrzunehmen sind (s. Stübner's Denkwürdigkeiten des Fürstenth. Blankenburg, Tom. II. p. 354. — Gegen Erkältung gesichert schreiten wir also tiefer, und passiren alle sechs Höhlen-Abtheilungen, durch die man gewöhnlich geführt wird. Wollten wir Alles, was uns in jeder einzelnen Abtheilung von den redseligen Führern gezeigt und erklärt wird, hier wiederholen, wir würden des Raumes noch einmal so viel bedürfen; denn die ewig Neues bildende Natur und die von Speculation hier mächtig gehobene Phantasie bringen mit jedem Jahre neue Gebilde zum Vorschein. Es sind aber nicht diese einzelnen Phantasiestücke, die der Höhle ihren erhabenen Charakter leihen, sondern diese kühn gewölbten Bogen, diese zu Trägern und Pfeilern aufgegipfelten Felsmassen in Verbindung mit jenen Stalaktiten, das Alles in seiner Gesammtwirkung macht den entzückendsten Eindruck, daß man beim Eintritt in die erste Höhle vom matten Licht der Fackeln und Grubenlichter durchflossen schon ausrufen möchte:

„Gebäu vom Schöpfer aufgeführt, dich formt kein Meister nach."

Ja wahrlich, wer im Anblick dieser großartigen Natur nichts fühlt, der wird überall nur langsam oder vielleicht gar nicht fühlen. An Stalaktiten ist sie zwar ärmer, aber dennoch durch Größe und Kühnheit der Gewölbe unstreitig die schönste Abtheilung. Welch'

ein ehrwürdiges Gebäu der Allmacht Gottes, dieses 31 Fuß hohe und 336 Fuß tiefe Gewölbe, welche weiten Räume nach allen Richtungen, deren Weite und Leere der Wiederhall des gesprochenen Wortes noch genauer bezeichnet. Ist es nicht, als hätten wir die Katakomben einer entschlummerten Welt betreten? Scheint es nicht, als hätten diese Hallen vor Jahrtausenden vom Chorgesange geweiheter Priester wiedertönen müssen? aber ein allmächtiger Zauberschlag hat Alles zum ewigen Todes-Schweigen und die Sänger zu kalten Marmor-Säulen umgewandelt. Ja wahrlich, im schroffen Gegensatze zu dem lebendigen Treiben im betriebsamen Hüttenorte, und zu dem neckenden Muthwillen einer muntern Reisegesellschaft erscheint diese heilige Stille; aber noch lebhafter wird der Gedanke an verschwundenes Leben, wenn man außer den vielen Stalaktiten als Löwen, Eidechsen rc. die von Tropfstein überzogenen Knochen des Höhlenbären hier bemerkt, wie deren häufig schon vorgekommen sind und immer noch vorkommen. Vor Jahren ist der Zahn eines Elephanten auch darin gefunden. Möchte man es daher nicht eine Ironie auf Gottes große Allmacht und Güte nennen, wenn diese Räume von lustiger Tanzmusik durchrauscht werden, und bachantische Paare im wilden Tanze sie durchfliegen, wie bisweilen geschehen? Um wie Vieles erhabener und würdiger hallen in langgezogenen Tönen hier ernste Weisen, Choräle und sanfte Adagio's wieder, und wer irgend Gelegenheit dazu hat, versäume es nicht, sich diesen Hochgenuß zu verschaffen. Eben so wenig scheue er aber auch die Kosten, die eine oder die andere der Höhlenabtheilungen von Brillantfeuer oder von Lampen erleuchtet zu sehen, wobei die heiligen Schauer der Religion jedes religiöse Gemüth wie in dem Tempel Gottes am Hochaltare gewiß anfliegen werden. Diesen Genuß wenigstens kann man sich sehr leicht verschaffen; denn nicht bloß, daß schon der Führer durch Aufstellung der besuchenden Gäste nach verschiedenen Richtungen durch deren Grubenlichter die Wölbungen der ersten Höhle zeigt, auch in den spätern Abtheilungen wird auf Verlangen durch ein kleines Feuerwerk die erhabene Bogenspannung im schönsten Lichte dargestellt. Die verschiedenen Abtheilungen machen sich kenntlich theils durch hölzerne Fahrten, auf denen man aufwärts und abwärts steigt, theils aber auch durch verengte Gänge, deren man einige in gebückter Stellung nur passiren kann. Durch Aufräumung der von den Gewölben herabgefallenen Steinblöcke, und durch Ausfüllung von Tiefen ist der Besuch dieser Höhle neuerdings sehr erleichtert, und mit Bequemlichkeit können auf den ebenen Pfaden jetzt Damen selbst ohne sich zu beschmutzen, oder in die Gefahr des Ausgleitens zu gerathen, die Höhle befahren.

Wir schreiten jedoch mit unseren Grubenlichtern weiter, und befolgen des Führers Weisungen, um nicht zur Rechten oder Linken vom glatten Pfade abzuirren. Die Höhlen haben nämlich noch Seitengänge, deren Windungen man nach allen Richtungen noch nicht untersucht, noch weniger aufgeräumt hat, und daher findet man in ältern Harzbeschreibungen die kindischen Vermuthungen, als

ob diese Höhlen noch viele Meilen weit im Gebirge sich hinzögen, mancher Grosprahler wollte selbst darin gereist sein. Wenn man nun gleich eine weitere Ausdehnung nicht leugnen kann, so geht solche doch gewiß nicht über die Kalksteinformation hinaus, und eine ansehnliche Länge ist es gewiß, wenn wir sie zu 758 Fuß braunschweiger Maaß angeben können. Viele der Nebenarme sind jetzt verschüttet; würde man daher durch Erlöschen des Lichtes, oder durch Vereinzelung von dem begleitenden Führer vom gewöhnlichen Pfade sich verlieren, so würde man vielleicht nur in die Gefahr gerathen, durch Anstoßen an Felszacken mit wundem Kopf und Händen den Ausgang der Höhle wieder zu gewinnen. Einen herrlichen Effect macht ein Pistolenschuß, der vom Echo fortgetragen und verstärkt, von Wand zu Wand sich wälzt, und wie der Donner zuletzt verhallend allmählig verschwindet.

Bei den verschiedenen Windungen der Höhle dürfte es dem Besucher, wäre er nicht darauf aufmerksam gemacht, vielleicht entgangen sein, zu bemerken, wie eine Höhle, die fünfte, über der andern, der sechsten, liegt.

Ohne durch Aufzählung aller Stalaktiten ermüden zu wollen, müssen wir aber doch die bekanntesten der Reihe nach hier anführen. In der ersten Abtheilung zeigt der Führer außer dem Brunnen und Gossensteine eine betende Nonne, den Weihkessel und den Frauenrock. Der Brunnen ist ein Bassin, wie ein Herz gestaltet, anderthalb Fuß lang, einen Fuß breit, anderthalb Fuß tief, mit hellem, wohlschmeckenden Wasser, ohne Tropfsteintheile, gefüllt und unerschöpflich. Im Gossensteine unter dem Brunnen fließt das Wasser bei nasser Witterung über, außerdem ist er trocken. Die Naturspiele der zweiten Höhle sind: der Mönch, die kleine Orgel mit drei über einander stehenden Pfeifenreihen, und das kleine Schloß. Ehedem fand man in dieser Höhle viele Stalaktiten mit größern und kleinern Knochen und Zähnen, welche auf dem Marmor auflagen und mit Tropfstein daran befestigt, auch zum Theil stark davon überzogen waren. In der dritten Höhle befindet sich die große Orgel mit vier Reihen hohler Pfeifen, das Schloß, der Taufstein nebst den drei Zeugen, der Leichenstein, der Todtenkopf und die Menschenhand; in der vierten die Standarte, die Hirschfängerscheide, die klingende Säule, welche acht Fuß hoch, inwendig hohl, oben nicht angewachsen ist, und vom Anschlagen einen starken Glockenton giebt, ferner die Pauken, die Sirene, das Kälbergekröse, die Pistolenhalfter, die Altarlichte und die Pferdeohren; in der fünften der Oehlberg, welcher auf vier Säulen ruht, der Backofen, die Stadt, die Kanzel, das Positiv, die Eule und zwei kleine Thürme. In der sechsten befindet sich nichts der Art.

Hier ist das Ziel der Wanderung, von wo man den Rückweg antritt, bis man mit freierem Athem und weiterer Brust die Oberwelt wieder begrüßt, und durch ein Geldgeschenk einen freundlichen Abschiedsgruß vom treuen Führer sich noch erwirbt. Schon der

Herzog Ludwig Rudolph hatte zum Einschreiben der Fremden ein Buch hierher legen lassen, was aber verschwunden ist. Das älteste darauf folgende umfaßt die Jahre 1730 bis 1769, das die Inschriften vieler fürstlicher Personen und von Leuten aus allen Ständen und Welttheilen enthält. Auch die spätern und das jetzige enthalten viele solcher interessanten Schriftzüge, und weil der Sinn für das Schöne und Erhabene in der Natur auch auf die tiefern Stände immer mehr übergeht, und das Reisen durch Dampf so viele Erleichterungen bekommen hat, so wächst auch hier die Zahl der Besucher von Jahr zu Jahre. —

Doch auch der jüngern Schwester

der Bielshöhle

sei unser Besuch nun gewidmet. Zehn Minuten von der Baumannshöhle entfernt, liegt sie auf dem mittäglichen Ufer der Bode, über deren Spiegel 130 Fuß hoch sich der Eingang auf einem Vorsprunge einer senkrecht herabfallenden Felswand befindet. Der Berg, dessen Bauch die Höhle umschließt, erhebt sich aber noch 200 Fuß über dem Eingange und sein Felsenhaupt heißt der Bielstein, wovon die Höhle ihren Namen bekommen hat. Auch hier ist der Eingang zu größerer Sicherheit mit einer Thür verschlossen, doch ladet noch vor derselben ein dem Felsen abgerungenes Plätzchen zu einiger Ruhe, und der weite Ueberblick über die darunter und daneben wild brausende Bode wird gewiß Niemanden diese Ruhe verleiden. Weil nun der Eingang durch sechs Fuß Höhe schon geräumiger ist, und sich nur wenig abwärts neigt, so bietet er Anfangs größere Annehmlichkeiten als der der Schwesterhöhle dar. So wandert man auf sich schlängelndem Pfade gegen 170 Fuß in den Berg hinein, und weil hier noch von keinen Naturspielen eine Spur angetroffen wird, vielmehr die Seitenwände und die Decke des Gewölbes mit sogenanntem Bergmehl dick überzogen sind, so möchte man fast auf die Vermuthung kommen, als hätten Menschenhände, Baalspriester, den Eingang zu diesen unterirdischen Räumen erst durchgebrochen. Zu ihrer Entdeckung gab ein Waldbrand Veranlassung. Nachdem nämlich 1672 im Juli die Holzung dieses Berges sich entzündet hatte, und die Brandstätte darauf besichtigt wurde, fand man eine Oeffnung im Berge, die man wegen der nahen Baumannshöhle auch sogleich für den Eingang zu einer geräumigen Höhle erkannte. Eine Untersuchung und Befahrung vom damaligen Forstmeister und Bergmeister mit anderen Personen bestätigte bald diese Vermuthung, und in dem über diese Befahrung erstatteten Berichte heißt es, daß diese Höhle über 100 Klafter lang sei, viele Weitungen von fünf Lachter Höhe nebst einem schönen Brunnen habe, und daß sie der Baumannshöhle vorzuziehen sei.

Die Höhle wurde nun auch mit einer Thür verschlossen; weil sie aber nicht ohne Gefahr zu besuchen war, so wurde sie wenig befahren, und das Mehlloch, mit welchem Namen sie wegen des schon erwähnten Bergmehles belegt ward, fand lange Zeit hindurch wenig fast gar keine Beachtung. Da faßte 1788 der Steiger Valentin Becker zu Rübeland den glücklichen Gedanken, es koste was es wolle, die Höhle fahrbar zu machen, und er legte Hand an das Werk. Da wurden nun Felsen gesprengt und weggeräumt, Vertiefungen ausgefüllt und Fahrten angelegt, bis er es endlich dahin gebracht hatte, daß die Höhle ohne Gefahr besucht werden konnte. Nun ließ er sich gleichfalls mit der Höhle beleihen. Wie das Buch, das er anschaffte, noch beweist, betraten im Jahre 1788 und 1789 solche schon viele Fremde, und das Mehlloch hieß von jetzt an die Becker-Bielshöhle, welchen Namen sie noch führt. Noch immer ist die Familie im Besitze der Höhle, und noch jetzt ist der redliche Müller, ein Verwandter des seel. Becker, mit stetem Fleiße darauf bedacht, die Befahrung nach Kräften zu erleichtern und angenehm zu machen. Wollte man daher jetzt noch Reisende durch Schilderung von Gefahren, in die sie durch den Besuch der Höhle gerathen könnten, vom Befahren abhalten, so würde man eben so unwahr reden als mit partheilicher Vorliebe für die Schwesterhöhle vielleicht dem braven Müller Unrecht thun. Auch von dieser Höhle hat der schon erwähnte jüngere Ilse 1789 einen guten Grund- und Profilriß abgezogen. Doch nach dieser geschichtlichen Einleitung wollen wir nun in die Höhle selbst treten, die auch wieder viele Abtheilungen oder Kammern enthält. Man zählt deren funfzehn, außer den vielen noch nicht befahrenen engen Nebenhöhlen. Auch hier darf der geneigte Leser wieder keine ausführliche Schilderung aller Naturspiele erwarten. Weil aber der Tropfstein auch die Felsenmassen dieser Höhle mit einem gleichsam erstorbenen Leben überkleidet hat, so sei nur bemerkt, daß die Bielshöhle noch viel reicher als die Baumannshöhle an diesen Naturspielen ist, und wir wollen die anziehendsten daher hier genauer betrachten. Das Generalstreichen der Höhle ist Occid 6⅜ Stunden, und der tiefste Punkt liegt in der fünften Abtheilung. War die erste Abtheilung der Eingang, so befinden wir uns jetzt in der zweiten Abtheilung, und wir wollen, um der Phantasie zu Hülfe zu kommen, ein Mal einer Schilderung uns bedienen, die Herr Müller gedruckt jedem Reisenden selbst zu geben pflegt.

„Feierliche Todtenstille, die schwarze Nacht des Grabes herrscht um uns her, das leiseste Athmen wird hörbar; fallende Wassertropfen täuschen und schrecken unsere Phantasie; unsere Stimmen hallen hohl und grausend wieder, wie das Geheul des Uhus zur Stunde der Mitternacht; wohin wir das Auge wenden, erblicken wir ein Chaos von Zerrbildern, von Schreckgestalten, von aufgethürmten, durch Laune, durch Zufall gemischten Massen, bald dunkel, bald heller an Farbe, unberechnet auf Haltung und Zusammenhang des Ganzen mit den Theilen, der Theile mit dem Ganzen. Wir sehen tausend uns unbekannte Gegenstände auf einmal, und sehen im Grunde nichts

Bestimmtes. Wir glauben alle etwas Anderes zu sehen. Dieß 30 Fuß hohe und weite Gewölbe hat uns durch seinen rauhen und wilden Charakter so sehr überrascht, daß wir nicht wissen, was wir aus den Wunderdingen, die der Zufall aus Tropfstein bildete, machen sollen. Herr Müller kommt uns zu Hülfe. Glück auf, meine Herren! ruft er uns zu, sehen Sie her, wie natürlich dieser Thron mit seinen Umhängen, Decken, Falten ꝛc. Sehen Sie hier diese ewig spinnende Jungfrau mit fliegenden Haaren, sie ist bei ihrem Tode verdammt worden, bis zum allgemeinen Weltgerichte hier stumm und taub und doch mit offenen Augen, Bergmehl zu spinnen; denn sie betrog einen guten Jüngling um die Ruhe seines Lebens. Sie bereuet ihre Untreue und vergießt häufige Thränen, die Sie durch jenen Gossenstein ablaufen sehen. Ihr Anblick macht uns traurig. Lassen Sie uns daher in die dritte Höhle eilen. — Wir kommen in ein großes, wildes Gewölbe, voller Wunder der ewig schaffenden und ewig zerstörenden Natur. Große und kleine Kalk- und Marmorblöcke, die sich vor Jahrtausenden von der Decke losrissen, liegen zu unsern Füßen und sind zum Theil mit Tropfstein überzogen. Diese Grotte sagt Herr Müller, muß einst die Wohnung einer fürchterlichen Zauberin gewesen sein. Sie zerfleischte dort den Mann, dessen Eingeweide Sie aus dem Bauche hängen sehen; sie verwandelte ihre Diener in jene Gruppe großer muskulöser Gestalten und ihre Kammermädchen schrumpften in jene krause Figürchen zusammen, damit sich die einen über die andern ärgern sollten. Statt des Scepters führte sie jene Bärenklaue, mit der sie Alles packte, was sich ihr näherte. —

Lassen Sie uns hinab in die vierte Höhle eilen. Sie ist mit feinen Schnuren und Strahlen von Tropfstein überzogen und herrlich geschmückt. Sie muß die Wohnung einer Wassernymphe gewesen sein, sie hat dort jenen Fisch zum Wahrzeichen zurückgelassen. — Fortschreitend kommen wir zur fünften Höhle, die zwei Kammern hat. In der zur Rechten erblicken wir in Lebensgröße die betende Nonne. Ihr Angesicht ist verschleiert, damit es nicht durch unsern profanen Blick entheiligt werde. Sie hat vor einer an 30 Fuß hohen Schlucht Posto gefaßt, in welcher der Tropfstein gleichsam wie ein zu Eis gewordenes Wasser herabgeflossen zu sein scheint. Wegen seiner krausen Körner heißt diese Stelle der Berg, welcher dem Roggenstein ähnlich ist. — Nun haben wir eine elf Sprossen hohe Fahrt hinauf zu steigen, wo wir in einem kleinen Gewölbe uns bei der Urne unserer Sterblichkeit erinnern wollen. Fahren wir noch elf Stufen höher, so ladet uns ein sechs Fuß langes, drei Fuß breites und vier Fuß tiefes Wasserbassin zu einem frischen, wohlschmeckenden Trunke, oder wohl selbst zum Bade. Bei trockener Witterung im Sommer nimmt jedoch der Wasservorrath sehr ab, obgleich darüber der herrlichste Wasserfall und die schönsten Tropfsteinzacken steten Zufluß zu geben scheinen. Wir müssen nun beide Fahrten zurück, und gelangen wie durch einen Zauberschlag nach den Schweizer Alpen; denn jener hoch herabhangende Guß von

Tropfstein sieht einem Gletscher täuschend ähnlich, und aus demselben ragen zwei isolirte Felsen-Obelisken das Schreckhorn und die Jungfrau. Haben Sie noch Lust in diesem Nebengemache mit mir das Roß zu besteigen, von welchem herunter wir zwei fürchterliche Abgründe und Röhren erblicken werden, so werde ich Ihnen mit Vergnügen den Steigbügel halten. — Wir eilen zur sechsten Höhle. Sie ist die geradeste, längste, ebenste, höchste, breiteste und vielleicht auch die schönste unter allen, denn 40 Fuß Länge, 30 Fuß Breite und 38 Fuß Höhe umschließen keinen geringen Raum. Sie streicht von Morgen gegen Abend, und macht den tiefsten Punct aus, der befahren werden kann. In einer breiten Kluft befindet sich ein sehr tiefes Wasserbecken, dessen Spiegel sich nach dem Steigen und Fallen der Bode richtet. Diese Windung der Höhle soll sich nahe bis zu meiner Wohnung hinziehen, und einige Male habe ich von hier aus schon deutlich den Eisgang auf der Bode vernommen. (Hier besteigt Müller auch eine Kanzel und declamirt in seiner Manier ein Gedicht.)"

„Jetzt gilt es eine 20 Sprossen haltende Fahrt hinauf zu steigen, um eine 20 Fuß hohe Orgel zu betrachten. Eine Grubenlampe aber in jenes Loch hineingestellt, werden Sie das ewige Licht der katholischen Kirche erblicken, das mit Eiszacken garnirt ist. Siebzehn Sprossen von der Kanzel noch höher hinauf, gelangen wir in die siebente Höhle, die sich über und neben der vierten, fünften und sechsten Abtheilung hinzieht, und in welcher ein Postament und ein Wasserfall mit einem kleinen Bassin die einzigen Verzierungen sind. — Jetzt müssen wir auf zwei Fahrten wieder siebzehn Sprossen hinab, und wir betreten die achte Höhle mit der illuminirten klingenden Orgel. Ich muß zu ihr hinauf steigen, die Lampe hinter diese Tropfenzacken halten und das Licht durch sie fallen lassen. Ich bedaure daß die Orgel verstimmt, und der Bälgetreter nicht anwesend ist. Damit Sie indessen doch den reinen Ton der Pfeifen kennen lernen, so will ich vier mit meinem Hammer intoniren. (Man hört herrlichen Klang.) — Die neunte Höhle zeigt uns das wellenschlagende Meer. Es ist eines der künstlichsten und bewunderungswürdigsten Producte des Stalactitenwassers. Das Wasser ist bald in größerer bald in geringerer Menge vorhanden. — Die zehnte Höhle wird von diesem Meere bloß durch einen niedrigen Durchgang abgesondert. Sie enthält die oberen und größern Wellen des wellenschlagenden Meeres, und in der Felsenwand einen Grützkasten. Er ist täuschend mit Grütze und Perlgraupen angefüllt. Diese Nebenröhre führt zu jenem Brunnen, der wie eine Tasche an dem Felsen hängt. Sein Wasservorrath, ein Spiegel von ohngefähr einem Quadratfuß bleibt sich zu allen Zeiten gleich. Belieben Sie zu schöpfen. Nicht wahr, sein Wasser ist vortrefflich? und meine 24 Fuß lange Stange erreicht die Sohle des Brunnens nicht, und vergebens habe ich versucht, einige hineingefallene Tassen wieder heraus zu ziehen. Bemerken Sie hier auch noch die künstliche Muschel mit offenem Schlauch, welche einen

hellen Ton von sich giebt, wenn man an sie anschlägt, in jenem Loche dort oben aber ist mein Reliquienkästchen.

Zu der elften Höhle führen uns einige in den abhängenden Tropfstein eingehauene Stufen zu den beiden abgebrochenen Thürmen aus den Zeiten der Gothen. Jene Figur in jener Röhre nenne ich in der Waidmannssprache das Geräusch, und jenes Gußwerk von Tropfstein mit durchbrochenen Zacken, die nicht tönen, die dumpfe Orgel, und in jener Röhre fand ich vor mehreren Jahren das mit Tropfstein angeflogene, vollkommen gut erhaltene Gerippe eines kleinen Thierchens, vielleicht eines Kaninchens.

Nun steigen wir über zehn Sprossen zur zwölften Höhle hinauf, die wieder die seltsamsten Dinge in sich schließt. Dieser glasurte Berg ist eine alte gothische Burg mit Thürmen und eingestürzten Mauern und Wällen; mit dieser klingenden Muschel gab der Thurmwächter das Zeichen, wenn sich der Feind näherte. Von dieser Kanzel auf einer frei stehenden, klingenden, fünf Fuß hohen Säule trug der Burgpfaffe Glaubenslehren vor, die er selbst bezweifelte, und Moral, die er selbst nicht beobachtete. Dieser Baum mit seinen Wurzeln ohne Zweige und Blätter verdorrte, als der Burgherr einen Hungrigen ohne Gabe, mit den Hunden weghetzen ließ — Wenige Schritte führen zur dreizehnten Höhle, einem flachen niedrigen Gewölbe, dessen Fußboden mit Spath-Quarz-Granitkörnern und Schiefersplittern gleich dem Bette der Bode bedeckt ist. Diese Höhle hat weiter nichts Merkwürdiges als einige zwei Fuß hohe Tropfsteinzacken, die auf einem Altan stehen, und zwei kleinen verhüllten Männerchen gleichen. Ich pflege die Gruppe wohl den Judentempel zu nennen. — Merkwürdiger ist dafür wieder die vierzehnte Höhle. Hier sehen wir ein Juri als Basrelief ferner den kleinen babylonischen Thurm, unter dessen Mauern ich Sie mit diesen hier gewachsenen Weintrauben und Pomeranzen zu erfrischen gedenke, und wobei Sie zugleich durch diese sehr hell und stark klingende, freistehende Tropfsteinsäule eine Tafelmusik ergötzen soll. Hüten Sie sich aber, diesem schauerlichen Abgrunde zu nahe zu kommen, damit, wenn sie jetzt alle unterirdischen Herrlichkeiten besehen, und auf dem Rückwege auch die funfzehnte Höhle oder den Querschlag neben der ersten Höhle noch betreten wollen, nicht das Unglück haben, von ihm verschlungen zu werden, wie der Fisch, den jener Fischreiher in dieser der letzten Höhle im Schnabel hält." Glück auf! und Herr Müller scheidet.

So hätten wir in einer Tiefe von 106 Fuß und bei 1007 Fuß Braunschweiger Maaß Länge die ganze Höhle nun durchwandert, und 6—700 Gäste vollenden jährlich mit uns diese Wanderung. Jetzt wollen wir auch noch einen Blick nach der Außenwelt werfen. Wir erwähnten schon oben den Bielstein. Da es der Bielsteine mehrere giebt, und an ihnen dem Gott Beel oder Baal von den heidnischen Deutschen geopfert ward, so ist der Sage nach auch hier auf dieser Felsenkuppe ein solches Standbild aufgerichtet gewesen.

Weitere Spuren als altes Mauerwerk, vielleicht vom Altare des Götzen hat man jedoch nicht davon angetroffen. Vor mehreren Jahren hat man aber zu verschiedenen Malen, in kleinen Summen, altes Geld (Brakteaten, Solidi und Grossi) in der Nähe ausgegraben. Weil nun im Thale höher hinauf auch der Schreckensfelsen liegt, so mögte dieser Name durch die Erinnerung an Menschenopfer jene Sage vorzüglich noch verstärken.*)

So wie der Wolfsgrund gegenüber aber an die frühern Wölfe im Harze noch erinnert, so erzählt uns wehmüthig zur Linken die Christinenklippe, wie ein Mädchen hier einst ihrem Leben ein Ende gemacht hat. — Wie du Wanderer dich aber freuen wirst, jetzt zum heitern Tagelicht wieder zurückgekehrt zu sein, so freue dich immer deines Willens und Thuns, desto froher wirst du zugleich deines Lebens werden, und das Leben in dieser schönen Gotteswelt wird dir nie eine Last dünken, sondern als eine dankenswerthe Gnade von dem erscheinen, der die Welt so schön gemacht hat.

*) cf. Stübner's Denkw. Tom. I. p. 200.

W. Schönichen.

Das ehemalige Kloster Göllingen
in der untern Herrschaft des Fürstenthums Schwarzburg-Rudolstadt.

Das Kloster Göllingen gehörte muthmaßlich zu dem Wippergau, der sich von Jechaburg über Sondershausen bis auf Günzerode erstreckt und die ebengenannte Stadt, die Dörfer Bebra, Jecha, Berka, Hachelbich, Sega, das Schloß Arnsburg, wie auch einige jetzt wüste Ortschaften, unter andern Hausen, in sich begriffen zu haben scheint. Nach Mitternacht begränzte ihn der Nabelgau und nach Mittag der Gau Engilin oder Engelheim. Er wird zuerst in einer, neuerlich ohne hinreichende Ursache verdächtigten Jechaburgischen Urkunden vom J. 1128 erwähnt.

Göllingen liegt zwischen Frankenhausen und Sondershausen, am südöstlichen Abhange des fast vereinzelt aufsteigenden Michaelsberges, dessen Fuß auf drei Seiten die Wipper umspült. Die Gegend ist eine der anmuthigsten. Herrliche Wiesengründe wechseln mit malerischen Baumgruppen, fruchtbaren Feldern und waldbekränzten Höhen. Ein großer Teich belebt die Landschaft durch seinen hellen Wasserspiegel. Die Wipper schleicht sanft und geheimnißvoll in dichtem Erlengebüsch, ihr Dasein nur durch das Geräusch der unter dem Klosterberge angelegten Mühle verrathend. Eine Vertiefung im Boden, in der Nähe jenes Weihers, deutet auf den merkwürdigen, wegen der öfteren Erdfälle und Einbrüche, in einen gemauerten Kanal verwandelten Stollen hin, welcher 220 Lachter unter dem Berge fort, dem Salzwerke in Frankenhausen das nöthige Wasser aus dem Flusse zuführt, bis sich dasselbe bei Artern mit der Unstrut vereinigt.

Rechts zieht die Straße von Frankenhausen nach Sondershausen in einem Hohlwege einen steinigen Hügel hinan, und bei einem jähen Abhange vorüber. Hier weilt das Auge des furchtlosen, für Naturschönheiten empfänglichen Wanderers auf dem in der Tiefe sich ausbreitenden, bunten Wiesenteppich, und den im Glanze der Abendsonne heimkehrenden Heerden mit Entzücken.

Der Name **Göllingen** läßt sich am füglichsten von den alten, teutschen Wörtern Gol oder Göl und ing oder ling herleiten. Das erste bedeutete eine Lache, einen Sumpf oder See, und das letzte etwas von dem andern Abstammendes, einen Nachkommen. **Götling** oder **Göllingen** ist daher so viel, als ein Ort, welcher von einem stehenden See, einer Lache seine Benennung hat. Die Beschaffenheit der dortigen Gegend, die ehedem wohl viel sumpfiger und wasserreicher gewesen sein mag, steht mit dieser Vermuthung in vollem Einklange.

Das Kloster zu Göllingen kann mit Recht unter die ältesten in Thüringen gezählt werden. Aber in welchem Jahre und von wem es erbaut worden sei, läßt sich wegen des Verlustes der Stiftungs- und Bestätigungsurkunden und anderer glaubwürdigen Zeugnisse nicht mit Gewißheit bestimmen. Es war nebst mehreren thüringischen Klöstern der Abtei Hersfeld in Hessen unterworfen, welche auch noch in späteren Zeiten durch Einsetzung der Pröpste u. s. w. gewisse Rechte darüber ausübte. Diese gründeten sich wohl zum Theil auf ein frommes Vermächtniß, wodurch gegen das Ende des achten Jahrhunderts der ersten geistlichen Stiftung von einem uns unbekannten Geber zwölf Höfe und eben so viel Morgen Landes daselbst überlassen worden waren. Ein Verzeichniß der Güter, welche Hersfeld zur Zeit seines ersten Abtes, des nachherigen Mainzischen Erzbischofs Lullus, und nicht lange nach dessen im Jahr 786 erfolgten Tode erworben hatte, giebt uns davon sichere Kunde. Daß aber zu Göllingen nicht früher, als in der zweiten Hälfte des **zehnten** Jahrhunderts ein Kloster angelegt worden sei, muthmaßet **J. F. Müldener**, von dem wir eine ausführliche Geschichte desselben besitzen,*) vornehmlich aus dem Umstande, weil zu Anfange des **eilften** Jahrhunderts, als sich **Günther der Heilige** oder **der Eremit** kurze Zeit hier aufhielt, die Mönche noch mit Mangel und Dürftigkeit zu kämpfen hatten. Doch war es wohl natürlich, daß der nicht an Arbeit und Entbehrungen gewöhnte neue Ankömmling den Zustand des Klosters, in Erinnerung an die eigenen glänzenden Verhältnisse, drückend und ärmlich finden mußte.

Die Schicksale dieses Günther sind so innig mit der früheren Geschichte unseres Klosters verwebt, daß es sich wohl der Mühe lohnen möchte, ihnen hier einige Aufmerksamkeit zu widmen, zumal da

*) Unter dem Titel: Antiquitates Goellingenses, od. hist. diplom. Nachrichten von dem Benediktinerkloster Göllingen, S. Wiperti in Thüringen. Frankenhausen und Leipzig. 1766. 4. 165 Seiten ohne Dedikation und Register.

diesem wegen seines strengen Wandels von Zeitgenossen und Nachwelt bewunderten Manne, nach dem Urtheile neuerer Gelehrten, eine Stelle unter den Ahnherren des Hauses Schwarzburg gebührt.

Zwei erst seit kurzem veröffentlichte Hersfeldische Dokumente, deren Inhalt wir jetzt mittheilen wollen, erheben die deswegen geäußerten Muthmaßungen zu fast unbezweifelter Gewißheit. Zwischen den Jahren 1005 (wie Wenck angiebt, oder vielmehr 1006 — der Urkunde selbst fehlt das Datum —) und 1012 eignete ein vornehmer Thüringer, mit Namen Günther, von seinem Erbe und aus der Erbschaft der Kinder seines Bruders Sizo Güter in Thürungen (in dem ehemals Schwarzburgischem Amte Kelbra), Günzerode (in der unteren Herrschaft des Fürstenthums Schwarzburg), Ichtershausen (im Herzogthum S. Gotha) und Eschenberg (ebendaselbst), dem Kloster des heiligen Wipert in Göllingen, und trat zugleich, auf Bitten des Abtes Gothard zu Hersfeld, noch Sedinstete (Seddingsstadt im S. hildburghäusischen Amte Heldburg) und Beringgi (Behringen oder Bähringen, Hildburghäus. Marktflecken zwischen Römhild und Mellrichstadt im Hennebergischen. Doch giebt es auch noch mehrere Orte dieses Namens in dasiger Gegend) ab, jedoch mit Vorbehalt des Vogteirechts über Ohrdruf, Wechmar, Kölleda, Walsazi (vielleicht Waldsachsen, Dorf mit einem Rittergute im Herzogl. S. Koburg. Amte Neustadt an der Heide), Emleben, Schwabhausen und Eschenberg (sämmtlich im Herzogth. S. Gotha, in der Nähe von Ohrdruf) für sich, seine und seines Bruders Söhne, und mit der Verpflichtung, daß der jedesmalige Voigt zu den östlichen Heerfahrten fünf bewaffnete Männer für den Abt stellen solle, für deren Unterhalt jedoch der letztere selbst zu sorgen habe. Die Schenkung kam in der benachbarten kaiserlichen Pfalz Walhausen zu Stande.

In einem andern, vermuthlich von 1039 bis 1045 ausgestellten Dokumente erklärt Günther, daß er von seinen eigenen Gütern und den erblichen Besitzungen der Söhne seines schon erwähnten Bruders zehn Hufen in den Orten Salzaha (vielleicht das Dorf Salza bei Nordhausen?) und Ottinscvoha (Ottenhausen, jetzt eine Wüstung im Amte Römhild, nach Behringen zu, wohin sie auch zum Theil gehört, wenn man nicht lieber an das preußische Dorf dieses Namens bei Greußen denken will) dem Lamprecht, Lehnsmanne des Abtes Meinher zu Hersfeld, und seinem eigenen Vasallen Rodolf dergestalt übergeben habe, daß diese Güter der genannten Abtei lehnbar sein sollten. Dabei bedingt er sich aufs Neue für seine eigene Person, seine und seines Bruders Söhne das Voigteirecht über Ohrdruf, Wechmar, Kölleda und Waldsachsen aus. Die Unterhandlungen deswegen wurden zu Wiehe gepflogen, wohin Günther, der damals als Einsiedler in den böhmischen Wäldern lebte, sich vielleicht selbst begeben hatte. —

Diese Urkunden, deren Glaubwürdigkeit zwar neuerlich angefochten worden ist, sind für uns von größter Wichtigkeit. Denn wir werden dadurch sogar deutlicher über die Familie Günther's belehrt,

als von seinem ältesten Lebensbeschreiber, der sich damit begnügte, ihn unter die Edeln Thüringens zu rechnen. Schon wegen seines in dem Kevernburg-Schwarzburgischem Hause so üblichen Namens ist es nicht unwahrscheinlich, daß er demselben angehörte. Hierzu kommt, daß wenigstens drei von den Ahnherren dieses Geschlechts, wie sein Bruder, Sizzo hießen. — Ferner treffen wir einige der in jenen Urkunden gedachten Orte unter den Besitzungen der nachherigen, aus einem Stamme entsprossenen Grafen von Kevernburg, Schwarzburg und Rabenwald; manche mögen wohl bereits Eigenthum ihrer Voreltern gewesen sein. Schon in den frühesten Zeiten waren mehrere Grafen, die sämmtlich den Namen Günther führten, Schirmvoigte der Thüringischen Besitzungen Hersfelds, der Schlösser Gebesee, Berka, Breitenbach, Wachsenburg, der Städte Gotha und Arnstadt, der Voigteien und Schultheißenämter von Ohrdruf, Wechmar, Kölleda, Schwabhausen rc., womit sie zum Theil diese Abtei selbst begabt zu haben scheinen. Aus dieser engen Verbindung der Familie Günthers mit der letzteren, ist es erklärlich, warum sein Entschluß, der Welt zu entsagen, eben in diesem Kloster zur Reife gedieh.

Die Zeitbücher stimmen darin überein, daß sich Günther um's Jahr 1006 deswegen nach Hersfeld begeben hatte. Fragen wir, wodurch er, im Vollgenusse des Reichthums und der Macht, zu einem so auffallenden, wenn auch dem Geiste jenes Jahrhunderts nicht unangemessenen Schritte bewogen worden sei, so nennt die Erzählung von seinem Leben die Reue über verschiedene in der Jugend begangene Fehler, und ein neuerer Geschichtschreiber die Betrübniß wegen des frühen Verlustes seiner Gemahlin, als Gründe seiner Entsagung. Der Abt Gothard, dessen oben beiläufig Erwähnung geschehen ist, stets für die Aufnahme des ihm untergebenen Klosters bemüht, hatte es durch unablässige Vorstellungen dahin zu bringen gewußt, daß Günther einen Theil seines Vermögens dem Schutzheiligen Hersfelds und Göllingens, Wipert, durch eine förmliche Schenkung übergab, wobei er sich aber die Einkünfte des letzteren, nach wirklichem Uebertritt in den Benedictiner-Orden, zum Unterhalte und zur Bekleidung für sich und die übrigen Mönche ausdrücklich bedungen hatte. Doch scheint er in seinem frommen Eifer nicht so weit gegangen zu sein, Alles, was er besaß, diesem Zwecke zu opfern, sondern es läßt sich vielmehr vermuthen, daß er sich gewisse Güter vorbehielt, um darüber frei ungehindert schalten zu können. Jenes Vorgeben, wobei man sich auf die angeführte Lebensbeschreibung stützt, widerlegt schon, anderer Thatsachen zu geschweigen, der Inhalt der späteren Hersfeldischen Urkunde. Vielleicht ist also das Vermächtniß, womit Günther das Kloster bei seinem Eintritt bedachte, kein anderes, als das in dem ersten jener Dokumente erwähnte.

Um den Reuigen stets im Auge zu behalten, und dessen Rückkehr zu der vorigen Lebensweise zu verhüten, wozu ihn die an seinem nunmehrigen Wohnorte zu erduldenden Beschwerden und Entbehrungen dringend eingeladen haben mögen, nahm ihn Gothard mit sich in das Baierische Benedictinerkloster Niederaltaich, dem er selbst

schon als Abt einige Zeit vorgestanden hatte. Der damaligen Sitte getreu, reiste Günther nun auch, vielleicht noch im Jahr 1106, nach Rom, legte, von da in jenes Kloster zurückgekommen, vor dem Altare der heil. Maria und des heil. Mauritius den Kriegsgürtel nieder, und verschor Haupt und Bart. Gothard, noch immer eine Aenderung seiner Gesinnung fürchtend, bewilligte ihm nur ungern den abermaligen Aufenthalt in Göllingen. Und wirklich regte sich noch bisweilen in ihm die Sehnsucht nach den Freuden der Welt. Jener sah sich daher genöthigt, alle Mittel aufzubieten, um ihn unauflöslich an den geistlichen Stand zu fesseln. Endlich gab Günther den nachdrücklichen Ermahnungen seines Freundes und Rathgebers Gehör, sonderte sich immer strenger von der menschlichen Gesellschaft, und wählte im Jahr 1108 den etwa eine Tagreise (rasta, was aber auch bisweilen durch eine Meile erklärt wird) von Altaich entlegenen Berg Ranzing zum einsamen Wohnplatze.*) Aber auch hier noch nicht völlig gegen den Andrang der Menge gesichert, welche der Ruf seiner ausgezeichneten Frömmigkeit und der harten Büßungen, die er sich auflegte, herbeilockte, zog er sich nach drei Jahren in das Innere des Nardwaldes an den baierischen Grenzen gegen Böhmen, um den Ursprung des Flusses Regen zurück,**) und baute (1011 oder 1012) an dem kleinen Flusse Rinchnach,***) mit Hülfe der Klosterbrüder, die ihm in diese Einöde gefolgt waren, neben den Zellen, welche ihnen zum Obdache dienten, zu Ehren Johannes des Täufers, eine Kapelle, deren Einweihung der Bischof Berenger von Passau im Jahr 1019 verrichtete. Den deutlichsten Beweis, daß Günther auch nach seiner Entfernung diese Stiftung nicht aus den Augen verlor, sondern stets väterlich um das Beste derselben bemüht war,

---

*) Es sei hier ein für allemal bemerkt, daß die Nachrichten von Günthers bald längerem bald kürzerem Verweilen in verschiedenen Gegenden des öden Nordwaldes so abweichend und schwankend sind, daß man ihrer Quelle, den Legenden von diesem Eremiten, denen man noch dazu keinen früheren Ursprung als das dreizehnte Jahrhundert anzuweisen berechtigt ist, nicht unbedingt trauen darf. Wenigstens hegte der durch seine Forschungen in Böhmens Sprache und Geschichte hochverdiente, den Wissenschaften vor kurzem durch den Tod entrissene, Abbé Dobrowsky diese Meinung, und glaubte unter andern, daß Günther zuerst Rinchnach bezogen habe. Die weitere, vornehmlich auf brieflichen Mittheilungen des genannten Gelehrten beruhende Ausführung ist einem andern Orte vorbehalten. —

**) Wenn Günthers Lebensbeschreiber sich von dieser Gegend des Ausdrucks eremus (gleichbedeutend mit vastitas und solitudo) bedient, so ist darunter nur Wald zu verstehen, woran sich allerdings der Begriff des Wilden, Rauhen, Wüsten, aber nur im Gegensatze zu dem urbar gemachten, bebauten Felde knüpft. Eremi waren Strecken, in denen Familien oder Stämme ohne festen Sitz, wie Nomaden und Jäger herumschweiften.

***) Die Zelle Rinchnach ist die nachherige Benedictinerabtei dieses Namens in dem königl. baierischen Landgerichte Regen des Regenkreises.

liefert ihre 1040 bei Kaiser Heinrich III. von ihm bewirkte Vereinigung mit Niederaltaich.

Günther hatte mehrere Jahre zu Rinchnach verlebt, als er nach seiner Rückkehr aus Ungarn den Abt des genannten Klosters, Ratmund, um die Erlaubniß ersuchte, diesen Ort zu verlassen, und sich tiefer in den Wald zu begeben. Er baute sich nun in einer öden Gegend des heutigen Prachiner Kreises von Böhmen, in dem Wald Brezeznitz (von den häufig hier wachsenden Birken so genannt), in der Gegend von Rabi und Schüttenhofen, ein kleines, hölzernes Haus, wo er sich durch die Anlegung eines für aus Böhmen nach Baiern Reisende sehr bequemen Weges, der über und neben Hartmanitz vorbei nach Rinchnach führte, und den die drei Dörfer Podmokli, Stankow und Woleßowice noch neuerlich zu verbessern schuldig waren, um Zeitgenoßen und Nachwelt verdient machte. Hier entdeckten ihn die Mönche von Brzewnow, und luden ihn in ihr Kloster ein. Daß sie ihn, wie die Legende berichtet, zum Abte desselben hätten ernennen wollen, ist nicht wahrscheinlich, weil sie schwerlich einen Laienbruder dazu erkoren haben würden. Günther lehnte jedoch diesen so ehrenvollen Antrag ab, und entfernte sich, um ähnlichen Zumuthungen für die Folge zu entgehen, in die Gegend, die jetzt Dobrawoda (Gutwasser) heißt, und seit Erbauung einer Kirche auf dem Hügel um's Jahr 1620 seinen Namen (St. Günther) führt, wohin hauptsächlich am zweiten Pfingstfeiertage eine große Volksmenge aus Böhmen und Baiern zu wallfahrten pflegt. Hier verlebte er den kurzen Rest seiner Tage. Der Besuch, den Günther vor seinem Tode (er starb den 9. Okt. 1045) von den Böhmerherzog Brztislaus, bei dessen Vater Udalrich er, wegen seines früher bewiesenen Heldenmuthes, in so großem Ansehen stand, daß er ihn 1014 zum Taufzeugen dieses seines Sohnes wählte, empfangen haben soll, ist wohl nur erdichtet. Günther hatte überhaupt ein Alter von mehr als 90 Jahren erreicht, wovon 37 auf den Aufenthalt desselben in der Einöde kommen. Sein Leichnam wurde auf des Herzogs Befehl nach dem sechzehn Meilen entfernten Brzewnow gebracht, und in der dasigen Benediktinerkirche bei dem Altare des heiligen Stephanus beigesetzt, wo sein wohl nicht gleichzeitiger, sondern erst aus dem 13. Jahrhundert herrührender, auf Veranstaltung des Abtes Friedrich im Jahr 1761 wieder aufgerichteter Grabstein noch zu sehen ist, welcher, da es in der jetzigen Kirche an einem schicklichen Platze fehlte, in die Mauer von außen eingefügt wurde. Er stellt eine Figur in Mönchstracht, mit einem Eremitenstabe in der Rechten und einem Buche in der Linken, das Haupt mit dem Heiligenscheine umgeben, vor, und ist in Wenc. Hagek a Liboczan und Annal. Bohem. ed. a Gelas. Dobner P. V. (Pragae 1778. 4.) zu p. 280 und in Bonav. Piter S. Guntherus Confessor et Heremita. (Brunae 1762. 4.) zu p. 92 [auf 2 Kupfertafeln] abgebildet. Folgende Buchstaben sind auf demselben noch lesbar: — LJS — G — LV — H. vielleicht die letzte Silbe von Venerabilis, der Anfang des Namens Guntherus und ein Theil der Jahrzahl seines

Todes MXLV. Eine ehemals hölzerne, wunderthätige (!) Bildsäule Günthers, welche man gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts mit einer ähnlichen steinernen vertauschte, steht zu Dobrawoda. (S. die Beschreibung und das Kupfer bei Piter a. a. O. p, 99 sq.) — Nicht nur in den von Brzewnow abhängigen Klöstern, sondern auch zu Altaich feierte man den 9. Oktober als Gedächtnißtag, des wegen Verrichtung vieler Wunder gepriesenen Mannes, den der Papst heilig gesprochen haben soll, was aber besonders deswegen in Abrede gestellt wird, weil er häufiger mit dem Zusatze beatus, seltener als sanctus, in alten Schriften und Urkunden erscheint. Doch hat man sich im dreizehnten Jahrhundert angelegentlich für seine Kanonisation verwendet. —

Den Mangel gelehrter Bildung, welche im Mittelalter bei Erziehung der Großen vernachlässigt wurde, ersetzte zum Theil Günthers natürliche Beredsamkeit, die ihm nicht nur bei geistlichen Vorträgen, als er z. B. 1017 den Luiticiern — Wenden das Evangelium verkündete, sondern auch an den Höfen der Fürsten trefflich zu Statten kam. Er erfreute sich bei Kaiser Konrad II. vorzüglicher Gunst, Heinrich III. zog den mit vielfältigen Erfahrungen eines bewegten Lebens ausgerüsteten Mann bei den wichtigsten Verhandlungen zu Rathe, und im Jahr 1040 bewirkte Günthers Einfluß dem überall vom Feinde bedrängten und außerdem rettungslos verlorenen Heerhaufen des Markgrafen Eckard II. von Thüringen ungehinderten Abzug aus Böhmen. — Gleiches Vertrauen schenkte ihm Stephan I., König von Ungarn, welchen er, auf dreimal wiederholte Bitte, um's Jahr 1014, und vielleicht außerdem noch öfter besuchte, und ihn zu Stiftung mehrerer Bisthümer, Kirchen und Klöster veranlaßte. An dem Hofe dieses seines nahen Verwandten (einige Geschichtschreiber nennen ihn blos cognatus, andere Sororius, Bruder der Gemahlin des Königs) wurde er durch folgende Begebenheit Gegenstand allgemeiner Bewunderung: Günther hatte das Gelübde gethan, kein Fleisch zu essen. Der König, der dieses wahrscheinlich nicht wußte, oder ihn auf die Probe stellen wollte, ließ ihm einen gebratenen Pfau vorsetzen, und drang heftig in ihn, davon zu genießen. Dieser flehte nun weinend zu Gott um Rettung aus so harter Bedrängniß, und siehe! der Pfau bekommt sogleich wieder Federn, und fliegt zum Erstaunen aller Gäste davon. Wir lernen wenigstens aus diesem, von sämmtlichen Biographen des Eremiten glaubig wiederholten Märchen, daß im eilften Jahrhundert Pfauen eine Lieblingsspeise der Großen waren, so wie sie auch bei den Römern für eine seltene und leckere Kost galten. —

Nicht lange nach Günther, durch welchen wir die erste Kunde von dem Dasein unseres Klosters empfingen, lebte in demselben der Hersfeldische Abt Arnold, der wegen eines ihm Schuld gegebenen Verbrechens seiner Stelle im Jahre 1030 entsetzt, und dahin verwiesen worden war. Er starb den 28. December 1032, und wurde anfangs in Göllingen, später aber auf Verordnung des Abtes Rudolf, in der Kirche des heiligen Michael zu Hersfeld bestattet.

Schon aus dem Beispiele der eben genannten Abtei, welche der Regel des Benediktinerordens folgte, würden wir das Nämliche auch bei Göllingen muthmaßen können, wenn nicht noch das ausdrückliche Zeugniß mehrerer Urkunden dafür spräche. Beide geistliche Stiftungen traten im Jahr 1510 zu der Bursfeldischen Union, welche die Wiederherstellung einer strengeren Klosterzucht zum Zwecke hatte. Bereits im vierzehnten Jahrhundert (1376) war Göllingen in die Brüderschaft der Abtei Walkenried aufgenommen worden. — Daß unser Kloster dem heiligen Wipert, den auch Hersfeld als seinen vornehmsten Schutzpatron anerkannte, geweiht war, ergiebt sich nicht nur aus dem Schenkungsbriefe Günthers, sondern auch aus andern Dokumenten, worin die Bewohner desselben: Conventus sancti Wiperti, oder: Servi sancti Wiperti in Gelingen heißen. Wipert, ein Angelsachse, hatte als Gehülfe des Bonifacius, zu Bekehrung der Thüringer eifrig mitgewirkt, dann auf Befehl desselben in Ohrdruf gelebt, um das dasige Kloster in Aufnahme zu bringen, war 732 als Abt nach Frizlar zurückgekehrt, und hier 747 gestorben. Mehrere Kirchen in Thüringen tragen seinen Namen.

Von den weltlichen Schutzherren Göllingens sind nur wenige der Vergessenheit entrissen worden. Gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts (1186) lernen wir den Sohn eines gewissen Bilgrim, Berthold, aber ohne genauere Bezeichnung seines Geschlechts, als Voigt (advocatus) desselben kennen. Das Dokument, worin er erwähnt wird, giebt einige Aufschlüsse über die damalige Beschaffenheit unseres Klosters, und liefert zugleich ein neues Beispiel von den Bedrückungen, welche sich gegen diese Anstalten häufig selbst diejenigen erlaubten, denen ihre Vertheidigung oblag. Es hatte nämlich der Custos Lutger einige Güter zu Göllingen und Hachelbich erkauft, und zu Unterstützung Nothleidender dem Armenhause des Klosters geschenkt. Berthold aber suchte die Ausführung einer so guten Absicht auf alle mögliche Art zu hindern, und ertheilte erst nach Empfang einer Summe von vier Mark Silbers seine Einwilligung dazu. Im folgenden Jahrhundert übten die damals mächtigen und begüterten Herren von Heldrungen die Schutzgerechtigkeit über Göllingen, als Eigenthümer dieses und der benachbarten Orte, aus. Von ihnen mußte unser Kloster gleichfalls manche Beeinträchtigung erdulden. So hatte Hartmann von Heldrungen demselben durch Wegnahme des Kirchenornats großen Nachtheil zugefügt. Sein Sohn Heinrich verzichtete daher, um diesen Schaden zu ersetzen, den 28. December 1243 auf alle Ansprüche an den Waldungen des Klosters und bestimmte außerdem noch jährlich eine Mark zu Begängnissen und Seelenmessen seiner verstorbenen und vermuthlich daselbst an geweihter Stätte begrabenen Verwandten. Als Friedrich, Edler Herr von Heldrungen, mit seinen Söhnen Albrecht und Friedrich, am 1. August 1324 dem Grafen Heinrich dem Jüngern (V.) von Hohnstein, Herrn zu Sondershausen, das Dorf Göllingen nebst Hachelbich und Hermstet verkaufte, ging unstreitig die Advokatie des Klosters zugleich mit an den letzteren über. Doch besaß die Hohn-

steinische Familie dieselbe nur kurze Zeit. Denn nach dem Ableben Heinrichs, mit welchem die Sondershäusische Linie dieses Geschlechts 1356 wieder erlosch, fielen, vermöge der neun Jahre vorher errichteten Erbverbrüderung seine gesammten Lande, worunter auch der im Jahre 1324 erkaufte Bezirk enthalten war, an seine Schwiegersöhne, die Grafen Heinrich und Günther von Schwarzburg. Seitdem behaupteten diese die Schirmvoigtei des Klosters, welches bei der Landestheilung im Jahr 1416 zu dem Sondershäusischen und 1532 zu dem Frankenhäusischen Antheile gezogen wurde, bis zu dessen Aufhebung.

Göllingen bediente sich bei Ausfertigung seiner Urkunden sowohl eines Konvents- als Propsteisiegels. Das erste war länglichrund, und in dessen Mitte eine Ordensperson sitzend abgebildet, die in der Rechten eine Kirche mit zwei Thürmen, in der Linken ein Buch vor der Brust hielt. Wahrscheinlich sollte dieselbe den heiligen Wipert oder Günther den Eremiten vorstellen. Auf den älteren Siegeln dieser Gattung lautet die Umschrift: S. CONVENT. SCI. WIPERTI. IN. GELINGEN., auf den neuern findet sich nur der Unterschied, daß das Wort CONVENTES darin nicht abgekürzt ist.

Das Propsteisiegel ist von gleicher Form, aber viel kleiner, als jenes. Auf demselben trägt eine knieende und betende männliche Figur in geistlicher Tracht, wodurch vermuthlich der Propst des Klosters angedeutet werden soll, eine Kirche mit einem Thurme, vor welchem eine ähnlich gekleidete Person, (vielleicht der heilige Wipert) mit aufgehobner, segnender Hand steht. Die ältern und neuern Siegel dieser Art weichen nur in der Größe und Umschrift von einander ab. Auf den älteren heißt diese: SIGILLUM. PREPOSITI. IN. GELLINGEN.; auf den neuern: SIGILLVM. PREPOSITURE. GELLINCENSIS.

Im Jahr 1506 wird Göllingen ausdrücklich zu dem Archidiakonat Jechaburg und den Archipresbyteriat Frankenhausen, in der Diöces des Erzbischofs von Mainz, gezählt. — Unter die Gerechtsame des Abts zu Hersfeld in diesem Kloster, gehörte, wie wir schon oben berührten, auch die Wahl und die Bestätigung der Pröpste desselben, welche ohne Einwilligung dieses ihres Oberhauptes, dem sie den Eid der Treue schwören mußten, nichts von den Klostergütern veräußern, und überhaupt keine Sache von Wichtigkeit vornehmen durften. Da die Quellen der Geschichte dieser geistlichen Stiftung nur sparsam fließen, so ist es nicht möglich, die Namen ihrer Pröpste in ununterbrochener Reihe aufzuführen. Nur folgende sind durch Urkunden und andere Nachrichten auf unsere Zeiten gekommen:

1) Wicelo oder Witelo, welcher, zum Abt des Petersklosters zu Erfurt erhoben, diese Würde 20 Jahre lang bekleidete, und den 9. Jan. 1221 starb.

2) G. (Günther?) 1200.

3) Herkinbert (Herkenbertus) 1209. 1220.

4) Albert 1243. 1244. 1252.

5) Cuno 1258. 1260. 1261.

6) Günther 1268.

7) Heinrich 1278.

8) Engelbrecht 1323. 1324. 1326.

9) Wolfram von Lichtenberg 1374. 1379. 1385.

10) Konrad 1406.

11) Wygandus von Treysa 1438.

12) Ludwig Vitzthum 1440.

13) Friedrich Ylban 1444.

14) Johann Wertorf 1455.

15) Bruno von Schönbach und Wilhelm von Volkershausen verwalteten dieses Amt einige Zeit nach einander, und zwar vor dem Jahre 1460. Der erste wurde Dekan zu Hersfeld, der letzte Propst in dem Nonnenkloster zu Kreuzburg.

16) Heinrich von Brunharssen 1462. 1463.

17) Georg Wepner 1487.

18) Andreas Marschalk 1507.

19) Clemens Pilgrim 1509.

20) Johann Kleinschmidt 1521. 1529.

21) Thomas Schmidt 1539. 1540. 1544.

22) Crafft oder Crato von Weisenbach 1552. 1554. 1559 wurde 1588, nach dem Tode Ludwigs von Heunefeld, Abt des Hersfeldischen Stiftes. Schon vorher war er Dechant daselbst und nicht blos Propst zu Göllingen, sondern auch (1576) zu Kreuzburg und Frauensee. Er starb 1592.

23) Berthold Rüdiger wurde 1592 zu dieser Stelle berufen, war, wie der vorige, der evangelischen Religion zugethan, und lebte noch 1628. Nach ihm findet man weiter keinen Propst zu Göllingen.

Außerdem befanden sich auch noch andere Personen in dem Kloster welchen eine besondere Aufsicht über die Güter desselben, über die darin lebenden Mönche und die Sorge für die gehörige Abwartung des Gottesdienstes rc. anvertraut war. Es sind folgende:

1) Der Dekan, ohne dessen Vorwissen nichts Wichtiges geschehen durfte, und welcher die öffentlichen Urkunden mit ausfertigte.

Göllingen hatte dergleichen Klosterbeamte schon in ältern Zeiten bis in das funfzehnte Jahrhundert. Späterhin wird ihrer nicht mehr gedacht.

2) Der **Hospitalarius**, welcher verpflichtet war darauf zu sehen, daß die kranken Mönche und andere in dem Armenhause des Klosters befindliche Nothleidende und Gebrechliche gehörige Pflege und Wartung erhielten.

3) Der Pfarrer (curatus, pastor). Joh. Kleinschmidt hatte diesem Posten vor seiner Erhebung zur propsteilichen Würde viele Jahre hindurch vorgestanden.

4) Der Küster (custos), welcher vornehmlich für Anzündung der Lampen und Lichter in der Kirche und auf den Altären, für Anschaffung der Hostien rc. zu sorgen hatte. Er darf nicht mit dem Kirchner oder Kirchendiener (ecclesiasticus) verwechselt werden, da er die Klosterurkunden mit auszustellen pflegte. Im Jahr 1186 war Lutger Kustos der Kirche zu Göllingen, und 1583 ging dieses Amt auf die Schulmeister oder Kantoren über, deren erster Adam Landgraf hieß.

Die Güter und Einkünfte des Klosters scheinen, wie schon oben gesagt wurde, anfangs nicht von großer Bedeutung gewesen zu sein. Daß sie aber, während der langen Dauer desselben, ansehnlichen Zuwachs erhalten haben müssen, läßt sich daraus abnehmen, weil noch in neueren Zeiten viele Orte, z. B. das Dorf Göllingen selbst, Hachelbich, Badra, Berka, Sondershausen, Ober- und Niederbösa, Niedertopfstedt, Kindelbrücken, Bilsingsleben, Günzerode, Rottleben, Bendleben, Thaleben, Esperstedt, Ringleben, Riethnordhausen, Artern, Frankenhausen, Kannewurf, Kölleda rc. Zinsen dahin zu entrichten hatten. Zu den eigenlichen Klostergütern gehörten

1) Das Gut zu Göllingen nebst seinen Aeckern, Wiesen, Holzungen, Zinsen rc.

2) Die Besitzungen zu Eschenburg, welche zum Theil aus dem Vermächtnisse Günthers des Eremiten herrührten. — Der Propst Johann Kleinschmidt sah sich 1525 genöthigt, die freie Behausung eines Siedelhofs mit fünf Hufen Landes, auch alle Erbzinsen, Lehnschaften und Gerechtigkeiten, welche die Propstei im Dorfe, Felde und Flure daselbst, zu Molschleben und Hausen besaß, an die Grafen, Philipp, Ernst, Sigismund und Hans von Gleichen, Herren zu Tonna, für 160 Rheinische Gülden zu verkaufen. Als Grund dieser Veräußerung wird der während des Bauernkriegs, vornehmlich durch Brand erlittene Verlust angeführt, und die empfangene Summe zu Wiederherstellung des Klosters bestimmt. Noch im Jahr 1593 wurde die genannte gräfliche Familie mit diesen Gütern von der Propstei Göllingen beliehen.

3) Ein Gut zu Kannewurf, worüber die Herren von Heldrungen die Schutz- und Schirmgerechtigkeit bis zum Jahr 1367 ausübten, in welchem sie dieselbe nebst allen damit verknüpften Vortheilen den Grafen zu Schwarzburg überließen. Außerdem hatte Göllingen an diesem Orte, so wie zu Günzerode, Rottleben und Hachelbich (noch im Jahre 1518 einen freien Hof) noch verschiedene Besitzungen.

Daß es dem Kloster nicht an Waldungen gemangelt habe, erhellt aus einem Dokument von 1200, vermöge welches der Ritter von Rinkleben das Eigenthum einiger Holzungen bei Feldengel, die er von der Kirche zu Göllingen als Lehn besaß, auf das Stift Ilfeld übertrug, und aus der bereits erwähnten Urkunde vom Jahr 1243, worin Heinrich von Heldrungen auf alle Gerechtsame Verzicht leistete, die ihm in denselben zukamen. Das sogenannte Wiprechtsholz über Günzerode wurde 1614 von dem Propst Berthold Rüdiger an den Rath zu Kindelbrücken verkauft, und schon früher, 1620, war ein Stück Waldung bei Eschenberg, mit Ausnahme des zu dem Klostergute gehörigen Theiles, an den Abt zu Georgenthal überlassen worden.

Endlich übte das Kloster über folgende Kirchen das Patronatrecht oder andere Gerechtsame aus, 1) über die Kirche zu Göllingen selbst, — 2) zu Kannewurf und 3) zu Hachelbich, wo die in drei Hufen bestehende Pfarrländerei und eine halbe Hufe Schulland von langen Zeiten her ein Lehn desselben gewesen ist. —

Wir kommen nun zu dem Zeitpunkte der Aufhebung des Klosters. Schon der Bauernkrieg im Jahre 1525 brachte dasselbe seinem Untergange sehr nahe. Viele Einwohner des Dorfes Göllingen hatten sich mit den Aufrührern vereinigt, und mußten deswegen nach dem für sie so unglücklichen Treffen bei Frankenhausen, eine namhafte Geldstrafe erlegen. Es ist wahrscheinlich, daß bei der Plünderung des Klosters, wovon gleichzeitige Nachrichten nicht undeutlich sprechen, die Stiftungs- und Schenkungsurkunden desselben entweder verloren gegangen, oder von den Mönchen an einen sichern, jetzt unbekannten Ort gerettet worden sind. Der Propst Johann Kleinschmidt sorgte auf das Angelegentlichste für die Wiederherstellung der beschädigten Gebäude. Zwar erlaubten ihm die politischen Verhältnisse der damaligen Zeit nicht, in Ansehung der Religion eine Aenderung zu treffen, und sich selbst zu Luthers Lehre zu bekennen, allein daß er derselben sehr geneigt gewesen sei, und sie aus allen Kräften zu befördern gesucht habe, läßt sich aus verschiedenen Umständen schließen. So unterstützte er die Berufung des Doktor Jakob Oethe, zum ersten evangelischen Pfarrer nach Frankenhausen, und leistete bei der im Jahre 1539 von dem Stadtrathe daselbst mit dem Schulgebäude vorgenommenen Ausbesserung durch der Seinigen thätige Hülfe. Sein Nachfolger, Thomas Schmidt, verharrte gleichfalls bis an sein Ende bei dem alten Glauben. Krato von Weisenbach ist daher als der erste Propst anzusehen, welcher der evangelischen Lehre

zugethan war. Doch ließ der Pfarrer, Johann Schaube, sich auf keine Weise bewegen, dem Vorgange desselben zu folgen, so daß erst nach dessen Tode (1571) Bernhard Rübesamen zum ersten Geistlichen dieses Religionsbekenntnisses bestellt werden konnte. Um diese Zeit starb der Abt Michael zu Hersfeld, welcher ein Hospital und eine evangelische Schule daselbst anlegte, zu deren Unterhaltung er 40,000 fl. von seinem Vermögen bestimmte und wozu von den Einkünften des Klosters Göllingen jährlich 121 Thlr. bezahlt werden mußten. So lange das erste Stift seine bisherige Selbständigkeit behauptete, so lange geschah auch alles Mögliche zu Aufrechthaltung der Verfassung unsers Klosters. Nach dem Tode des letzten Abtes, Joachim Rollius (1606), wurde der Landgraf Otto von Hessen, und hierauf (1617) dessen Bruder Wilhelm zum Administrator beider geistlichen Anstalten erwählt. Ohngeachtet der Kaiser Ferdinand II. während des dreißigjährigen Krieges (1628) seinem Sohne, dem Erzherzoge Leopold Wilhelm, die Verwaltung derselben übertrug, und den Abt Johann Bernhard zu Fulda zu dessen Stellvertreter einsetzte, so trat doch der frühere Zustand auf's Neue ein, als der Landgraf Wilhelm nach der Schlacht bei Leipzig (1631) mit dem Könige von Schweden Gustav Adolph ein Bündniß schloß, und sich seiner Besitzungen wieder bemächtigte.

In dem westphälischen Frieden (1648) wurde die Abtei Hersfeld nebst Göllingen als ein weltliches Fürstenthum und Reichslehen mit allen Zugehörungen und Gerechtigkeiten dem Hause Hessen-Kassel erb- und eigenthümlich überlassen, und dasselbe zu verschiedenen Zeiten, bis zu Auflösung des teutschen Reichs, von dem Kaiser damit beliehen. Durch den Staatsvertrag zwischen Preußen und Schwarzburg-Rudolstadt vom Jahre 1816 sind die jetzigen Verhältnisse Göllingens herbeigeführt worden.

Von den alten Klostergebäuden war schon im Jahr 1766, in welchem Müldener seine erwähnte Schrift herausgab, nichts weiter vorhanden, als ein ansehnlicher und geräumiger Kirchthurm von festen Steinen, nebst wenigen Ueberresten der ehemaligen Klosterkirche. Unter diesem Thurme befand sich eine unterirdische, dunkle Kapelle (eine Crypta oder Gruftkirche) von schöner Arbeit, die in der Mitte auf vier starken Pfeilern ruhte, und an deren Decke man einen großen vergoldeten Stern erblickte. Der genannte Geschichtschreiber vermuthet, daß man diese Kapelle entweder zu Vorstellung des heiligen Grabes oder anderer, bei der Gedächtnißfeier der Geburt Jesu noch jetzt in der römisch-katholischen Kirche üblicher Ceremonien gebraucht, oder sie dem Schutzpatrone des Klosters zu Ehren gestiftet habe. Doch dienten solche Krypten überhaupt zu Andachtsübungen, zu Weihungen, zu Messen für Verstorbene und zu Verwahrung ihrer Gebeine, besonders der Stifter und Schutzheiligen der Kirchen und Klöster. So erzählt Lambert von Aschaffenburg: „In dem Jahre 1040 weihete man die Krypta zu Hersfeld und trug die Gebeine der heiligen Bekenner, Wigbert und Lullus, in dieselbe über.“ Vergl. auch diesen Chronisten bei dem Jahre 1072 (p. 81 der Krausischen

Ausgabe und Stieglitz Geschichte der Baukunst ꝛc. (Nürnberg 1827. 8.) S. 350—352. —

Erst neuerlich hat der Herr Bauinspector Bleichrodt zu Frankenhausen durch sorgfältige Beschreibung und gelungene Abbildungen*) dieses merkwürdigen Denkmals, die Aufmerksamkeit der Kenner und Verehrer teutscher Vorzeit wieder auf dasselbe hingelenkt, und sich gerechte Ansprüche auf ihren Dank erworben. Die Schilderung des jetzigen Zustandes dieses einzigen Ueberrestes des Klosters, in dessen Bauart man den byzantinisch arabischen oder maurischen Styl erkennt, was zugleich die geschichtlichen Zeugnisse von dem hohen Alterthume des Gebäudes bestätigt, entlehnen wir größtentheils aus dem belobten Schriftsteller.

Vier freistehende kurze, dicke Säulen mit dem abentheuerlichen Kapital, einem hufeisenförmigen Bogen als Stütze dienend, von nur 6½ Fuß Höhe, tragen das Gewölbe dieser Gruftkirche, zwölf stehen an den Wänden, die Einförmigkeit und Nacktheit derselben angenehm unterbrechend. Der Raum ist 27 Fuß lang und breit, nur 11 Fuß hoch, von zwei kleinen, schmalen Fenstern spärlich erleuchtet, den Säulenknäufen sind verschiedene, zum Theil schon von der Zeit verwischte Gestalten gegeben.

Als Eingang zur Kapelle führte ohne Zweifel aus dem Sanctuarium der Kirche eine bogenförmige, vermauerte, halb im Erdboden versteckte Thür. Die östlich an den Thurm stoßende Kirche war nicht klein, lang, aber schmal, mit hohem, scharfen Satteldache versehen. Man bemerkt noch jetzt Ueberbleibsel des rund gemauerten hohen Chors, morgenwärts in ziemlicher Entfernung von dem Thurme. Die äußere Verzierung des letzteren, der achteckig auf einem quadratischen Untersatze sich erhebt, ist byzantinisch, rein und fleißig aus Sandstein gearbeitet. Die Fensteröffnungen, mit runden Bogen überwölbt, sind durch eine in der Mitte stehende Säule in zwei Felder getheilt.

Eine äußerlich angebrachte hölzerne Treppe bahnt den Weg zum Thurme, und man gelangt alsdann durch eine Thür unmittelbar in den über der Krypta befindlichen Raum. Von wo aus andere hölzerne Treppen in den obern, jetzt zu Fruchtschüttböden eingerichteten Theil des Thurmes leiten.

Durch lange Vernachlässigung und den dieses Heiligthum entwürdigenden Gebrauch als Bierkeller (!!) in neuern Zeiten, sind die

---

*) Das Kloster Göllingen in Thüringen; malerisch, geschichtlich-antiquarisch von Wilhelm Günther Bleichrodt. Mit 3 lithographirten Abbildungen. Sangerhausen, 1838. Verlag von F. E. Dittmar. 4. 11 Seiten. Vergleiche auch den Allgemeinen Anzeiger der Teutschen. 1839. Nro. 12. 55. 87.

kunstvollen Steinarbeiten der Krypta mit Schmutz und Moder bedeckt und größtentheils unkenntlich.

Die ehemalige durch den Hessenkasselschen Amtshauptmann Otto Wilhelm von Mansberg ganz umgestaltete Wohnung der Mönche schließt sich in einem dreistockigen Gebäude an den Thurm und westlich an den jetzigen Domänehof. Sie ist nunmehr der Sitz des Pachters; die eine Hälfte des untern Geschosses enthält Viehställe, die andere die große gewölbte Küche. Im obern Geschosse zieht sich ein breiter, aber gedrückter Korridor dem Gebäude entlang, welcher die Zellen der Mönche mit der Kirche verbunden zu haben scheint. Nordwärts erblickt man einen Theil des Harzgebirges.

Bald nach dem westphälischen Frieden wurde die vielleicht baufällige Klosterkirche abgetragen, und aus ihren Trümmern die Kirche im Dorfe Göllingen hergestellt. Denn es ist wahrscheinlich, daß in diesem früher kein besonderes Gotteshaus vorhanden war, sondern daß ein Klosterbruder das Amt des Pfarrers der Gemeine in jenem jetzt bis auf unbedeutende Spuren verschwundenen Gebäude verwaltete. An die Stelle des Letzteren ist jetzt ein Fruchtboden, und der früher unbequeme und lästige Haupteingang zur Domäne getreten. Die auf dem Thurme hangenden drei Glocken wurden im Jahre 1694 nach Kassel gebracht, doch besitzt die jetzige, 1722 wieder ausgebesserte Dorfkirche, eine 1381 gegossene Glocke.

Der Friedhof des Klosters grenzte südlich an die Kirche. Hier befindet sich jetzt die Schäferei des herrschaftlichen Guts. Erst vor wenigen Jahren wurden bei Erbauung eines Schafstalls in dieser Gegend viele Gebeine ausgegraben und so das letzte Merkmal eines Gottesackers vertilgt.

Ueber den weitläuftigen an die ehemalige Propstei stoßenden Gärten liegt Mittagswärts der Michaelsberg, auf welchen, der Sage zufolge, eine dem Erzengel Michael gewidmete Kapelle stand. Auch auf den Jakobsberg, nach dem Dorfe Sega zu, versetzt der gemeine Glaube ein solches der Verehrung des heiligen Jakob bestimmtes Gebäude.

Nach einer 1603 vorgenommenen Messung hielt der oben beiläufig erwähnte große Teich bei Göllingen, soweit er im Damme begriffen war, gegen 145 Acker. Er wird schon 1411 ein See genannt. Der Flächeninhalt des kleinen wurde in jenem Jahre auf 10¼ Acker angegeben. Im Monat März 1755 verursachte eine Wasserfluth an diesen Teichen und den Wiesen in dortiger Gegend beträchtlichen Schaden. Die Ueberschwemmung war zuletzt so stark, daß dadurch ein ziemliches Stück des über 4000 Schuhe

langen Dammes weggerissen, und die ganze Fischerei zu Grunde gerichtet wurde. —

Das Dorf Göllingen hat 116 Häuser, in welchem 597 Menschen leben.

Im Jahr 1356, am St. Thomastage des heiligen Zwölfboten, ertheilte Kaiser Karl IV. dem bei dem Reichstage zu Metz gegenwärtigen Grafen Heinrich von Schwarzburg in Ansehung des ihm aus der Hohnsteinischen Erbschaft vor Kurzem zugefallenen Dorfes Göllingen einen Freiheitsbrief, kraft dessen er, seine Erben und Nachkommen nicht nur hier einen wöchentlichen Markt anstellen, sondern auch in dem dasigen Gebiete alle Gerichte und bei Namen das oberste Gericht, das Haupt und Glieder anrühret, ewiglich zu richten," befugt sein sollten. —

L. F. Hesse.

Der Inselsberg.

Nun, die ihr seid mit Müh' auf diesen Berg gestiegen,
Und wieder Athem habt, gebrauchet euch nunmehr
Des Berges bester Lust, und sehet frisch umher,
Seht diesen großen Wald, seht ganze Länder liegen!
Seht, wo des Himmels Licht, die Sonn', anfäht zu laufen,
Bis an den kalten Ort, den sie niemals beschreit.
Das werthe Thüringen, so eben ausgebreit,
So großer Dörfer Pracht, so vieler Dörfer Hauffen!

Veit Ludwig von Seckendorff.

Aus dem Gedicht: Lob des Heunßelsbergs (Inselsbergs) 1649.

In der langen Kette des Thüringerwaldgebirges ist der Inselsberg zwar nicht der höchste, aber doch der schönste, der aussichtreichste und besuchteste der höhern Berge. Sonst hielt man ihn auch für den höchsten, wozu der Augenschein verleitete, und erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, als die Wissenschaft der Höhenmessung auf sichere Fundamente gestellt wurde, wieß man dem Inselsberg hinsichtlich der Höhe über der Meeeresfläche die dritte Stelle

in der Bergscala des Thüringerwaldes an; die vollendete Ausbildung jener Wissenschaft in unsrer Zeit und mehrfache Messungen haben ihm endlich sogar nur den siebenten Platz gegönnt. Nach den neuesten Bestimmungen liegen nämlich die sechs höchsten Berge des Thüringerwaldes in dem großen Gebirgsknoten über den Quellen der Gera und Ilm, der Lauter und der Nah. Hier im Umkreise weniger Stunden stehen die bedeutendsten Erhebungen beisammen. Sie sind: 1) der große Beerberg 3057 pariser Fuß über dem Meere, 2) der Schneekopf 3044, 3) der Finsterberg 2956, 4) der Sommerbachskopf 2946, 5) der Sachsenstein 2870 und 6) der Ampelsberg 2865 pariser Fuß hoch.

Der Inselsberg steigt zu einer Höhe von 2855 paris. Fuß empor, und ist sonach nur der höchste Punkt des nordwestlichen Gebirgsflügels, der bei Hörschel, an der Einmündung der Hörsel in die Werra beginnt, und als dessen Grenze man die Chaussee von Ohrdruff über Oberhof nach Zella annehmen kann. Dieser Theil des Gebirgs besteht aus einem wellenförmig fortlaufenden, hohen und scharfen Kamme mit weit niedrigern Vorbergen zu beiden Seiten. Fast in der Mitte desselben erhebt sich der Inselsberg majestätisch und nach allen Seiten frei blickend, während die höhern Berge in dem bezeichneten Gebirgsknoten sich gegenseitig die Aussicht theilweise verdecken.

So wie der nordwestliche Gebirgszug wegen seiner durch die vorwaltende Granit- und Porphyrformation bedingten, eigenthümlichen Gestaltung der schönste Theil des ganzen Gebirgs ist, so ist hinwiederum der Inselsberg in ihm der schönste Berg, gleichsam seine freistehende Krone. Aus den ihn umgebenden Bergen steigt er riesig empor, und gewährt fast von allen Seiten freien Blick auf seine meist steilen Wände. Dadurch wird die Aussicht von seinem Gipfel weder in die Ferne, noch in die Nähe von irgend einer andern Höhe beschränkt, und gewährt ein wahrhaft prächtiges Panorama, ja selbst der Blick in die tiefen Thäler und Gründe zu seinem Fuße ist vergönnt. Und so ist er gleichsam ein aus der Gebirgsmasse emporstrebender, einzelner Berg, und von diesem Umstande mag auch sein Name herkommen, der ohne Zweifel aus Einzel- (Enzel, Insel) Berg entstanden ist*) Deshalb möchte wohl auch richtiger Inselberg als Inselsberg geschrieben werden, und manche bedienen sich allerdings der erstern Schreibart, während der allgemeinere Gebrauch die zweite festhält.

Gehen wir zur nähern Beschreibung des beliebten Berges über, mit welchem sich hinsichtlich seines starken Besuchs kein andrer im Gebirge messen kann! Was der Brocken für den Harz, das ist der Inselsberg für den Thüringerwald, ein Ziel- und Ruhepunkt aller Gebirgswandrer.

*) Uebrigens hängt auch das lateinische insula mit unserm „einzel" zusammen. In Rom hießen die einzelnen Häuser, die die untern Volksclassen bewohnten, insulae.

Die schönste Ansicht bietet der Inselsberg von der nördlichen Seite. Man hat ihn da oft mit einem Riesenadler verglichen, der mit ausgebreiteten Fittichen auf seinem Horste liegt. Sein Haupt ragt wie eine Warte empor, und ist nicht selten von Wolken umhüllt, für die Bewohner der Umgegend ein untrügliches Wetterzeichen. — Von der Westseite betrachtet, zeigt sich der Berg zwar nicht so imposant, aber sein Anblick ist doch von eigenthümlicher Schönheit, indem sich das Gebirge allmählig zu ihm stufenweise emporgipfelt. Von Süden aus gesehen, unterscheidet man ihn kaum von den Nachbarbergen, und auch von Osten verliert er viel von seiner königlichen Gestalt. — Den Inselsberg umlagern folgende Berge: NW. der Scharfenberg; N. der Kleine-Inselsberg; NO. der Rabelsberg; O. der Große-Wagenberg; SO. der Trockenberg; S. der Käsberg; SW. der Unterberg. Die meisten dieser Berge sind eigentlich Theile des Inselsbergs mit besondern niedrigern Köpfen. Von den zunächstliegenden Orten führen von allen Seiten Wege auf den Inselsberg. Von N. von Winterstein. Am Forsthause geht man den Sommersteig hinauf, über den Breitenberg und Kleinen-Inselsberg. Der Weg ist steil und waldig. Ein angenehmerer Weg führt das Dorf entlang und das Thal der Emse hinauf. Nach Kurzem öffnet sich links das Thal der Sembach, dessen oberer Grund der Ilmgraben heißt. In diesem Grunde stehen zwei malerische Felsenpartien, der Treppenstein und Rotenstein oder Kilianstein. Will man das Inselloch, einen kleinen schauerlichen Grund, besuchen, so geht man im Grunde zwischen dem Scharfenberg und dem Breitenberg über die vordere und hintere Inselwiese. Vom Inselloch schrofft sich die steilste Wand des Inselsberges empor, und wer ein Freund halsbrechender Kletterei ist, kann hier gerade hinaufsteigen. Zwei Stunden über Kabarz führt der Fahrweg auf den Inselsberg. Es ist die Straße von Waltershausen nach Broterode. Sie steigt am westlichen Fuße des Dolenbergs, der Leuchtenburg und der Schönen-Leite empor. Am Fuße des Inselsbergs verläßt der Inselsbergweg die Broteröder Straße, und erreicht in verschiedenen Windungen den Gipfel. Ein näherer Fußweg von Kabarz schlängelt sich durch den Grund des Mühlbach, im Röthelgehäu, den Hohen-Stieg hinauf. Zwei Stunden von Großtabarz geht ein Weg über den Datenberg in die alte Straße. Der schönste und interessanteste Weg ist von Großtabarz durch das Thal der Laucha mit seinen ausgezeichnet schönen Felsenpartien, und durch den Thorstein an der Schönen-Leite empor. Dieser Fußpfad ist sehr genußreich für den öfter rastenden und sich umwendenden Wandrer, dessen Blick erst auf die Felsenkolosse des Laucha-Grundes, dann höher über die Berge hinweg in das freie Land fällt. Der Lauchagrund ist der reizendste Punkt in der Umgebung des Inselsbergs. Man nennt ihn oft das Felsenthal, und man hätte dazu wegen seines herrlichen Felsenschmucks ein wohlbegründetes Recht, aber der Name ist doch nicht officiel. Vielmehr heißt ein in den Lauchagrund am Ende desselben mündender Grund das Felsenthal. Die Laucha entspringt nämlich aus zwei Hauptquellen, dem

Bärenbruchsgraben, welcher von Osten und der Streng, welche von Westen herabkommt. Die Letztere entspringt am Röthelgehäu, nicht weit vom Inselsberg, und geht in einem schattigen Grunde herab. Der untere steinige Theil der Streng hat den Namen Felsenthal. Da wo die Streng und der Bärenbruchsgraben am Fuße des Kleinen-Wagenbergs zusammenfließen und die Laucha bilden, ist der schönste und pittoreskeste Theil des wildromantischen, reizenden Lauchagrundes. Der Charakter des Thüringerwaldgebirges ist im Ganzen idyllisch, ja viele seiner schönen Thäler haben sogar eine rein elegische Natur. Sie bergen in ihrem Schooße jene süße Schwermuth, jene das Herz ergreifende, Sehnsucht weckende Sentimentalität, welche im unbestimmten Verlangen selbst Befriedigung findet. Es kommen nur wenig Ausnahmen von diesem Grundcharakter vor, und diese an den beiden vorzüglichsten Gebirgsknoten, am großen Beerberg und am Inselsberg. Die schönste von allen ist ohnstreitig der Lauchagrund. Wir sind kaum in ihm hereingetreten und haben den ersten Berg zur Linken, den Zimmerberg, an dessen letztem Abhang nach Norden das freundliche Großtabarzer Schießhaus liegt, hinter uns, als der Uebol, der zweite höhere Berg, mit seinem Felsenkamme am Gipfel unsern Blick fesselt. Vom Lauchagrund aus ist er schwierig zu ersteigen. Von der entgegengesetzten Seite, vom Ungeheuerngrund führen die schönsten Promenadenwege hinauf. Ueberhaupt gehören alle diese Partien zu dem großen Reinhardsbrunner Naturpark, der der vornehmen Welt erst durch den Schönheitssinn des Herzogs Ernst von Coburg-Gotha eröffnet worden ist. Auf dem nördlichen Vorsprung des Uebel, auf dem Gipfel des erwähnten Felsenkammes ist ein geräumiger Felsenaltan mit steinernen Sitzen in der Runde Brustwehr und Tisch. Auf dieses Plätzchen sind alle Zauber ausgegossen, die ein schwelgendes Auge und ein glühendes Herz in der freien Natur berauschen. Man sieht in den anmuthigen Thalkessel hinab, in welchen die tiefen Gründe der Laucha und des Mühlbachs münden und die vier Dörfer Großtabarz, Kleintabarz, Kabarz und Nonnenberg friedlich bei einander liegen, und nur durch smaragdgrüne Wiesenflächen getrennt. Diese Dörfer und ihre Umgebung, und das Vorgebirge bieten sich uns in einer köstlichen Nähe; es verschwimmt nichts in unbestimmter Ferne; deshalb giebt der Ueberblick ein süß beschränktes, wahrhaft idyllisches Stillleben, das auf die weite Aussicht des Inselsbergs, wenn man von diesem herabkommt, äußerst wohlthätig und beruhigend wirkt.

Wandert man den lieblichen Lauchagrund hinauf, so gelangt man zur Linken am Fuße des Uebelbergs und des Aschenbergs zu einer einsam gelegenen, fast schweizerisch gebauten Mühle, und nun beginnt die romantische Felsenwelt des Grundes. Von Schritt zu Schritt wird man durch neue Steinbildungen überrascht, die durch das prächtige Laubholz schimmern, oder ihre spitzen Häupter über die höchsten Bäume erheben. Das Thal selbst, von der geschwätzigen, krystallhellen Laucha durchströmt, mit den schönsten Bäumen bepflanzt, gleicht einem großen Waldsaale, die Felsen, Coulissen mit Wald-

decoration. Hinter ihnen steigen die Berge in ihrem grünen Kleide schroff und steil auf. Unter den Felsengruppen und Kolossen sind der Bärenbruchstein, der Aschenbergstein auf der rechten Thalwand und der Thorstein und Röthelstein auf der linken die ausgezeichnetsten. Der höchste ist der Bärenbruchstein, der schönste der Aschenbergstein, auf dessen ragendem Gipfel ein großes hölzernes Kreuz steht. Schon in früher Zeit soll ein solches an dieser Stelle gestanden haben, und man hat davon folgende Sage:

Auf dem schief gegenüber liegenden Berge, der Lauchtenburg, stand eine Burg gleiches Namens. Die fromme Tochter des Ritters pflegte oft ihre Andacht auf der Höhe des Aschenbergsteins zu verrichten, und der Vater ließ ihr deshalb ein Kreuz auf den Gipfel des Felsens setzen. Als sie eines Morgens betete, gewahrte sie plötzlich einen zum Sprung bereiten Bären dicht hinter sich, dessen Augen wild verlangend auf ihr glühten. Den Himmel um Rettung anrufend umklammerte sie das Kreuz; der Bär sprang zu weit, und stürzte zerschellend in die Tiefe. Auch sagt man, dies habe sich auf dem Bärenbruchstein ereignet, welcher davon den Namen erhalten. —

Der Röthelstein ist eine freundliche Felsengrotte an der Wand der Schönen-Leite, dem Aschenbergstein gegenüber in mäßiger Höhe vom Thale, und des Besuchens werth. Der Thorstein endlich an derselben Seite, nur etwas höher, ist ein von der Natur durch einen mächtigen Felsen gesprengtes, hohes Thor von überraschender Bildung. Man hat unter diesem Bogen eine treffliche Ansicht des Lauchagrundes und seiner Felsen. Durch dieses Thor führt ein Weg nach dem Inselsberge hinauf.

Ueber die Grenz- oder Hofmannswiese gelangen wir durch ein schönes Gehölz bis zum Felsen des Inselbergsteins an der Ostseite des Berges und ersteigen ihn auf Stufen, welche in den Fels eingehauen sind. Dies ist ohnstreitig für den Fußgänger der interessanteste Weg; außerdem kann man von der Grenzwiese den oben bezeichneten Broteröder Weg bis zum Fuße der Inselsbergskuppe fortgehen. — Vom Inselsbergsstein genießt man schon einer weitumfassenden Aussicht.

Von Reinhardsbrunn geht der nächste Weg durch den Ungeheuern-Grund über den Aschenberg in das Lauchathal hinab. Will man aber auf diesem Wege alle die schönsten und erhabensten Reize des Reinhardsbrunner Naturparkes genießen, so scheut man einen Umweg nicht, und geht den köstlichen Reinhardsbrunner Grund hinauf durch das Büchig, einen Hain am Fuße des Abtsberges, und steigt dann auf gut gebahntem Wege auf den hohen Abtsberg. Der Blick vom Gipfel auf das Schloß und seine Umgebung, auf die nächsten Berge, das Hochgebirg und nordöstlich auf das Land, in welchem sich Schloß Friedenstein vorzüglich schön darstellt, ist in jeder Beziehung herrlich und labend. Man kann sich freilich hier leicht

vergessen, und in Anschauen versunken, stundenlang verweilen, länger als dem Ersteigen des Inselsberges dienlich ist. Vom Abtsberg führt wiederum ein schöner Parkweg nach dem westlich mit ihm zusammenhängenden Schorn. Will man den freilich etwas steilen Abtsberg vermeiden, so kann man in einem sehr schattigen und kühlen Wege, von den stolzesten Buchen überwölbt, der vom Büchig aus in angenehmen Windungen den Schorn ersteigt, diesen gleich erreichen. Vom Schorn macht man einen kleinen Abstecher rechts nach einer Bank mit einem köstlichen Nahblick auf den Gickelhahnsprung, Felsen an der Wand des Aschenbergs nach dem Ungeheuern-Grund zu, und auf den über die Berge an der linken Seite dieses Grundes hoch emporragenden Inselsberg. Vom Schorn leitet der einsame schattige Waldweg über den Fichtenbach (Berg) in die Straße von Friedrichrode nach Broterode, und auf diesem erreicht man in kurzer Zeit die Tanzbuche, eine große, schöne, freie Waldwiese mit einem in gefälligem Style erbauten Bürschhause, die Jägersruh genannt. Von hier besucht man den eine gute Viertelstunde entfernten Regenstein, eine ihren Besucher belohnende Felsenpartie. Man muß wieder zurück zur Tanzbuche, geht dann am Simmetsberg hinab zum großen und kleinen Simmetsbergstein, zum Tiefenden-Stein, einem Felsen mit kleinem, meist nur rieselnden Wasserfall, und zum Fichtenbachsstein, nun in den Ungeheuern-Grund hinab, wo ein sechsarmiger Wegweiser uns den zu verfolgenden Promenadenweg zum Gickelhahnsprung zeigt.

Wir verlassen das Thal wieder, um auch diesen schönen langen Felsenkamm zu besuchen. An der entgegengesetzten Seite des Bergs, dem Lauchagrund zugewandt, liegt der schon beschriebene Ascheinbergstein, und ein schöner Weg führt über die letzte Berghöhe hinüber. Wir können auf einem rechts an der Berghöhe fortlaufenden Weg auch den Uebelberg mit seinem ebenfalls schon genannten Felsenaltan und reizender Aussicht auf den belebten Thalkessel der Laucha besuchen, müssen nur dann den Weg bis zum Aschenbergstein wieder zurückmachen. Hat man nun den Bärenbruchsstein noch besucht, und will sich die Partie des Thorsteins und Röthelsteins auf den Rückweg ersparen, so geht man vom Bärenbruchstein hinab quer durch den Lauchagrund und die Streng, oder das Felsenthal hinauf und gelangt nach einer halben Stunde zur Streng- oder Grummetswiese, dann zur Dürren- oder Ritzenwiese, und endlich auf den schon beschriebenen Fußweg zur Grenzwiese. Man braucht zu diesem Wege an sechs Stunden.

Von Friedrichrode zum Inselsberg verfolgt man den Brotteröder Weg, den Wolfstieg hinauf und über den Buchenjoh nach der Tanzbuche, an der Jägersruh vorbei, über die Kalte-Haide und den großen Jagdsberg. Auf der Höhe desselben durchschneidet der Rennsteig die Friedrichsröder-Broteröder Straße. Man verläßt die letztere und verfolgt den erstern gleich hinter dem Wildzaunthor. Ueber die Gabelwiese und auf dem Rücken des Großen-Wagenbergs kommt man auf die Grenzwiese. Drei Stunden.

Von Finsterbergen (Georgenthal) geht man durch das Steinbuhl bis auf die neue Chaussee von Friedrichsrode nach Kleinschmalkalden, und verfolgt dieselbe bis zum Chausseehause am Rennsteige, auf dem Rücken des Gebirgs (Kniebreche). Auf dem Rennsteige gehen wir fort über den Heuberg, Langenberg, Kalte-Haide, Große-Jagdsberg, Große-Wagenberg, Grenzwiese, Inselsbergsstein. Dieser Weg ist wegen seiner freien, stets wechselnden Aussicht ein vortrefflicher. Drei Stunden.

Von Broterode, dem dem Inselsberge zunächst (südlich) gelegenen Orte, führen mehrere Fuß- und Fahrwege auf diesen hinauf. Der bequemste ist die Straße nach Kabarz. Der nächste Fußweg leitet zwischen dem Untersberg und Käsberg hinauf. Er hat keinen besondern Reiz als den der Kürze, denn man braucht keine volle Stunde.

Von Liebenstein sind zwei Wege zu wählen (wenn man nicht über Broterode will), der nächste und reizendste für den Fußwandrer: Ueber die Burgruine Liebenstein, über den Weißenberg mit schöner Felsgruppe, zum Theil aus weißem Schwerspath bestehend, und über den Floßberg mit der natürlichen Mauer des Floßsteins am Gipfel, die über 1000 Fuß lang und oft gegen 40 Fuß hoch wird. Tiefe Klüfte gehen an ihrem Fuß in den Berg, die bedeutendste ist das Floßloch. Auf bequemem Wege gelangt man durch die Schatten des Waldes zum großen Weißenberg, und auf diesem zum Dreiherrnstein, welcher den Grenzpunkt zwischen Gotha, Meiningen und Kurhessen bezeichnet. Auf dem Rennsteig, in welchen wir eben eingetreten sind, wandeln wir fort im herrlichsten Buchenwald, und kommen nach einer kurzen Strecke abwärts über einen freien Platz, der auf gothaischem Gebiet die Hühnerwiese, auf hessischem die Rothe-Pfütze heißt. Ueber den Strohböhrl, eine kleine Anhöhe, gelangen wir in einen Bergsattel, die Kahle-Stute oder Mittelberger Halde, über welche der Wintersteiner-Broteröder Weg läuft, welchen der Rennsteig durchschneidet. Auf diesem ersteigen wir den ziemlich steilen Mittelberg, und lassen rechts in der Nähe den Großen-Beerberg (nicht mit dem höchsten Berge des Thüringerwaldes gleiches Namens zu verwechseln) mit zwei Felsenpartien, dem Großen- und dem Kleinen-Beerbergstein, wovon der erstere eine artige Grotte hat, liegen. Es ist aber werth, daß man einige hundert Schritte abgeht, um sie zu besuchen. Ueber den lang gedehnten und schmalen Rücken des Mittelbergs, an malerischen Felsengebilden, die sich einmal zu einem Felsenkamme vereinigen, vorüber, und in prachtvoller Aussicht nach Süden und Norden schwelgend, gelangen wir endlich zu einem kleinen Sattel über der Wand, die schwindelnd steil zum Inselloche abfällt. Jenseits des Sattels beginnt der große Inselsberg, zu welchem der Rennsteig steil hinaufführt. Nach einer Viertelstunde, in welcher jeder Schritt uns ein Stück Aussicht mehr eröffnet, bis sie in ihrer ganzen bunten Unendlichkeit vor uns liegt, kommen wir auf den Gipfel an. — Der andere Weg von Liebenstein läßt das Dorf Steinbach links, und steigt am Pommelsbauch, einem hohen Berge, und

über den Schnepfenberg zum Großen-Weißenberg und Dreiherrnstein empor. Von Altenstein tritt man im Luthersgrund (die Kalmbach) zuerst an die durch den Sturm des 18. Juli 1841 bis auf den Stamm und einen Ast abgebrochene Luthersbuche, und geht dann über die Wallfahrt, auch Glasbach genannt, eine hohe Wiesenthalung mit köstlicher Quelle, hinauf in den Kleinen-Weißenberg. Man kann mit einem kleinen Abstecher den Gerberstein besuchen, dieses früher in diesem Werke schon von mir beschriebene zertrümmerte Felsenschloß. Im Kleinen-Weißenberg betritt man den Rennsteig, der uns zur Hirschbalz führt, einer großen Waldwiese mit berauschender Aussicht nach Thüringen und Franken. Weiter zum Großen-Weißenberg und Dreiherrnstein. Von Liebenstein sind 2½ Stunden, von Altenstein 2 Stunden.

Von Ruhla gelangt der Weg schon vor dem Kleinen-Weißenberg in den Rennsteig. Es sind 3 Stunden.

Und so haben wir rings um den hohen Bergfürsten von allen in seiner nächsten Nähe gelegenen Orten alle zu ihm emporführenden Wege und in möglichster Kürze gewandelt. Betreten wir nun sein ehrwürdiges Haupt!

Auf dem höchsten Gipfel desselben stand noch vor wenigen Jahren ein kleines achteckiges, thurmartiges, steinernes Haus mit Pferdeställen, Brunnen und Küche im Parterre, und zwei Zimmern im Stock. Es war im Jahre 1649 vom Herzog Ernst dem Frommen erbaut. Zur Einweihung desselben verfertigte ein Cammerjunker zu Gotha, Veit Ludwig von Seckendorff, auf Befehl des Herzogs ein ziemlich langes Gedicht, in welchem neben manchen Abgeschmacktheiten viel schöne Stellen sich befinden. Eine derselben ist dieser Beschreibung als Motto vorgesetzt. Der Dichter war 23 Jahre alt, und seine poetische Verherrlichung des majestätischen Berges ist ziemlich selten geworden; den Wiederdruck ist das Gedicht nicht werth. *) —

Die gewaltigen Herbststürme des Jahrs 1836 zerbrachen das Haus, welches nachher völlig abgetragen wurde. Sicherm Vernehmen nach wird der hohe Freund der Naturschönheiten, der regierende Herzog von Coburg-Gotha an die Stelle in seinem geläuterten Geschmack ein reizendes Schlößchen erbauen lassen, eine des Bergs würdige Zierde. Giebt es wohl in ganz Thüringen einen herrlichern Platz zu einem kleinen Fürstenschlosse, als den Gipfel des Inselsbergs. Möchten wir den Neubau bald empor steigen sehen, ein neue weithin funkelnde Krone des alten Bergfürsten.

Dreißig Schritte tiefer an der östlichen Abdachung liegt das kleine, einstöckige, beschränkte Wirthshaus, aus einem Stalle entstanden, welchen Herzog Ernst II. von Gotha zu Anfang dieses Jahrhunderts erbauen ließ. Das Haus hat nur zwei kleine Zimmer und

---

*) Seltsam genug nennt er den Inselsberg „Heunßelberg" und will diesen Namen von den Hunnen (Heunen) ableiten.

eine noch kleinere Kammer, und muß an schönen Sommertagen gar oft 50 bis 100 Gäste beherbergen. Der jährlich zunehmende Besuch des Berges wird den Bau eines geräumigen Gasthofes nöthig machen, und verdient wohl der viel erstiegene, schönste Berg des Thüringerwaldes nicht einen freundlichen, bequemen Aufenthalt? Das schöne Brockenetablissement sollte dem Inselsberg zum Muster dienen.

Wenden wir den Blick von diesem Gegenstand in der Nähe und richten ihn in die bunte, weite Ferne! Welch' ein Panorama! Wildromantisch ist die Ansicht der tiefen Thäler auf der thüringischen Seite, und vor allen in den Lauchagrund, dessen höchste Felsenhäupter man begrüßt.

Wie nun die Aussicht in die nächste Umgegend einen erhabenen Gebirgscharakter trägt, so bietet dagegen die in die Ferne alle Abstufungen bis zum sanftesten, heitersten Landschaftsleben. Ein ruhiger, bunter Zauber bringt durch das Auge in die Seele, die reizendsten Wellenlinien umziehen uns in immer weitern Kreisen wie mit magischen Netzen, bis sie am blauen Horizont in die Luftlinien verschwimmen. Nach Norden zu sehen wir zunächst den felsengekrönten Drohberg, daneben ragt die Spitze des Treppensteins herauf, Winterstein schaut aus seiner Tiefe zu uns empor, weiter dehnt sich der sagenreiche Hörselberg; darüber bekränzt in weiter Ferne der Harz den Himmel. Dort tritt der Brocken deutlich hervor. Nach Westen zu ist es die Wartburg, die vorzüglich unsern Blick fesselt; im Hintergrunde legt sich der sargähnliche Meißner quer vor; weiter erblickt das bewaffnete Auge den Herkules auf Wilhelmshöhe; im Vordergrunde das westliche Ende des Thüringerwaldes mit seinen stattlichen Bergen, und darüber mehr südwestlich den Bergzug, der zwischen der Werra und der Fulda ausläuft, und das Mittelglied zwischen dem Thüringerwalde und der Hohen-Rhön bildet, jenes Gebirge an der Grenze Thüringens und Frankens, welches seltsamer Weise keinen Namen hat, und dessen einzelne Berge (Bloß, Stopfelskuppe, Geba, Gleichberge ꝛc.) stets nur genannt werden; darüber blau und duftig in scharfen Umrissen die Hohe-Rhön, die sich südwestlich ganz in der Ferne verliert. Dagegen treten südlich die Haßberge in Franken am Horizont hervor; im Mittelgrunde sehen wir die Berge um Meiningen; der Dollmar macht sich durch seine ausgezeichnete Gestalt und Höhe vor allen Bergen, die noch zum Thüringerwalde gehören, besonders bemerkbar; im Vordergrunde liegt zu unsern Füßen der freundliche große Ort Broterode. Von Süden nach Osten fällt das sich breit ausdehnende Gebirge mit seinen unzähligen Häuptern den Gesichtskreis aus, ein bewältigender Anblick! Er schließt mit dem Schneekopf und Großen-Beerberg. Oestlicher der Kickelhahn bei Ilmenau. Im Osten gähnt tief zu unsern Füßen der Lauchagrund mit seinen Felsenzähnen, drüber hinaus winkt der Candalaber von seinem Berge; dicht daneben das Dörfchen Katterfeld, und dahinter das ehrwürdige Ohrdruff. Im Hintergrunde die Jenaischen

Berge. Von Osten nach Norden treten im Hintergrunde der Steiger bei Erfurt, der Ettersberg bei Weimar und davor die Thürme von Erfurt, weiter Eckardtsberge, Schloß Marienthal, und nun das ganze gesegnete Thüringen bis zum Kyffhäuserthurm, den wir beim reinsten Wetter noch erblicken, in den Gesichtskreis. Weiter die Hainleite mit dem Possenthurme bei Sondershausen, wo dann gleich auch die ersten Harzberge zum Vorschein kommen, und uns bis zum Brocken im Norden begleiten. Im Mittelgrunde ist ein Heer von schönen, freundlichen Dörfern ausgeschüttet, aber der reizendste Punkt ist Gotha, die freundlichste der thüringischen Städte mit ihrem ragenden Fürstenschlosse Friedenstein, das das Auge des Thüringerwald-Wanderers, nach Norden gewandt, immer sucht und immer findet. Im Vordergrunde haben wir die herrlichen Berge der Nähe, meist mit Felsenkronen geschmückt, als den Abtsberg, Schorn, Aschenberg, Uebel, Zimmerberg, Datenberg, Hübel rc. und dazwischen das reinliche Städtchen Waltershausen, mit seinem Bergschlosse Tenneberg, einen Theil des Thalkessels, den die Laucha durchströmt, mit Kabarz, Nonnenberg, Kleintabarz. — Doch nur in leichten Umrissen kann die Aussicht hier angedeutet werden; es ist der Schattenriß eines Menschenantlitzes. Ludwig Bechstein sagt von der Aussicht des Inselsberges:*) „Ein Panorama breitet sich vom Inselsberg aus, wie weder der Brocken des Harzwaldes, noch der Kreuzberg der Rhön ein ähnliches bieten. Anmuthig, wohlgerundet, nicht dem Blick allzufern gerückt, liegt das herrliche Land Thüringen mit Städten und Dörfern, Schlössern und Burgen in reizender Gruppirung unter dem Schauenden. Alles Zaubergold, das Mythe, Mähr und Sage, Romantik und Poesie in Thüringens Berge und Wälder streuten, liegt hier leuchtend zu Tage. Alle die sagenumklungenen Höhen: der Hörselberg, der hohe Wartberg, die graue Wartburg, der fabelhafte Kyffhäuser, die Gleichen, Tenneberg, und so mancher Berg und so manche Burg, alles ist hier wie Blumen zu einem großartigen Poesiekranz gewunden, der sich um den Hochgipfel des Inselsbergs schlingt, und dieser selbst gleicht einer Zauberinsel.“

Der Genuß der unvergleichlich schönen Aussicht ist neuerdings durch ein trefflich gezeichnetes Panorama des Inselsbergs um ein Bedeutendes erhöht worden. Dies Meisterwerk der Federzeichnung rührt vom Herrn Obrist von Pländner zu Gotha her, dem rüstigsten und intelligentesten aller Bergwandrer, der unsern ganzen Thüringerwald kennt, wie kein Mensch weiter, und mit seltener Liebe an diesem schönen Gebirge hängt. Das Panorama, das nur eine begeisterte Liebe für den Inselsberg in dieser Vollendung hervorrufen konnte, ist

*) In „das Mineralbad Liebenstein, seine Kaltwasser-Heilanstalt und seine Umgebungen. Verlags-Comptoir in Gotha 1842.“

in Bandform, 90 Zoll lang, illuminirt und mit einem Commentar bei Justus Perthes in Gotha unter dem Titel (1839) erschienen: „Der Inselsberg und seine Aussicht, dargestellt und erläutert durch J. von Plänckner.“ Kein Reisender aus den höhern Klassen der Gesellschaft sollte den Berg ohne dieses Werk besteigen. Für den nordwestlichen, schönsten Theil des Thüringerwaldes ist diese Zeichnung ein großer Gewinn, sie ist das schönste Denkmal des Inselsbergs, und wie Herr v. Plänckner dadurch den Berg geehrt, so verdient er selbst Verehrung für so viel Liebe und Fleiß.

Außer der bezaubernden Aussicht treibt meist noch ein andrer, nicht minder reizender Grund zum Besuche des Inselsbergs: das prachtvolle Schauspiel des Sonnenaufgangs. In dieser Beziehung werden aber die meisten Gäste getäuscht. Es ist selten, daß man die Sonne in ihrer ganzen ungetrübten Schönheit aufgehen sieht. Weit häufiger kann man einen reinen Sonnenuntergang genießen, der an Pracht und Herrlichkeit dem Aufgange nicht nur nicht nachsteht, sondern gewiß ihn noch übertrifft. Nach dem Versinken des Tagesgestirns tritt die Natur erst in ihre rechte Verklärung; es ist als ob die Gegenstände mit einem durchsichtigen Duft überzogen wären, der sie dem Auge näher brächte; die Ferne ist wie mit einer magischen Klarheit überhaucht; Alles ruht in hehrer, stiller Feier; allmälig tritt die weiteste Ferne in ungewisse Dämmerung; der Schleier der Nacht überspinnt auf uns zuwallend die Gegenstände. Tritt nun der Vollmond hinter den östlichen Höhen hervor, erst roth und ohne Glanz, dann erbleichend und sein Silbergewebe über die Erde spinnend, fangen die Sterne an hell und heller zu glänzen, wie man sie in der Tiefe niemals sieht: dann erlebt der staunende, mächtig ergriffene Berggast eine Stunde voll Erhebung und Andacht, voll hoher, unaussprechlicher Genüsse, wie sie das Leben nur wenig bietet. Wahrlich, nur der kennt die tiefsten Gefühle seiner Seele, der eine solche Nacht auf dem Gipfel eines hohen Berges zubrachte. Und kein Berg eignet sich zu solchen seelischen Genüssen mehr als der Inselsberg. Wenn nun der Morgen aufglüht, wenn der Osten sich schmückt mit unaussprechlicher Pracht, wenn der erste Strahl der aufsteigenden Sonne den erhabenen Bergaltar, auf welchem wir entzückt stehen, grüßt, dann werden fromme Gefühle wach, wie sie Ludwig Bechstein in seinem „Morgengebet auf dem Inselsberg“*) so schön ausgesprochen hat:

„Sonne küßt die Bergeshäupter bräutlich, wie zum erstenmal,
Und die alten Riesen glühen jugendlich im neuen Strahl.

---

*) Gedichte von Ludwig Bechstein. Frankfurt am Main 1836 Seite 410.

Und die Waldeswipfel rauschen ihren Gruß im vollen Chor,
Blumen grüßen, und die Wiesen senden Opferduft empor.

Auf der Höhe hingesunken vor der Fülle deines Lichts,
Engelselig, wonnetrunken, fühl' ich dennoch tief mein Nichts,
Und verstumme; nur die Seele fleht noch zu dir hingewandt:
Segenspender aller Länder, segne du mein Heimathland."

Ludwig Storch.*)

---

*) Ich habe in dieser Beschreibung Manches aus meinem „Wanderbuch durch den Thüringerwald (Gotha, Verlagscomptoir)" benutzt. Es wird mir schwer Etwas, was ich aus voller Seele gesprochen, später noch einmal mit andern Worten zu sagen. Es würde gekünstelt und unwahr sein. Lieber will ich den Vorwurf ertragen, ich habe mich hie und da selbst abgeschrieben.

L. St.

Erfurt.

Vorbemerkung. Die Beschreibung eines so wichtigen Punktes, als Erfurt ist, aus recht gediegener Quelle, und aus der Hand eines von dem Sonst und Jetzt Erfurts genau orientirten Mitarbeiters an unserem Werke zu erhalten, mußte natürlich ein vorzüglicher Wunsch sein, und die Redaction, wie die Verlagshandlung ließen es an Bemühungen deshalb nicht fehlen. Ein eigener Unstern hat jedoch über der Beschreibung dieses Artikels gewaltet, indem er von drei völlig befähigten Schriftstellern übernommen, von keinem aber geliefert wurde, ja von dem Letzteren derselben die Redaction länger als ein Jahr mit Ablieferung des Manuscripts hingehalten, und am Ende doch getäuscht ward. — Ohne Erfurts Beschreibung darf jedoch unser Werk nicht enden, daher wagt sich der Unterzeichnete an die Ausfüllung dieser Lücke, mit der Bitte um freundliche Nachsicht, wenn es ihm nicht so gelingen sollte, als es gewiß den drei erwähnten Herren gelungen sein würde, wenn sie es für wichtig genug gehalten hätten, ihre gegebenen Zusagen zu erfüllen.

Friedrich v. Sydow.

Die Stadt Erfurt erhebt ihren alternden Scheitel fast in der Mitte Thüringens, doch weit näher an den Thüringer=Waldgebirgen, als an den Vorgebirgen des Harzes, in welche sich die nördlichen Gegenden Thüringen hinüberziehen. — Eine von mäßigen Höhen fast rings umkränzte Ebene umfängt sie in ihrem fruchtbaren und anmuthigen Schooße.

Von den in einer ununterbrochenen Reihe mit den eigentlichen Thüringer=Waldgebirgen zusammenhängenden Gebirgen um Arnstadt, erstreckt sich, dem Laufe der Gera entlang, ein sanfter Höhenzug von Süden gegen Norden herab, und erhebt sich mittelst der Anhöhen

bei Stedten, Bischleben und Möbisburg in den Steiger, welcher mit seinem Fuße beinahe die Mauern von Erfurt berührt. — Von denselben Arnstädter Bergen läuft ein anderer Höhenzug gegen Osten nach Kranichfeld und Tonndorf hin, die Kranichfelder und Tonndorfer Berge aber setzen sich in nordwestlicher Richtung fort, indem sie in den sogenannten alten Steiger übergehen, mit den vorhin gedachten Anhöhen wieder zusammen kommen, als Fortsetzung den Herrenberg zwischen Melchendorf und dem ehemaligen Dorfe Daberstädt bilden, und gegen Norden in einen neuen Höhenzug auslaufen, von welchem der Stollberg einen Theil ausmacht, und welcher weiterhin über Kerpsleben und Schwerborn sich allmählig über das flachere Land hinabsenkt, während sich ein anderer Arm desselben Höhenzuges über Wieselbach und Hopfgarten in den Uzberg und den weit ansehnlicheren Aethersberg, das Haupt der mittelthüringischen Berge, hinaufzieht. An die Arnstädter Berge schließt sich endlich noch ein dritter Arm mit nordwestlicher Richtung, der schon in der Nähe von Arnstadt die sogenannten drei Gleichen, weiterhin aber den Seeberg bildet, und sich mit diesem bis nach Gotha erstreckt. Kleinere Arme laufen von diesem nach verschiedenen Richtungen in's Land herein, die zum Theil besonders dem Laufe der Apfelstädt folgen, und sich so mit den Anhöhen an der Gera vereinigen, zum Theil aber mehr die Gegend zwischen Gotha und Erfurt einnehmen und sich hier in der Cyriaksburg endigen. Diese ist dem Steiger so weit genähert, daß zwischen beiden nur ein enger Durchschnitt bleibt, durch welchen sich die Gera hindurchwindet. — Mit der Cyriaksburg in ziemlich unmittelbarem Zusammenhange steht zunächst der Petersberg, der mit dem Dom- und Severi-Berge schon einen Theil der Stadt Erfurt selbst bildet; die Cyriaksburg erscheint übrigens noch als der Anfang eines neueren Höhenzuges, zu dem ohnweit der Stadt die sogenannte Schwedenschanze gehört, und der sich dann über Bindersleben, Salomonsborn und Tiefthal nach Witterda und Groß-Fahnern in die Gegend von Langensalza hinzieht, unterwegs aber mit der Schwellenburg, zwischen Tiefthal und Kühnhausen, so wie mit dem Walschberge zwischen Walschleben und Dachwig, und anderen kleineren Anhöhen dieser Gegend in Verbindung steht. — Während sich diese Anhöhe von der östlichen Seite ziemlich merklich und beträchtlich erhebt, senkt sie sich auf der andern Seite nicht eben so merklich wieder hinab, sondern bildet eine hochliegende Ebene, die gewöhnlich auf den Bergen genannt wird. — Zwischen diesen Höhenzügen bleibt nördlich von Erfurt eine große Oeffnung, mit freier Aussicht auf die Gegenden an der Unstrut, die nur zum Theil durch den Rothen-Berg unterbrochen wird, der sich zwischen Ilversgehofen, Mittelhausen und Stotternheim, gleichsam von allen benachbarten Bergen völlig abgeschnitten, erhebt.

Die Gera drängt sich, nachdem sie bei dem Dorfe Hochheim vorbeigeflossen, durch den engen Zwischenraum zwischen dem Steiger und der Cyriaksburg hindurch nach Erfurt, durchströmt in mehrere Arme getheilt das Innere der Stadt, und verläßt dieselbe in zwei

fortwährend getrennt bleibenden Armen wieder. An Quellen ist die Gegend reich, unter denen aber wohl keine merkwürdiger sind, als die, welche am Fuße des Steigers, ganz in der Nähe von Erfurt, den Dreienbrunnen bilden, von welchem später die Rede sein soll. Selbst Quellen mit heilkräftigen Eigenschaften hat man mehrere entdeckt, doch selten einen bedeutenden Gebrauch davon gemacht, in neuester Zeit jedoch scheint sich ein am Fuße der Cyriaksburg nach dem Dorfe Hochheim zu aufgefundener Gesundbrunnen mehr als alle früheren zu bewähren, und, wenn es nicht bloß dem Reiz der Neuheit zuzuschreiben ist, auch einer zahlreichen Frequenz zu erfreuen.

Nach Maßgabe der Verschiedenheit des Bodens ist die Gegend um Erfurt von der Natur mit einem großen Reichthum, zum Theil schöner und seltener Pflanzen ausgestattet, und die Abwechselungen welche sowohl die Hand des Schöpfers, als die Bemühung der Menschen bereitet haben, gewähren nach allen Richtungen hin, den angenehmsten und erfreulichsten Anblick.

Wenden wir aber den Blick auf Thüringens alte, ehrwürdige Stadt selbst; — sehen wir, wie, trotz der Alles zerstörenden Zeit, die an ihrem Innern vorzüglich nagte, ihre hohen Häupter, ihre altergrauen Thürme noch immer stolz und kühn in die Lüfte ragen; und wir theilen gewiß die Ahnungen der Vergangenheit, welche den Wanderer der sich ihr nahet ergreifen, — und der Wunsch nach möglichst genauer Kunde von ihrer Entstehung und ihrer Geschichte wird gewiß lebhaft in uns; deshalb sei es versucht, so viel es der beschränkte Rahmen gestattet, von diesem so reichhaltigen als merkwürdigen Gemälde hier aufzunehmen.

Erfurts erster Ursprung ist leider mit einem dichten Dunkel umhüllt, in welchem nur die Irrlichter fabelhafter Sagen umhergaukeln, und das jedes aufklärenden Lichtstrahls geschichtlicher Wahrheit ermangelt. Wir wissen nur, daß im Anfange des fünften christlichen Jahrhunderts, und wohl auch geraume Zeit nachher, der mittlere Theil Thüringens noch weit herein mit dichtem Walde bedeckt war, daß Sümpfe die Thäler unzugänglich machten, die uferlosen Flüsse sich wild über die Ebenen ergossen, und sich nur einzeln zerstreut Hütten menschlicher Bewohner fanden, bis diese allmählig mehr Veranlassung fanden, das Wasser in seine Ufer zurück zu drängen, den Wäldern und Sümpfen urbares Land abzugewinnen und sich in gemeinschaftliche größere Wohnplätze zu versammeln. — Auf solche Weise mag wohl auch Erfurt entstanden sein, dessen Name von einem Müller Erf an einer Furt der Gera wohnend, abgeleitet wird.

Erst mit der Ankunft des heiligen Bonifacius verbreitete sich ein helleres Licht auch über diese Gegend. Er fand Erfurt als eine Stadt von heidnischen Ackerleuten bewohnt, und wahrscheinlich noch von geringem Umfange; doch erschien sie ihm bedeutend genug, hier (741) ein Bisthum zu errichten, und bei dieser Gelegenheit die Marien- oder Dom-Kirche, nebst einem Mönchs- und einem Nonnenkloster zu gründen.

Das Bisthum ging zwar mit dem Märtyrer-Tode des von Bonifacius eingesetzten Bischofs Adelar (755) wieder ein, und sein Sprengel wurde dem Mainzischen einverleibt; aber die christliche Religion blieb von der Zeit an fest begründet; mit ihr wurden zugleich die ersten Keime einer höhern geistigen, sittlichen Kultur an's Licht gerufen, und es ergiebt sich aus dem Anfange schon die Grundlage zu Erfurts Blüthe.

Obgleich Bonifacius die Bewohner Erfurts blos Ackerleute nennt, so finden sich doch Spuren, daß nicht lange nach seiner Zeit, sich auch ein gewisser Handelsverkehr in Erfurt bildete. Dies soll besonders durch slavische Familien bewirkt worden sein, welche aus ihren gewöhnlichen Wohnsitzen jenseit der Saale sich tiefer in's Land hereinzogen, und am rechten Ufer der Gera niederließen, wo sie sich mit Handel beschäftigten, während die früheren, ursprünglich deutschen Bewohner dieser Gegend, die sich am linken Gera-Ufer angebaut hatten, sich fortwährend mehr auf Ackerbau und Viehzucht legten. Von diesem Umstand leitet man es ab, daß jener Theil der Stadt am rechten Ufer der Gera, den Namen unter den Kaufmännern erhielt, dessen Spuren wir noch heutigen Tages, sowohl in der Kaufmannskirche, als in der Krämerbrücke erkennen. — Begünstiget durch seine vortheilhafte Lage, wie durch den Fleiß seiner Bewohner, wuchs Erfurt schnell an äußerer Größe und innerem Wohlstande, und war schon zu Carl des Großen Zeiten so bedeutend, daß derselbe (805) es zu einer Stapelstadt machte, mit der Bestimmung, daß die Kaufleute hier für einen gewissen Bezirk ihre Niederlage zu halten hätten. — König Ludwig der Deutsche hielt hier (852) einen Reichstag, und Heinrich I. (932) eine Kirchenversammlung. Auf Veranlassung jener denkwürdigen Kriege mit den Ungarn, wurde Erfurt durch den Letztern, gleich vielen andern nordteutschen Städten, befestiget, und bei dieser Gelegenheit auch das bis dahin abgesonderte Dorf Schilderoda in der Gegend der jetzigen Andreas-Kirche mit der Stadt vereinigt. — Der Erzbischof Wilhelm von Mainz, welchem sein Vater Otto der Große (um 960) die Regierung Thüringens übertrug, scheint die innere Verfassung der Stadt Erfurt in eine gewisse Ordnung gebracht zu haben. Außerdem soll Wilhelm auch die Befestigung der Stadt verbessert, und zu größerer Aufnahme derselben, verschiedene adelige Familien vom Lande herein gezogen haben. —

Unter den folgenden Königen nahm Erfurt häufig (und zwar meist zu seinem Schaden) Antheil an den Kriegen und Empörungen, welche die Ruhe Deutschlands, und besonders Thüringens störten; war aber auch öfters der Schauplatz bedeutender Staats- und Kirchenversammlungen. — Die Bemühungen des Stammvaters der Thüringischen Landgrafen, Ludwigs des Bärtigen, (seit 1036) um die Cultur Thüringen, wurden auch für diese Stadt, wegen ihres Verkehrs mit den Thüringer Waldgegenden, wichtig; und auch im Innern erhielt Erfurt in dieser Zeit manchen ansehnlichen Zuwachs, besonders an geistlichen Stiftungen und Gebäuden, unter denen das

günstig für den Landgrafen und die Erfurter endete, nachdem die Macht des vordem großen Hauses Orlamünde für immer gebrochen war. — 1343, noch während dieses Krieges, erkaufte Erfurt von den Grafen von Gleichen, die aus 15 Dörfern bestehende Grafschaft Wiselbach, erwarb bald nachher (1346) wiederkäuflich die festen Schlösser Tonndorf und Mühlberg, und kaufte (1348—50), das wichtige Amt Kapellendorf, bestehend aus dem Schlosse dieses Namens und 13 Dörfern, wovon einige Theile unmittelbar vom Kaiser und Reiche zu Lehen gingen. Mit der kaiserlichen Bestätigung aller dieser Besitzungen wurden den Erfurtischen Rathsmeistern auch adlige Rechte zuerkannt, und mit dem Schlosse Kapellendorf war ihnen zugleich das Münzrecht zu Theil geworden; auch erkauften sie (1354) die bis dahin dem Erzbischof zuständige Münze, — eine, in Hinsicht des Handels besonders wichtige Erwerbung. — Bei der Streitigkeit um das Erzstift Mainz, zwischen den Söhnen Landgraf Friedrich II. und dem Grafen Adolf von Nassau (1374), konnte Erfurt nicht ohne Theilnahme bleiben; es erklärte sich mit Eifer und Nachdruck für Adolf, ohne der sich dadurch zugezogenen Reichsacht und des päpstlichen Bannes zu achten. — Die Stadt wurde vergebens von der vereinigten Macht Kaiser Carl IV. und der Landgrafen, sechzehn Wochen lang belagert, und ihr beharrlicher Widerstand trug nicht wenig dazu bei, Ludwigs Absichten endlich ganz zu vereiteln, — welcher den Erzbischöflichen Stuhl einnehmen wollte und sollte. — Adolf ließ die Anhänglichkeit der Stadt Erfurt nicht unvergolten; denn durch seine Verwendung erhielt sie die päpstlichen Privilegien für die neu zu begründende Universität, die jedoch erst nach seinem Tode (1392) eröffnet wurde, und sowohl wegen damaliger Seltenheit der Universitäten, — Erfurt war damals die fünfte in Deutschland, — als auch bald durch den Ruhm und die Verdienste ihrer Lehrer nicht geringes Aufsehen machte, und den Glanz der Stadt beträchtlich vermehrte.

Die immerfort wachsende Macht und der Glanz Erfurts trug, wie dies die Geschichte anderer Orte ebenfalls lehrt, in sich selber den Keim ihres Verfalles. Die Eifersucht der Kurfürsten von Mainz ward rege, und sie strebten immer eifriger dahin, die Stadt ihrer unbedingten Herrschaft zu unterwerfen; — auch erwuchs Erfurt während seiner innern Streitigkeiten in den mächtigen Herzögen von Sachsen ein neuer gefährlicher Nachbar (1440). Sie stellten das fast vergessene landgräfliche Geleitsrecht durch Thüringen, sowie die alte Schirmvoigtei über das Marienstift wieder her, und suchten daraus eine Schutzgerechtigkeit über die ganze Stadt zu entwickeln. Erfurt war die Seele des 1447 zwischen dem Kurfürsten von Sachsen und mehreren Bischöfen, Grafen, Herren, Edelleuten und Städten zu Erhaltung des Friedens und der Ordnung in Thüringen geschlossenen Bündnisses, nahm zwar an dem dessenohnerachtet ausgebrochenen, verderblichen **Bruderkriege** keinen thätigen Theil, wirkte aber sehr einflußreich auf den 1451 erfolgten Frieden. Bei der Vertreibung der bekannten Herren von Vitzthum aus Thüringen, und

der Eroberung aller ihrer Schlösser und Burgen, zeichneten sich die Erfurter vorzüglich aus.

In dem Jahr 1472, machte man den Anfang einen neuen Wall um die ganze Stadt mit Einschluß der sich durch die zunehmende Bevölkerung beträchtlich erweiterten Vorstädte aufzuführen, welcher auch in demselben Jahre großentheils vollendet wurde. Während man aber auf die äußere Sicherheit bedacht war, drohete im Innern Vernichtung, denn am 19. Juni 1472 brach an mehreren Stellen zugleich eine furchtbare Feuersbrunst aus, und legte fast die Hälfte der Stadt in Asche; selbst der Dom und die Severi-Kirche wurden in ihrem Innern zerstört, und in einem glühenden Strome floß das geschmolzene Metall ihrer prächtigen Glocken die hohen Stufen herunter.

Dieser große Brand, von welchem sich Erfurt nie wieder ganz erholte, eröffnete gewissermaßen eine Reihe entscheidender Unglücksfälle, und es sind seitdem nur noch die Spuren von Erfurts ehemaliger Größe zu erkennen. Der Mordbrenner, ein entlaufener Mönch aus dem Kloster Pforte, wurde zwar ergriffen und litt eine schreckliche Todesstrafe, aber die Vollziehung derselben verursachte der Stadt noch einen beträchtlichen Aufwand. — Die Erfurter fühlten jedoch durch dies Unglück ihren Muth so wenig gebrochen, daß sie schon 1474 dem Kaiser zur Belagerung von Neuß eine stattliche Kriegshülfe sandten; auch wurde die Befestigung der Stadt in der angefangenen Weise vollendet, und überhaupt würde sich Erfurt vielleicht auch von jenem großen Schaden völlig erholt haben, wären nicht noch andere verderbliche Ereignisse in rascher Reihenfolge hinzugetreten, welche die Kraft der Stadt allmählig erschöpften.

Wir überspringen einen Zeitraum von 43 viel und mitunter schrecklich von außen, mehr aber noch von innen bewegter Jahre, in welchen, wenig erfreuliche Lichtpunkte abgerechnet, wuthentbrannter Partheienkampf in weltlichen und geistlichen Angelegenheiten, Vorurtheil, roher Uebermuth und Zügellosigkeit in vielfach wechselnden Gestalten die Schranken der Gesetzmäßigkeit überschritten, und bis zu den fürchterlichsten Gräueln, ja bis zur Vergießung von Bürgerblut ausarteten, selbst jenes Schreckensjahr, in welchem alle diese Gräuel ihren Culminationspunkt erreichten (1510), welches unter dem Namen des tollen Jahres als ein schwer zu vertilgender Flecken in Erfurts Annalen aufgezeichnet ist, wollen wir übergehen, und für die ausführliche Beschreibung jener unglückseligen Periode auf das 1829 erschienene Werk: „Erfurt und seine Umgebungen," von Dr. H. A. Erhardt, verweisen; aber auf's Neue verweilen müssen wir bei dem Zeitpunkt, wo Dr. Luthers, eines ehemaligen gelehrten Mitbürgers der Erfurter Hochschule am 31. October 1517 in Wittenberg an's Licht getretene Sätze gegen den Ablaßhandel, in Erfurt bekannt wurden, daselbst wie überall großes Erstaunen verursachten, und dem Streben der meisten Erfurter Gelehrten eine ganz neue, bestimmtere Richtung gaben. — So tief indessen der Streit über Luthers Lehren auch eindrang, so behielt er doch auch hier lange

die Eigenschaft eines bloßen Meinungskampfes, bis (1520) die durch Luthers persönlich erbitterten Gegner Dr. Eck in Rom ausgewirkte päpstliche Bann-Bulle erschien, und in Deutschland verbreitet wurde. — Mit dieser Erscheinung begann auch im öffentlichen Leben die entschiedene Trennung der Partheien, und es entspann sich eine neue, innere Zwietracht, für eine Stadt, wo Uneinigkeit ohnedies zu den Grundübeln gehörte, doppelt verderblich. — Luther kehrte auf seiner Reise zum Reichstage nach Worms (den 6. April 1521) in Erfurt ein, wurde von seinen Freunden und Verehrern auf's Feierlichste empfangen, und hielt auf allgemeines Verlangen am ersten Sonntage nach Ostern eine eindringliche Predigt in der Augustiner-Kirche über den Text: „Habt Frieden!" — Dessen ohnerachtet brach, als der treue Lehrer kaum seine Reise fortgesetzt hatte, im gräßlichsten Widerspruche mit seinen Ermahnungen zu Friedfertigkeit und Sanftmuth, eine der verderblichsten Friedensstörungen aus. — Die beiden Dechanten des Dom- und Severi-Stiftes (Luthers Feinde) beabsichtigten diejenigen Geistlichen, welche an Luthers Empfang Theil genommen hatten, von ihren Stiftern auszuschließen. — Als nun Johann Draconites, welcher zu diesen Geistlichen gehörte, in die Severi-Kirche kam, seines Amtes als Canonicus zu warten, empfing ihn der Dechant nicht allein mit heftigen Vorwürfen, sondern riß ihm sogar die geistliche Amtskleidung von Leibe und stieß ihn aus der Kirche. Draconites wendete sich wegen der erlittenen Beschimpfung an die Universität, wodurch die Sache zur Kenntniß der Studenten kam; diese machten sich sogleich in Schaaren auf, um in Gesellschaft mißvergnügter Bürger an den Verfolgern jenes geachteten Mannes eine tumultuarische Rache zu nehmen. Sie drangen mit stürmender Hand in die Häuser mehrerer Stiftsgeistlichen, verwüsteten was ihnen vorkam und überfielen in ihrer blinden Wuth auch unschuldige, sonst geachtete Männer. Zwar wurde diesem Unfuge noch zeitig gesteuert, doch blieb dieser Auftritt von den Gegnern der Reformation nicht unbenutzt, um diese selbst als Quelle des Aufruhrs zu bezeichnen. Gleichwohl vermochte nichts die Wiederholung solcher Auftritte zu verhindern; Studenten und Bürger rotteten sich (am 12. Juni) abermals zusammen, brachen in die Häuser vieler Geistlichen ein, und wütheten ärger als zuvor gegen sie; ja sie stürmten endlich sogar das Erzbischöfliche Gerichtshaus zur rothen Thür, und machten es beinahe der Erde gleich. — Der Aufruhr wurde zwar durch die kräftigsten Maßregeln des Stadtrathes gestillt, aber die traurigen Folgen des Pfaffenstürmens — wie man jenen Unfug gewöhnlich nennt, — blieben nicht aus; er war für die Universität gleichsam der Grenzstein ihres Wohlstandes. Die meisten Studirenden verließen Erfurt, indeß der Zufluß von außen immer spärlicher wurde. Auch die meisten Gelehrten entfernten sich nach und nach, und die schöne Pflanzschule der Wissenschaften war in Kurzem verödet. — Dennoch litt die Kirchenverbesserung nicht unter diesen Uebeln: man fing gegen Ende des Jahres 1521 an, viele für heilsam erkannte Neuerungen des christlichen Wesens öffentlich einzuführen, und die Klöster wurden

von dem größten Theile ihrer bisherigen Bewohner verlassen. — Schon 1523 wurde regelmäßig in acht Kirchen evangelisch gepredigt. —

Auch der bekannte 1525 ausgebrochene Bauernkrieg ging nicht spurlos an Erfurt vorüber, denn unter Theilnahme vieler Erfurter Bürger richteten die eindringenden Rebellen in den Kurfürstlich Mainzischen Häusern, den Klöstern und andern Besitzungen der katholischen Geistlichkeit großen Schaden an, bis sie die Nachricht von der Schlacht bei Frankenhausen zerstreuete. Diese Vorfälle bestärkten den Kurfürsten von Mainz immer mehr in seinen Beschwerden gegen Erfurt, welche er schon 1521 bei dem Kaiser darüber angebracht hatte, daß sich Erfurt seiner Landeshoheit entzogen, wie über die Kränkung seiner geistlichen Rechte durch die Reformation und besonders durch das erwähnte Pfaffenstürmen. Er verlangte gänzliche Vertreibung der evangelischen Prediger und Rückkehr zu der alten Verfassung, und wirkte dazu einen kaiserlichen Befehl aus. Die Erfurter blieben jedoch standhaft und suchten Schutz bei dem Kurfürsten von Sachsen, durch dessen Verwendung ein gütlicher Vergleich eingeleitet wurde, der am 5. Februar 1530 zu Stande kam. — Da auch bald nachher die Irrungen mit Sachsen wegen des Geleitsrechtes (1533) und mit den Grafen von Gleichen wegen der Grenz- und Lehensverhältnisse (1534) durch Verträge beseitigt wurden, so genoß Erfurt hierauf eine mehrjährige, sehr wohlthätige Ruhe, die von innen nur durch die Religionsstreitigkeiten zwischen Evangelischen und Katholiken, und von außen durch den Schmalkaldischen Krieg (1547) vorübergehend gestört wurde. Diese Periode war für Erfurts Wohlstand höchst günstig und auch das wissenschaftliche Leben erhob sich wieder aus seinem Schlummer.

Eine ungetrübte Friedenssonne war jedoch Erfurt noch lange nicht beschieden. Zu festen Fuß hatte der Geist der Zwietracht in seinen Mauern gefaßt, und nicht allein die religiösen Beziehungen, auch politische und andere Angelegenheiten lieferten immer neuen Zündstoff, bemächtigten sich der Gemüther und zogen sie von den Gegenständen ihres wahren Vortheils, von Verbesserung der Gewerbe, des Handels und der Bildungsanstalten ganz ab, so daß die alten Quellen des städtischen Wohlstandes versiegten, und sich keine neuen eröffneten. Manche einträgliche Gerechtsame der Stadt gingen verloren, ja mehrere ihrer auswärtigen Besitzungen wurden ihr streitig gemacht und entzogen, die Universität verfiel nach kurzer, neu aufgelebter Blüthe wieder. Nur das evangeliche Gymnasium erfreuete sich, wenn auch ohne bedeutende Fortschritte, seiner ungestörten Erhaltung. — So von allen Seiten in unerfreulicher Lage, befand sich Erfurt bei dem Ausbruch des dreißigjährigen Krieges, und wir könnten ein eigenes Buch mit der Beschreibung der von außen und innen kommenden Noth und Drangsale jener Schreckenszeit füllen. — Der westphälische Friede (1648) brachte für Erfurt eine völlige Umgestaltung seines Staatsverhältnisses, und immer wieder durch innere Streitigkeiten, wurde diese Katastrophe beschleuniget. —

Mehrere patriotisch gesinnte Männer, welche sich der Hydra der innern revolutionären Gräuel mit Kraft und Energie entgegen stellten, fielen als blutige Opfer der fanatischen Wuth eines zügellosen Pöbels.

Endlich (1664) sahe der Kurfürst von Mainz wohl ein, daß er nur mit bewaffneter Hand die Erfurter zur Ordnung bringen könne, und setzte sich mit einer Executions-Armee, im August, dahin in Bewegung. — Ihrem Character getreu rüsteten sich die Erfurter zu kräftiger Vertheidigung; allein bald mußten sie sich überzeugen, daß ein hartnäckiger Widerstand ihr Schicksal nur verschlimmern könne, und so kam am 5. (15.) October eine Capitulation zu Stande, und am 11. (21.) October hielt der Kurfürst Johann Philipp als anerkannter unumschränkter Landesherr seinen feierlichen Einzug in Erfurt, wo man seit länger als 200 Jahren keinen Kurfürsten von Mainz gesehen hatte. — Johann Philipp war der Fürst wie ihn Erfurt bedurfte, um sich aus dem Abgrund, in den es versunken war, wieder etwas zu erheben, und es war zu beklagen, daß nach seinem den 12. Februar 1673 erfolgten Tode nicht ganz in seinem Geiste fortgearbeitet wurde, und daher noch immer viel zu wünschen übrig blieb. Hierzu kam noch, daß in den Jahren 1678, 1682 und 83 die Pest ungeheuere Verheerungen anrichtete, so daß Erfurts Bevölkerung seitdem ihre vorige Größe nie wieder erreichte.*)

Philipp Wilhelm, Graf von Boyneburg, fand daher, als er (1702) die Stadthalterschaft über Erfurt antrat, eine verarmte, verschuldete und entvölkerte Stadt, und die Einwohner in dumpfe Gleichgültigkeit gegen alles öffentliche Leben versunken, voll innern Unfriedens, und ohne Zutrauen und Liebe zu ihrer Regierung. Mit dem schönen Bewußtsein, Erfurt vom gänzlichen Verfalle gerettet, und seinen Wohlstand auf's Neue begründet zu haben, konnte dieser edle Mann am 23. Februar 1717 die Erde verlassen, und obgleich ihm kein in seinem Geiste fortwirkender Nachfolger ward, und vieles bald wieder in die alte Erschlaffung gerieth, so konnten doch die Spuren des von Boyneburg in Erfurt hervorgerufenen neuen Lebens nicht wieder verlöschen.

Ein schreckliches Ereigniß weckte Erfurt am 21. October 1736 aus vieljähriger Ruhe; es war der große Brand, welcher zwei Tage fortwüthete und 188 Wohnhäuser nebst vielen Hintergebäuden und Scheuern, und zwei ungangbare Kirchen zerstörte. — Wieder überaus thätig für Erfurts Wohlfahrt war die Regierung des Kurfürsten Johann Friedrich Carl aus dem Hause Ostein, und besonders wurden die Jahre 1752—58 durch viele Verbesserungen wichtig. Dem Handel und Fabrikwesen, wie den übrigen Gewerben wurde aufgeholfen, eine Merkantil-Deputation zu Gewinnung und Verarbeitung einheimischer Naturproducte errichtet, und (1754) die Akademie der

---

*) Im Jahre 1683 starben in der Stadt allein 8792, und in 36 von der Pest ergriffenen Dörfern 2610 Menschen.

Wissenschaften, mit ausdrücklicher Bestimmung, vornehmlich die innere Cultur zu befördern, gestiftet, die ganz verfallene Medizinal-Polizei hergestellt, und auch die Universität erhielt namhafte Verbesserungen. Das Fortschreiten auf diesem glücklichen Wege wurde nicht allein durch den siebenjährigen Krieg gehindert, sondern auch die Verwirrung welche sich in diesen neuen Drangsalen der Behörden bemächtigte, der noch immer nicht beschworene Geist der Uneinigkeit und des Mißtrauens, der Eigennutz unwürdiger Staatsdiener und manches andere innere Uebel, machten diesen Zeitraum zu einem der unglücklichsten, die Erfurt unter der Mainzischen Regierung durchlebte. — Kaum war (1763) der Friede geschlossen, als der Kurfürst starb; aber sich immer erneuernde und in wahre Gräuel ausartende, innere Bewegungen trübten die Regierungsjahre des Kurfürsten Emmerich Joseph, eines gelehrten, freisinnigen und mit dem besten Herzen begabten, aber leider durch manche unwürdige Creaturen für die Wahrheit verblendeten Fürsten. Manches Gute was er — besonders für die Universität — wollte, blieb theils unerreicht, oder wurde im Entstehen wieder vereitelt. Die 1771 stattfindende große Theuerung, und die ihr folgenden, viele Menschen hinwegraffenden, epidemischen Krankheiten, waren neue Uebel, welche der Kurfürst nach Kräften zu lindern suchte. Die wohlthätigsten Ereignisse seiner Regierung waren ohne Zweifel die Aufhebung des Jesuitenordens (1772), welcher so viel Unheil in Erfurt angerichtet hatte, und die Ueberweisung der Güter desselben zu einem Fond für das katholische Schulwesen; sein schönstes Vermächtniß aber, was er Erfurt hinterließ, war die Ernennung des Freiherrn Karl Theodor von Dalberg zum Statthalter von Erfurt, nach welchem er bald (1774) am Ziele seiner Laufbahn stand.

Was Dalberg unter der Regierung des trefflichen Kurfürsten Friedrich Carl Joseph für Erfurt gewesen und für dasselbe gethan hat, ist und bleibt in Erfurts Annalen unvergessen, und die Erinnerung an jene Zeiten, in welchen alles verfallene Gute wieder neu in's Leben trat, alles, was den Wohlstand beleben und fördern konnte, verbessert und neu organisirt, ein neuer friedlicher Geist zwischen Behörden und Bürger hervorgerufen, und dabei was das Leben von seinen schönsten Seiten erfassen lehrt, selbst das öffentliche gesellige Vergnügen gehoben und mit den wichtigsten Verbesserungen in Einklang gebracht wurde; diese Erinnerungen leben noch jetzt in Erfurts Bewohnern, und werden sich auf späte Generationen fortpflanzen. —

Der französische Revolutions-Krieg, der dem Erzstifte Mainz vor allen andern deutschen Staaten so verderblich wurde, bereitete auch Erfurt bedeutende Lasten, obgleich es dem eigentlichen Kriegsschauplatz fern lag. Dalberg wurde durch die Erhebung zum Fürst-Bischof von Constanz (1799) seinen Erfurtern etwas ferner gestellt, wenn er auch die dasige Statthalterschaft noch beibehielt. — Dreimal suchte der ehrwürdige Kurfürst, vor seinen Feinden fliehend, während dieses Krieges, in dem treuen Erfurt einen Zufluchtsort, und sahe sich, wie ein Vater von seinen Kindern, mit dem Entzücken der

Wehmuth empfangen; und als endlich der Lüneviller Friede die Ruhe wieder hergebracht, und er (am 18. Mai 1801) in die ihm noch gebliebene Residenz Aschaffenburg zurückgekehrt war, traf in der größten Spannung auf die bevorstehenden politischen Verhältnisse die Trauer-Botschaft in Erfurt ein, daß Friedrich Carl Joseph der Weise, der liebevolle Vater seiner Unterthanen, der treue Wächter der deutschen Verfassung (am 25. Juli 1802) aus den Stürmen des Lebens hinüber geschlummert sei zur Freude der Vollendung; und als sofort Dalberg nach Aschaffenburg abreiste, um die Regierung als längst erwählter Nachfolger anzutreten, dachte in Erfurt Niemand daran, daß der allgemein verehrte Statthalter für immer schied. — Nach wenig Tagen schon verbreitete sich die Nachricht, daß sich der König von Preußen Erfurt als einen Theil der ihm gebührenden Entschädigung ausersehen habe, und schon am 22. August 1802 zogen die Preußischen Truppen in Erfurt ein. Stadt und Land wurde für des Königs von Preußen Majestät feierlich in Besitz genommen, und es begann ein neuer Zeitraum für Erfurts Geschichte.

Die neue Organisation welche natürlich erfolgen mußte, war eben so wenig leicht auszuführen, als sie in manchen Beziehungen einen großen Theil von Erfurts Bewohnern schwer anzunehmen werden mochte; und wenn auch nicht in der ersten Zeit schon eine allgemeine gegenseitige Zufriedenheit statt fand, so verkannte doch der denkende Theil der Erfurter die wesentlichen Vortheile nicht, welche daraus erwachsen mußten, und das beginnende Jahr 1803 sahe schon manche merkwürdigen Veränderungen hervortreten. Am 30. Mai dieses Jahres sahe die Stadt ihren königlichen Herrn mit seiner allgeliebten Gemahlin zum erstenmale in ihren Mauern, und alle Bewohner fühlten sich von der Humanität und Milde des Herrscher-Paares mit festen Banden angezogen. — Jetzt begann auch erst die eigentliche Umbildung von Erfurts Verfassung, und manche neue Einrichtung trat schon, wenn auch nicht ohne Schwierigkeit in's Leben, und viele musterhafte Verordnungen des Preußischen Staates für alle Verhältnisse des öffentlichen und Privat-Lebens ließen ihre wohlthätige Wirkung nicht vermissen. — Der Universität wurde leider das Schicksal gänzlicher Auflösung zu Theil; dagegen aber ward bereits an einer dringend nothwendigen Reform des gesammten Schulwesens eifrig gearbeitet, als neue Stürme hereinbrachen, und die schönen Zwecke hinderten. Deutschlands Verfassung war zwar durch den Lüneviller Frieden umgewandelt, aber seine Ruhe keineswegs für die Dauer garantirt. Frankreichs Anmaßungen führten bald einen neuen Krieg mit Oestreich herbei, und Preußen durfte nicht unthätig zusehen; daher bewegte sich im Herbst 1805 das ungewohnte Schauspiel eines großen Heereszuges wieder auf Thüringens Fluren. Doch die Gewitterwolke zog diesmal noch ruhig vorüber. Das Jahr 1806 begann mit schmeichelnden Friedenshoffnungen und den Gerüchten von einer bevorstehenden Vertauschung Erfurts, letzteres wurde jedoch amtlich widersprochen. Frankreichs Uebergewicht in Deutschland erregte die ernstlichsten Besorgnisse, und Preußens König, von dem

allein man noch Rettung hoffte, warf sich als der letzte starke Damm dem Andringen jenes verheerenden Stromes muthig entgegen. Der Krieg wurde erklärt, und auf Thüringen, wo sich das große Beginnen entwickelte, auf Erfurt, als das Hauptquartier des Königs, waren die Augen aller Deutschen voll Hoffnung gerichtet. — Der unglücklich entscheidende Tag von Auerstädt und Jena (14. October 1806) ist mit blutiger Schrift in der Geschichte aufgezeichnet, und mit Entsetzen sahe Erfurt von den Schaaren, die vor wenig Tagen stolzen Muthes ausgezogen waren, nur flüchtige Trümmer zurückkehren. Schon am 17. October war Erfurts Uebergabe an die Franzosen vollzogen. — Ein Schleier falle über jene Tage der Schmach, der Angst und des Schreckens, wie der alle Kräfte erschöpfenden Leistungen, welche die an der großen Heerstraße liegende Stadt betrafen. Erfurt wurde vorläufig schon am 26. October von den Franzosen förmlich in Besitz genommen, und seine Verwaltung — in ihrem vorigen Gange — von französischen Behörden geleitet. — Der Friede zu Tilsit (am 7. Juli 1807) endete das Geräusch der Waffen für einige Zeit, und entschied mit dem Schicksal so vieler deutscher Provinzen, auch die Losreißung Erfurts von Preußen, als dessen Glied es kaum begonnen hatte sich mit Wohlgefallen zu fühlen. Erfurt blieb, unter unmittelbarer französischer Herrschaft, einem trostlosen unbestimmten Schicksale hingegeben. — In der nun, wie in dem größten Theile Deutschlands, auch in Erfurt beginnenden Sichtung, bewährten sich nur Wenige als treue Söhne des damals unglücklichen Vaterlandes, Viele hingegen ließen sich durch Eigennutz, Wankelmuth und Leichtsinn, oder durch irrige politische Grundsätze verleiten, ihr Herz dem Vaterlande zu entziehen, und sich mit Wohlgefallen in das fremde Joch zu schmiegen. —

Das Jahr 1808 machte sich für Erfurt durch die von Napoleon daselbst veranstaltete Monarchen-Versammlung merkwürdig, welche am 27. September begann und den 14. October endete. — Erfurt erhielt die glänzendsten Zusicherungen für seine Zukunft, worunter sich auch die Wiederherstellung der Universität befand. Alles dies blieb aber meist nur auf dem Papiere, ohne sich zu verwirklichen; das innere, immer tiefer eingreifende Elend wurde mit äußerem oberflächlichem Glanz und Pomp — ächt französisch — übertüncht, und es herrschte eine allgemeine Sittenlosigkeit, Eigennutz, Verwirrung, Unzufriedenheit aller rechtschaffen Gesinnten, und eine immer zunehmende Erschlaffung, als Napoleon jenen unvergeßlichen Feldzug nach Rußland begann. — Erfurt hatte mit Staunen den Auszug des gewaltigen Heeres gesehen, und war nun auch Zeuge des über alle Beschreibung traurigen Zustandes bei seiner Rückkehr. — Bei Friedrich Wilhelm III. Aufruf (im Frühjahr 1813) erwachte bei Allen, deren Herzen dem Gefühl der Vaterlandsliebe noch offen standen, die freudigste Hoffnung, doch Erfurt wurde aus diesem Himmel nochmals auf schreckliche Weise gerissen, als zu Ostern ein starkes, neu zusammengebrachtes französisches Heer in Erfurt und der benachbarten Gegend einzog, um auf's Neue den Kampf zu bestehen. — Die

Befestigung der Stadt wurde mit rastlosem Eifer betrieben, und die Naturzierden in ihrer Umgebung fielen als Opfer. — Erfurts ohnedies nur noch geringe Kräfte wurden im Laufe dieses Sommers bis zur Erschöpfung in Anspruch genommen, selbst die französische Militair-Conscription wurde eingeführt, und gab (am 19. Juli) zu einem fürchterlichen Auftritt zwischen den Erfurter Bürgern und dem französischen Militair Anlaß, in dessen Folge (am 4. August) zwei Bürgersöhne, nach kriegsgerichtlichem Urtheilsspruch, erschossen wurden.

Nach der für Deutschland und Europa entscheidenden Völkerschlacht bei Leipzig hatte Erfurt nicht allein während des Rückzugs der furchtbar zerrütteten Heerestrümmern unbeschreibliche Schreckenstage der Unruhe und betäubenden Angst zu bestehen, sondern auch die am 24. October beginnende Blokade von dem Preußischen Heer, führte neue, noch nie gekannte Schrecknisse herbei. — Durch Ausfälle der französischen Besatzung wurden die benachbarten Dörfer Daberstädt und Ilversgehofen zerstört, und in der Stadt selbst verursachte das Bombardement (am 6. November) eine Feuersbrunst, welche 121 Häuser in Asche verwandelte, und auch das prächtige Petri-Kloster nebst andern Gebäuden auf dem Petersberge, ward an diesem Tage ein Raub der Flammen. Was von Häusern in der Nähe des Petersbergs und Doms dem Feuer entgangen war, wurde von den Franzosen niedergerissen, um die Citadelle haltbarer zu machen, auf deren Vertheidigung sich zu beschränken der französische Commandant d'Alton beschloß. Bevor es jedoch dahin kam, erreichte durch die tägliche Plünderung und Brandschatzung der französischen Soldaten, durch Mißhandlung der Bürger, epidemische Krankheiten und andere fürchterliche Uebel das Elend den höchsten Grad. Endlich fand die Räumung der Stadt von den Franzosen und ihr Rückzug auf den Petersberg statt, und am 6. Januar 1814 besetzten die Preußischen Truppen unter Kleist von Nollendorf die Stadt Erfurt. —

Von diesem Augenblick an trat an die Stelle des vorigen, wildverworrenen Zustandes, die möglichste gesetzliche Ordnung, und Alles wurde aufgeboten, das bis auf's Höchste gesteigerte Ungemach zu mildern. Erfurts Bewohner selbst, von der neuen günstigen Schicksalsumwandlung ermuthiget, griffen mit Kraft und Eifer ein, und auch die Frauen blieben in schönen patriotischen Leistungen nicht zurück. — Aber der Erfurter Bürger hat sich nie an entfernter, mittelbarer Theilnahme begnügt, und war stets zum Kampfe für die gerechte Sache gerüstet; auch jetzt war dies der Fall, denn kaum war die Besitznahme der Stadt erfolgt, als sich schon Freiwillige in nicht geringer Zahl unter die Preußischen Fahnen stellten; — als die Errichtung der Landwehr mit Eifer betrieben, und zur Organisation des Landsturms geschritten wurde. Selbst das Bürger-Schützencorps widmete sich dem Dienst des Vaterlandes, und leistete unter andern durch Bewachung des Petersberges, während der noch fortdauernden Blokade desselben, treue Dienste.

Endlich, als der französische Befehlshaber durch einen Courier aus Paris die officielle Nachricht von dem Ende des Krieges und der Thronbesteigung des Königs erhalten hatte, ließ er (am 5. Mai) die weiße Fahne aufstecken, und am 16. Mai erfolgte die Räumung der beiden Citadellen und der Abzug der Franzosen, welches erfreuliche Ereigniß am 22. Mai durch ein kirchliches Dankfest gefeiert wurde, bei dem auch die majestätischen Glocken des nun wieder geöffneten Domes von Neuem erklangen.

Der heilbringende Friede begann nun die freilich zum Theil sehr tief geschlagenen Wunden zu heilen, und das allerdings noch lange fühlbare Ungemach auszugleichen; doch noch waren die Unterhandlungen des Wiener Congresses nicht zu Ende gediehen, als ein neuer Krieg mit Frankreich die kaum gewonnene Freiheit bedrohete und neue Opfer forderte, welche für die Rettung des Vaterlandes gern gebracht wurden. — Besonders ehrenvoll war es für Erfurt, daß seine Landwehr und ein Theil seiner freiwilligen Jäger bei der großen Entscheidungsschlacht von Belle-Alliance (den 18. Juni 1815) mit in Thätigkeit waren, und sich einen Antheil an den Ruhm jenes Tages und der darauf folgenden Ereignisse erwarben. Jetzt erst konnten manche noch unentschieden gebliebene Verhältnisse der Staaten geordnet werden; und obgleich durch die Theilung des bisherigen Erfurtischen Gebietes, und durch die Abtretung der Hälfte desselben an das Großherzogthum Sachsen-Weimar (im November 1815) viele Herzen bekümmert wurden, so war doch Erfurt so glücklich, ein Theil des Preußischen Staates zu bleiben, und feierte aus vollem Herzen mit allen den weit ausgedehnten Provinzen, die sich nunmehr zu Gliedern dieses wiedergebornen Staates vereinten, (am 18. Januar 1816) das Fest eines gesicherten Friedens.

Bei der neuen Gestaltung des Innern, ward Erfurt der Sitz der Regierung des nach ihm genannten Regierungs-Bezirks, und es hat diese Behörde vom Anfang ihrer Errichtung bis jetzt, von ihrer eben so weisen als thätigen Sorge für alle Angelegenheiten ihres Geschäftskreises und der Stadt Erfurt insbesondere, die unverkennbarsten Beweise gegeben. Die gänzliche Aufhebung der Universität ward in Folge Königlicher Cabinets-Ordre am 12. November 1816 feierlich vollzogen. — Die nun bis jetzt folgenden Jahre gewähren ein lebendiges Bild von dem bunten Wechsel des menschlichen Wesens und Wirkens, indem sie das Versinken des Alten, und das Aufblühen des Neuen dicht neben einander zu stellen fortfahren. — Die letzten noch übrigen Mönchsklöster und drei Nonnenklöster, nämlich das Schotten- und Augustiner-Kloster, und drei Nonnenklöster, das Neuwerks-, Cyriaks- und Martins-Kloster, wurden aufgehoben und die Locale derselben zu andern gemeinnützigen Zwecken benutzt, so daß von allen vormaligen Stiftungen dieser Art das Ursuliner-Nonnenkloster, aus Rücksicht auf seine Erziehungsanstalt allein noch sein Dasein behielt. — Auch die äußere Gestalt der Stadt wurde durch die Umschaffung ihrer Vestungswerke, unter welchen sich der Petersberg und die Cyriaksburg als Meisterwerke auszeichnen, durch die Erhe-

bung des Friedrich-Wilhelms-Platzes (ehemaliger Graden- und Rubenmarkt) aus den traurigen, seit dem Jahr 1813 zurückgebliebenen Ruinen zu einem anmuthigen Spaziergang und schönem Parade- und Exercierplatz, durch die Herstellung zweckmäßiger und anständiger allgemeiner Begräbnißplätze im Umfange der Stadt, durch den Bau neuer geschmackvoller Häuser an verschiedenen, wüste gelegenen Plätzen, und durch die Entstehung neuer Anlagen in ihrer Umgebung, mannichfach und zu ihrem großen Vortheil verändert. — Unter den eingeborenen Bewohnern Erfurts bleibt zwar zum Theil noch immer eine gewisse characteristische Originalität bemerkbar; indessen haben sich die rauhen Seiten, mit welchen sie im Lauf der vielbewegten Vergangenheit nicht immer günstig bezeichnend hervortraten, völlig abgeschliffen, so wie auch die alt-eigenthümlichen Sitten und Gebräuche der neueren, zeitgemäßen Politur, bis auf ganz einzelne Ausnahmen gewichen sind, das Gute von dem Alten aber ist geblieben; ein unerschütterlicher Heimathssinn, eine erlaubte Selbstachtung bei dem Rückblick auf die frühere Bedeutenheit und Selbstständigkeit der Stadt, ein treuer, fester Bürger- und Gemeinsinn, und es steht zu erwarten, daß sie, so wie sie sich in allem Diesen bei friedlicher erfreulicher Zeit bewähren, sie auch ihren Vorfahren an Kraft, Muth und Ausdauer nicht nachstehen würden, wenn sich über Erfurt (oder vielmehr über dem Vaterlande) der Horizont wieder verdunkeln sollte, was jedoch in der dagewesenen Weise, zum Heil der Menschheit nicht wieder zu befürchten sein dürfte.

Von den örtlichen Verhältnissen und Merkwürdigkeiten, heben wir nur Folgendes, als der Bemerkung besonders werth, heraus:

Erfurt hat mit allen alten Städten eine unregelmäßige Bauart gemein, welche jedoch hier weniger als an manchen andern Orten, unangenehm auffällt. In älteren Zeiten war die Stadt, und besonders der mittlere Theil derselben viel enger gebaut; aber die großen Feuersbrünste gaben Gelegenheit zu bedeutenden Veränderungen. — Obgleich die meisten der alterthümlichen Häuser, welche noch an den Character und die Begebenheiten der Vorzeit erinnerten, bis auf wenige verschwunden sind, so ließ sich doch das Gepräge des Alterthums im äußern Ansehen Erfurts noch keineswegs ganz verwischen. — Die meisten öffentlichen Gebäude, mit Ausnahme der Kirchen, sind neueren Ursprungs. In jeder Hinsicht ist der Verlust der prächtigen Peterskirche zu bedauern, die in dem ältern, sogenannten byzantinischen Styl eben so regelmäßig als großartig erbauet war; mit ihr ist ohne Zweifel der schönste und vollendetste von Erfurts Tempeln in Trümmern gesunken. — Die Zahl der Häuser hat bedeutende Veränderungen erfahren, und beläuft sich jetzt nur noch auf circa 3500 mit über 24,000 Einwohnern.*) — Auch die Eintheilung der Stadt, auf ihren Flächenraum gegründet, hat sich im Laufe der Zeit

*) exclusive des Militairs.

verschiedentlich umgestaltet, und ist seit dem Jahre 1826 ganz erneuert und besteht aus vierzehn Stadtbezirken. Die Anzahl aller Straßen, Plätze und anderer öffentlichen Wege innerhalb der Stadt beträgt gegenwärtig über 200. — unter den Gebäuden verdienen folgende einer besonderen Bemerkung:

1) Der Dom oder die Marienkirche hat viele Veränderungen erlitten, ehe sie die Gestalt erlangte, in welcher sie gegenwärtig noch als die erste Zierde der Stadt erscheint. Sie ist zuerst 743 von Bonifacius erbauet, wurde aber, da sie zu klein war, niedergerissen und 1153 neu aufgebauet, und später eine Vorhalle, das jetzt noch vorhandene Dreieck angefügt. Zu Ende des zwölften, oder zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, wurde der prächtige dreifache Thurm aufgeführt, und mit einem kostbaren Geläute ausgestattet, wie denn, nach dem Berichte der Chroniken, 1251, die erste über 300 Centner schwere, große Glocke gegossen wurde. Im folgenden Jahrhundert wurde die Kirche abermals erweitert, mit dem Bau des hohen Chors begonnen und die um die Kirche laufende Cavate angelegt. Die Zeit der Erbauung des Chors giebt eine Inschrift über einer Thür nach dem Kreuzgange zu an: **Incepta est haec structura hujus chori anno Dei MCCCXLIX. annunciationis M.** (Dieser Bau dieses Chores ist angefangen im Jahre 1349, am Tage der Verkündigung Mariä.) Die Kosten der Erbauung der Cavate mit den breiten Stufen sollen sich auf 142,886 Gulden, und des Chores auf 168,000 Gulden belaufen haben. An einen Pfeiler der Cavate befindet sich die Inschrift:

In Christi laude, felix Thuringia, plaude,
Cujus habes donis, tantis gaudere patronis.

(Jauchze, glückliches Thüringen, im Lobe Christi, durch dessen
Gnade du dich so großer Gönner erfreuen kannst.)

woraus zu schließen ist, daß bedeutende Wohlthäter Unterstützungen zu diesem Bau gereicht haben.

Erst ein Jahrhundert später kam jedoch die eigentliche Kirche, aber in einem ganz anderen Style und viel schlechteren Geschmack als der Chor, zu Stande. Kaum aber war der Dom in seiner jetzigen Größe vollendet, als (1472) der große Brand Alles was in seinem Innern brennbar war vernichtete, so daß selbst die Glocken im Thurme schmolzen. Erst 1497 wurde, an die Stelle der geschmolzenen großen Glocke, die noch jetzt vorhandene gegossen, welche ohne den Klöppel 275 Centner wiegt, (letzterer wiegt 11 Centner) und nur bei den größten Feierlichkeiten geläutet wird, weil man es wegen der mürbe gewordenen Mauern des Thurmes nicht wagt, sie öfter in völligen Schwung zu bringen. Unter dem Chor befindet sich die sogenannte Gruft (Crypta) eine unterirdische Kapelle von beträchtlicher Ausdehnung, die man ehemals am Charfreitage und

bei andern Trauerfeierlichkeiten benutzte. Eine genaue Beschreibung des äußern und innern Dombaues erlaubt hier der Raum nicht, und wir müssen deshalb auf die bereits erwähnte Erhardt'sche Beschreibung von Erfurt verweisen. — Von den innern Merkwürdigkeiten berühren wir nur: 1) das seiner auffallenden Größe wegen merkwürdige Bild des heiligen Christoph an der südlichen Mauer der Kirche. 2) Ein Kreuz woran eine bekleidete Person (nicht der Heiland) geheftet ist, dessen Ursprung und Bedeutung man nicht weiß. 3) Das aus der Peterskirche hierher gebrachte Grabmal des wegen seiner Doppelheirath berühmten Grafen von Gleichen; 4) diesem gegenüber, an der nach der Severi-Kirche führenden Thür, eine Gruppe aus Holz nicht übel gearbeiteter Figuren, die Grablegung Christi vorstellend, und 5) ein Kunstwerk aus neuerer Zeit, nämlich ein von dem Erfurter Bürger und Buchbinder Schropp aus Holz und Pappe angefertigter, aus 139 einzelnen Theilen bestehender, im Jahr 1828 der Domkirche geschenkter Kronleuchter. — Der Fußboden ist mit vielen steinernen und metallenen Grabmalen bedeckt. An der nördlichen Mauer im Chore befindet sich ein schön gearbeiteter Denkstein, den der Mainzische Vicedom Johann von Allenblumen wahrscheinlich zur Erfüllung irgend eines Gelübdes machen ließ. — Die ehemaligen, prächtig gemalten Glasfenster, sind durch Unglücksfälle größtentheils verschwunden, und zwar vor ohngefähr funfzehn Jahren bei einer innern Restauration zum Theil wieder ergänzt worden, erreichen jedoch nach sachverständigen Urtheilen, in keiner Beziehung den Werth der früheren.

2) Die Severi-Kirche, dem Dom gegenüber auf demselben Berge, von Bonifacius gleichzeitig mit der Marien-Kirche begründet, war gleich dem Dom manchen Veränderungen und rauhen Schicksalen unterworfen. Sie hat in ihrer Bauart manche, das Auge verletzende Mängel, wovon wir nur ihr unförmlich hohes, geschmackloses Dach erwähnen. Im Innern befinden sich verschiedene, nicht zu verachtende Gemälde; der im 15. Jahrhundert gearbeitete Taufstein aber, ist ein bewundernswürdiges Kunstwerk.

3) Die heilige Brunnenkirche am Fischersande, zu deren Begründung als Veranlassung erzählt wird, daß ein Räuber, welcher in einer Kirche die heiligen Gefäße gestohlen, und die noch darin befindlichen geweiheten Hostien in einen damals offenen Brunnen geworfen, lange nachher diesen Raub bekannte, worauf (1249) die Hostien durch den Erzbischof noch unversehrt aus dem Brunnen herausgefischt wurden. Zum Andenken wurde der Brunnen eingefaßt und noch in demselben Jahre die Kirche darüber erbauet, welche jedoch jetzt nur als eine Kapelle betrachtet wird.

4) Das nicht mehr vorhandene Peter-Kloster und seine Kirche auf dem davon benannten Petersberge, soll der Fränkische König Dagobert im Jahr 706 gestiftet haben, was jedoch nicht ganz glaub-

würdig erscheint. Es wurde zu Anfange des eilften Jahrhunderts von Canonicis bewohnt, welche jedoch durch Erzbischof Siegfried I. entfernt wurden, worauf 1059 ein Benedictiner-Kloster mit ansehnlichen Privilegien und Besitzungen entstand; — am 23. März 1803 wurde dies Kloster aufgehoben, und nachdem es im Innern und Aeußern durch Jahrhunderte Erfurt zur Zierde gedient hatte, verschwand es mit seinen beiden hohen, schlanken Thürmen bei dem Brand am 6. November 1813. Die Mauern der Kirche sind zu einem Fortifications-Gebäude benutzt worden.

5) Das Schotten-Kloster zu St. Jakob, Benedictiner-Ordens, 1306 durch Walter von Gleißberg gestiftet, der auch in der Kirche desselben begraben liegt, wurde später von dem Schottenkloster in Regensburg abhängig kam aber auf längere Zeit in Verfall bis zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts, von welcher Zeit an die Conventualen desselben Mitglieder der philosophischen Facultät waren, und sich zum Theil als gute Mathematiker und Physiker verdient machten. Im Jahr 1820 wurde es aufgehoben und zu andern Zwecken benutzt.

6) Das Kloster der regulirten Chorherren, Augustiner-Ordens, oder Regler-Kloster, vom Erzbischof Adalbert I. (1117, oder auch 1135) gestiftet, wurde von den meisten seiner Conventualen verlassen, und vom Rath eingezogen. Die Kirche dient jetzt mit zur Garnison-Kirche, gehört aber auch zu einer besondern städtischen Gemeinde.

7) Das ehemalige Dominicaner- oder Prediger-Kloster, wurde durch Graf Ilger von Hohenstein, der 1228 mit zwei Ordensbrüdern nach Erfurt kam begründet. Bei der Reformation, da die meisten Mönche das Kloster verließen, wurde die Kirche zu einer evangelischen Pfarrkirche in Besitz genommen, und erhielt unter den evangelischen Pfarrkirchen in Erfurt den ersten Rang, welchen sie auch in Bezug auf ihre Schönheit behauptet, da sie selbst von dem Dom nur an Größe und erhabener Pracht übertroffen wird, ihn aber an einfacher Planmäßigkeit und harmonisch-kunstvollem Zusammenstimmen aller Theile, den Vorzug streitig macht. Die Klostergebäude an der südlichen Seite der Kirche sind bis auf ein Nebengebäude; in welchem sich eine Schule befindet, verschwunden. — Im Innern der Kirche befinden sich viele Grabsteine, besonders von Mitgliedern alter Erfurtischen Patrizier-Familien. Das schätzbarste Denkmal wegen seines Alters und seiner Schönheit ist das eines Ritters Theoderich von Lichtenhayn vom Jahr 1266. Nicht weit davon befindet sich auch das Denkmal eines Grafen Günther von Schwarzburg, vom Jahre 1345 der als Mönch im hiesigen Kloster lebte.

8) Das ehemalige Franziskaner- oder Barfüßer-Kloster wurde 1232 gegründet. — Auch die Kirche dieses Klosters wurde

bald nach der Reformation, als die Mönche größtentheils das Kloster verlassen hatten, als evangelische Pfarrkirche in Besitz genommen. Sie ist im Bau der Prediger-Kirche ähnlich, bei weitem aber nicht so schön. — Am 8. Januar 1838 stürzte der mittlere Theil der Kirche zusammen, welcher Schaden jedoch nun wieder hergestellt ist.

9) Das Augustiner-Eremiten-Kloster trat zu zwei verschiedenen Zeiten in Erfurt auf. Zuerst 1277 wo sich die Mönche einen in der damaligen Gotthards-Pfarre erkauften Hof einrichteten, und ihnen die, angeblich schon 1131 gegründete Kapelle Philippi und Jacobi zur Kloster-Kirche übergeben ward, die sie nachher ganz neu und größer erbaueten. Martin Luther und Johann Lange (der erste Reformator Erfurts) gingen aus diesem Kloster hervor, in welchem überhaupt die Reformation frühzeitig vielen Eingang fand; auch wurde bald nach derselben die Kirche zur evangelischen Pfarrkirche erwählt. Nach völligem Abgang der Mönche, wurden in den Klostergebäuden 1561 das evangelische Gymnasium und 1669 das evangelische Waisenhaus angelegt, auch erhielt das evangelische Ministerium seinen Geschäftsraum daselbst. Der Theil, welchen das Gymnasium einnahm, wurde 1821 dem Martinsstifte und der städtischen Frei- und Erwerbschule eingeräumt. Die Kirche ist groß, aber von keiner ausgezeichneten Bauart. An ihrer nördlichen Seite erhebt sich der kleine, erst 1432 erbauete Thurm, und unter demselben an der Kirchmauer, sieht man die Ruinen einer alten Kanzel, von welcher ehedem dem Volke Reliquien gezeigt wurden. In dem Theile des Gebäudes welchen das Waisenhaus einnimmt, befindet sich noch die Zelle welche Luther als Mönch bewohnte.

10) Im Jahr 1629 entstand ein neues Augustiner-Kloster an der Wigberti-Kirche. — Zu Anfange des Jahres 1814 mußten die Mönche ihr Kloster verlassen, weil es zum Lazareth gebraucht wurde, und 1822 wurde es ganz aufgehoben und zu militärischen Zwecken vorbehalten. Die Kirche besteht noch als katholische Pfarrkirche. Das Innere derselben ist freundlich, nur etwas mit Verzierungen überladen.

11) Das Karthäuser-Kloster wurde 1372 von Johann Orthonis, Probst zu Dorla, auf einem damals außerhalb der Stadt gelegenen, die Wolfsweide genannten Platz gegründet. Merkwürdig war die Einrichtung der Wohnungen der Karthäuser, denn ihre Zellen bildeten nicht, wie in andern Klöstern, eine zusammenhängende Reihe von Zimmern, sondern einzelne, abgesonderte, kleine Häuserchen, die an den Kreuzgang angebaut, nur durch diesen miteinander verbunden, und von außen mit einer hohen Mauer umgeben waren. Nur der Prior hatte in dem größeren Klostergebäude eine freie Wohnung. Obgleich von mancherlei Stürmen, besonders im 30jährigen Kriege erschüttert, erhielt sich doch das Karthäuser-Kloster bis es 1803 aufgehoben, und später zur einer Fabrik eingerichtet wurde.

12) Das Kloster der regulirten Chorfrauen, Augustiner-Ordens, wurde 1194 von der Augustgasse an den Eingang des Hirschbrühls verlegt, wo es eine eigene Kirche erhielt, die nachher auch zur Pfarrkirche wurde. Durch einen großen Brand (1239) zerstört, erhielt es nach seiner Wiederherstellung den Namen des neuen Werkes. Die jetzt noch vorhandene Kirche nebst dem Kloster wurde 1730 zu bauen angefangen und 1735 eingeweiht. Im Jahr 1820 wurde das Kloster aufgehoben. Die Kirche besteht noch als katholische Pfarrkirche. Das Klostergebäude wird jetzt größtentheils für das königliche Schullehrer-Seminar und die mit demselben verbundenen Anstalten benutzt.

13) Das Cistercienser-Nonnenkloster stand anfangs in der Krämpfer-Vorstadt, wo es wahrscheinlich gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts erbauet wurde, ward jedoch schon 1303 in's Brühl an die Martins-Kirche verlegt. 1730 wurde es ganz neu erbaut, nach seiner Aufhebung 1820 aber in eine Kaserne umgeschaffen. Die Kirche besteht noch als katholische Pfarrkirche.

14) Das Magdalenen- oder Weißfrauen-Kloster erhielt schon 1258 vom Papst Alexander IV. einen Bestätigungs und Schutzbrief. Nach der Reformation ging es beinahe ganz ein. Kurfürst Johann Philipp wieß den letzten wenigen Schwestern desselben einen gewissen Unterhalt an, und übergab es 1667 dem Ursuliner-Orden. Da sich dieser Orden durch die Erziehung junger Frauenzimmer besonders verdient macht, so ist dies Kloster allein dem allgemeinen Schicksal der Aufhebung entgangen und erhält sich noch durch die von Zeit zu Zeit erfolgende Aufnahme neuer Ordensschwestern.

15) Das große Hospital in der Krämpfer Vorstadt, findet sich 1388 schon völlig eingerichtet, und hatte eine Kapelle St. Spiritus, aus welcher vermuthlich die jetzige evangelische Hospitalkirche entstanden ist. Das kleine Hospital, nicht weit von dem vorigen in der Hospitalgasse, wurde 1400 von einem gewissen Conrad von Duderstadt gestiftet. Es hatte ebenfalls eine Kapelle St. Mariä. —

16) Der Kaufmannkirche gebührt unter den übrigen, mit keinen sonstigen Stiftungen verbundenen Kirchen, der erste Rang. Sie war schon im eilften Jahrhundert vorhanden, ist aber in ihrer jetzigen Gestalt wahrscheinlich erst in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts erbauet worden. In der Reformationszeit war sie eine der ersten Kirchen, in welcher die evangelische Lehre verkündigt wurde. —

17) Die Allerheiligen-Kirche wurde 1125 gegründet, und ist bis jetzt beständig eine katholische Pfarrkirche geblieben.

18) Die Lorenz-Kirche ward 1140 durch den Vicedom von Erfurt Giselbert aus seinem Vermögen gestiftet und 1664 den Jesuiten zum Gebrauch angewiesen, wobei sie fortwährend katholische Pfarrkirche blieb.

19) Die Michaels-Kirche, um das Jahr 1193 von einem Erfurtischen Bürger Namens Walther, aus seinem Vermögen gegründet, kam nachher besonders mit der Universität, deren Hauptgebäude in ihrer Parochie lagen, in Verbindung.

20) Die Andreas-Kirche, im Jahr 1203 gegründet und 1399 dem Cyriaks-Kloster incorporirt. Bald nach dem Anfange der Reformation in eine evangelische Pfarrkirche umgewandelt.

21) Die Thomas-Kirche kommt schon 1372 als Pfarrkirche vor; sie ist unter den evangelischen Kirchen die kleinste.

Außer diesen Kirchen gab es auch noch mehrere Kapellen, welche jedoch theils eingegangen sind, theils zu andern Zwecken eingerichtet wurden. Unter den übrigen öffentlichen Gebäuden sind folgende vorzüglich zu bemerken:

1) Das Rathhaus, aus zwei Haupttheilen bestehend. Der nach der Marktstraße zu liegende Theil ist ein sehr altes, nach und nach ausgebautes, daher auch sehr unregelmäßiges und in vieler Hinsicht unbequemes Gebäude, welches wegen Baufälligkeit vor mehreren Jahren zum Theil niedergerissen und im Wiederaufbau begriffen ist. — Der neuere Theil nach der Rathhausgasse zu, ist von dem Statthalter von Boyneburg erbauet, und dient den meisten königl. Gerichtsbehörden zum Geschäftsraum.

2) Das Regierungsgebäude, ehemals die Stadthalterei genannt, bestehet, von außen angesehen, aus zwei verschiedenen Theilen. Der ältere, linke Flügel (ehemals ein großes Bürgerhaus) wurde 1698 zur Wohnung des Stadthalters eingerichtet. Boyneburg kaufte einige anstoßende Häuser dazu, und bauete 1715 den neuen Theil dieses großen Gebäudes, während der andere seine vorige Gestalt behielt, indem der Erbauer starb. Seit 1816 ist es der Sitz der damals errichteten königlichen Regierung, und zugleich die Wohnung des jedesmaligen Präsidenten.

3) Der Packhof am Anger, wurde schon 1705 zu bauen angefangen, und zu einem Kaufhause bestimmt. Ob dies Gebäude gleich, von Seiten des guten Geschmacks, nicht über allem Tadel erhaben ist, gereicht es doch, schon durch seine ansehnliche Größe, dem Anger zur Zierde. Es besteht aus drei Etagen, von welchen die untere zum Packhofe und Geschäftslocal des Haupt-Steueramtes,

die mittlere zum Landwehr-Zeughaus, und die oberste zu Verwahrung der königlichen Bibliothek bestimmt ist, zu welcher Boyneburg ebenfalls den Grund legte.

4) Das vereinigte königliche Gymnasium macht einen Theil des ehemaligen Stotternheimschen Gebäudes aus, welcher 1664 den Jesuiten zur Residenz übergeben wurde, wozu sie ihn anfangs nur nothdürftig einrichteten, 1737 aber das jetzige große und schöne Gebäude aufführten. Seit 1822 hat das vereinigte Gymnasium in demselben das zweckmäßigste und erwünschteste Local gefunden.

5) Von den ehemaligen Universitätsgebäuden ist das eigentliche Universitäts-Local bei der Michaels-Kirche nach mehrmaligen Veränderungen und nöthig gewordenen Restaurationen, nachdem es schon seit 1805 der Universität entzogen war, nach Aufhebung derselben, zu einem städtischen Arbeitshause benutzt worden. – Das seit 1448 bestandene Juristen-Collegium oder Juristen-Schule, ist dermalen zu einem städtischen Leihhause bestimmt.

Ueber die größeren Arme der Gera zählt man 17 steinerne Brücken und 15 hölzerne Stege, ohne die vielen kleinen Brücken über die Hirschlache und die Straßencanäle. Von den öffentlichen Brunnen der Stadt, ist keiner besonders ausgezeichnet. Erfurt hat 22 Wassermühlen mit 82 Gängen, 10 Oelmühlen, 1 Walkmühle, 1 Lohmühle und 2 deutsche Sägemühlen.

Auch unter den Privathäusern sind in geschichtlicher Beziehung manche bemerkenswerth, als z. B.:

Das Turnier, in der davon benannten Straße, schon zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts berühmt als Wohnung des Landgrafen Albert von Thüringen, und später als öftere Herberge fürstlicher und anderer vornehmer Personen; jetzt befindet sich in demselben die Freimaurer-Loge.

Die hohe Lilie, am Friedrich-Wilhelm-Platze schon 1472 bekannt, als eins der vornehmsten Gasthäuser, diente vielen durch Rang und Verdienste ausgezeichneten Personen zur Herberge, als z. B. Dr. Luther, Landgraf Philipp von Hessen, Kurfürst Moritz v. Sachsen, König Gustav Adolf von Schweden und seiner Gemahlin u. s. w. In neuester Zeit war es mehrere Jahre Commandanten-Wohnung, und auch König Friedrich Wilhelm III. nahm mehrere Male darin sein Quartier.

Der große Christoph in alten Nachrichten ebenfalls als Wohnung bedeutender Personen erwähnt.

Der Rebstock in der Futterstraße, das Stammhaus der alten, um Erfurt so hoch verdienten Ziegler'schen Familie.

Unter den Gebäuden aus neuerer Zeit erwähnen wir nur das Bernhardische Fabrikgebäude am Moritzthore. Die beiden Commandanten-Wohnungen, mehrere der Naumann'schen Häuser im Neuwerk und auf dem Anger, und besonders das geräumige, mehrere Locale für geschlossene Gesellschaften enthaltende Schauspielhaus.

An öffentlichen Denkmalen besitzt Erfurt: Die steinerne Rolands-Säule von sehr hohem Alter auf dem Fischmarkte, an welcher vor Alters die öffentlichen Gerichte gehalten wurden, und die herum stehenden steinernen Bänke dienten den Gerichtsschöppen zu Sitzen. — Das dem Kurfürsten Friedrich Carl Joseph 1777 errichtete Denkmal auf dem Graben, und endlich das vor dem Brühler-Thore am Fuße der Cyriaksburg gelegene Sibillenthürmchen, eine alte Wallfahrts-Kapelle von unbekanntem Ursprunge, die Kurfürst Lotharius Franz vom Untergange rettete und mit einer Inschrift versehen ließ; in neuester Zeit restaurirt.

Folgende Behörden haben dermalen ihren Sitz in Erfurt:

a) Militair-Behörden.

1) Das Königl. Commando der 8. Division. — 2) Das Commando der 8. Infanterie-Brigade; — 3) das der 8. Cavallerie-Brigade und 4) das der 8. Landwehr-Brigade. — 5) Die Königliche Commandantur mit Garnison-Verwaltung, Lazareth-Commission und Garnison-Schule. — 6) Der Stab des 31. und 32. Infanterie-Regiments; — 7) Der Stab des 31. und 32. Landwehr-Regiments; — 8) Der Stab der 4. Artillerie-Brigade; — 9) Die 4. Pionir-Abtheilung und 10) eine Gensd'armerie-Abtheilung.

b) Civil-Behörden.

1) Die Königliche Regierung. — 2) Die General-Inspection des Thüringischen Zoll- und Handel-Vereins mit dem Hauptsteueramte. — 3) Das Königl. Landrathsamt. — 4) Die Königl. Kreis-Justiz-Commission. — 5) Das Land- und Stadtgericht. — 6) Die Schiedsmänner. — 7) Das Königl. Inquisitoriat. — 8) Das Königl. Grenz-Postamt. — 9) Das Königl. Domainenamt. — 10) Das Rentamt des geistlichen und Schulfonds. — 11) Die Eichungscommission. — 12) Das bischöflich geistliche Gericht. — 13) Das Mediat-Consistorium für den preußisch gebliebenen Theil des Fürstenthums Erfurt. — 14) Die Superintendentur und Ephorie. — 15) Der Magistrat. — 16) Die Stadtverordneten-Versammlung und 17) das Eichungsamt.

Von dem Kirchen- und Schulwesen ist zu bemerken: 9 evangelische Pfarrkirchen mit 17 ordinirten Predigern, worunter die beiden Divisionsprediger der Garnison. — 8 katholische Parochialkirchen mit 8 Pfarrern und 2 Capellänen.

An Schulanstalten sind vorhanden:

1) Das Königl. gemeinschaftliche Gymnasium mit 1 Director und 12 Lehrern. — 2) Die städtische Knabenoberschule mit 5 Classen. — 3) Die städtische Mädchenoberschule mit 8 Classen. — 4) vier vereinigte evangelische Parochialschulen, mit zusammen 28 Classen. — 5) sieben katholische Parochialschulen mit 20 Classen. — 6) Die Frei- und Erwerbschule mit 5 Classen. — 7) Die Waisenhausschule mit einer Classe. — 8) Die Sonntagsschule für Handwerker. — 9) Die Kleinkinderschule. — 10) Die Königl. Garnisonschule, welche von etwa 200 Kindern besucht wird.

Die stätische Erziehungsanstalt zur Besserung sittlich verwahrloster Knaben und Mädchen, so wie die Privatanstalt des Herrn Reinthaler, welche unter dem Namen des Martin-Stiftes denselben Zweck verfolgt, haben keine besondern Schulen, sondern benutzen die Parochialschulen und die Erwerbschule.

An Special- und Privat-Lehranstalten sind noch vorhanden:

1) Das Königl. Schullehrer-Seminar mit einem Director und neun Lehrern. — 2) Eine Musterschule. — 3) Ein Taubstummeninstitut für den ganzen Regierungsbezirk. — 4) Die Königl. Divisions-Schule. — 5) Die Königl. Kunstschule. — 6) Die Königl. Gewerbschule. — 7) Die Realschule des Dr. Unger. — 8) Die Handelslehranstalt von Chr. Noback.

Es befinden sich in Erfurt 16 Civilärzte, 5 zur Civilpraxis berechtigte Militairärzte, 6 Civilwundärzte zweiter Classe, — 27 geprüfte Hebammen, 1 Thierarzt, 6 Apotheken und mehrere Krankenanstalten.

Zu milden und gemeinnützigen Zwecken für Wissenschaft, Gewerbe, Kunst, Geselligkeit, Menschenwohl u. s. w. hat Erfurt folgende bedeutende Anstalten, Stiftungen und Vereine aufzuweisen:

1) Eine Erziehungsanstalt für verwahrloste Kinder. — 2) Das evangelische Waisenhaus (mit etwa 50 Kindern). — 3) Das katholische Waisenhaus (mit etwa 50 Kindern). — 4) Das evangelische Krankenhaus, worin jährlich im Durchschnitt 1000 Kranke verpflegt werden. — 6) Die klinische Anstalt. — 7) Zwei evangelische Hospitäler und ein Lazareth. — 8) Der Frauen-Verein zu Unterstützung

armer Personen. — 9) Der Militair-Armen-Unterstützungs-Verein der Garnison Erfurt. — 10) Die Frei- und Erwerbschule, worin über 400 Kinder kostenfreien Unterricht erhalten. — 11) Die Gesellschaft der Freunde in der Noth (Martinsstift). — 12) Das Arbeitshaus mit einer Fabrikanstalt. — 13) Die Wartschule für kleine Kinder. — Außerdem noch mehrere Kirchen-, Familien- und Privat-Legate. —

Sonst sind noch hierher zu rechnen: 1) Das im Jahr 1822 gegründete städtische Leihhaus. — 2) Die Sparcasse. — 3) Die im Jahr 1754 von dem Kurfürsten Johann Friedrich Carl begründete, Königliche Akademie gemeinnütziger Wissenschaften. — 4) Der 1828 errichtete Gewerbeverein. — 5) Der 1838 gestiftete Gartenbau-Verein. — 6) Der Sollersche und der Erfurter Musik-Verein. — 7) Die Freimaurerloge. — 8) Der Missions-Hülfs-Verein. — 9) Der Bürger-Hülfs-Verein und 10) der Enthaltsamkeits-Verein.

Die größten geselligen Vereine sind: Das Casino und die Ressource.

An Sammlungen für Wissenschaft und Kunst bemerken wir nur: 1) Die etwa an 40,000 Bände enthaltende Königl. Bibliothek, im 15. Jahrhundert begründet. — 2) Die Bibliothek des evangelischen Ministeriums, zwischen 2 und 3000 Bände enthaltend. — 3) Die Magistrats-Bibliothek, welche sich vornehmlich auf Gegenstände der Geschichte und Verfassung Erfurts erstreckt. — 4) Die Bibliothek der Akademie der Wissenschaften, enthält aus der neueren Literatur viel Schätzbares. — 5) Die Naturalien- und Kunstsammlung des evangelischen Waisenhauses, enthält manches Werthvolle und Sehenswerthe, obgleich sie nicht regelmäßig vermehrt wird. Besonders interessant ist der meistens aus Bildern des Erfurter Malers Beck bestehende Todtentanz. — 6) Die Kupferstich-Sammlung der Kunstschule, von Dalberg begründet, enthält viel schätzbare Gegenstände. — Außerdem treffen wir noch manche, sehr reichhaltige und werthvolle Privat-Sammlungen an.

Erfurt hat aus älterer, neuerer und neuester Zeit manche fruchtbare Literaten aufzuweisen.

Noch gedenken wir des von den Universitätszeiten her bestehenden überaus reichhaltigen botanischen Gartens, um welchen sich Herr Professor Bernhardi ein unvergeßliches Verdienst erworben. —

Obgleich Erfurt von jeher eine gewerbfleißige Bevölkerung und viele Handwerker aller Art, wie auch manche ansehnliche Fabriken

aufzuweisen gehabt hat, so ist die Stadt doch wegen ihrer Lage und übrigen örtlichen Verhältnisse, (vielleicht auch schon als Festung) nicht zu einer Fabrik- und Handelsstadt ersten Ranges gediehen. — Die sie umgebende, äußerst fruchtbare Gegend, und in dieser vorzugsweise die durch ihre Gemüse-Production berühmten Dreienbrunnen-Gärten, hat einen großen Theil der Bevölkerung auf Gemüse-, Garten- und Landbau angewiesen, dem sich noch die Kunstgärtnerei beigesellt hat, welche in bedeutendem Umfang getrieben wird, und wovon die jährlich stattfindenden Gewächs- und Blumen-Ausstellungen, die ausgezeichnetsten Beweise liefern. — Ein hierher gehörender eigenthümlicher Erwerbszweig ist der weite Vertrieb, der mit viel Betriebsamkeit in den Gräben (Klingen) der Dreienbrunnengärten erzeugten Brunnenkresse.

Von den Gewerben und Fabriken der Stadt sind am wichtigsten die Brauerei, Branntweinbrennerei und Essigfabrication, die Gerberei und die Schuh-Fabrication, die Tuch-, Band-, Strumpfwaaren-, Wollengarn-, Leinen- und Baumwollenzeug-Fabrication; in nicht minder bedeutendem Umfange wird die Bereitung von Gries und Graupen, Taback, Cichorien, Schuhwichse, Senf, Nudeln rc. betrieben. Auch die Oelraffinerien sind als wichtig zu nennen.

Erfurts Handel war zu den Zeiten des Hansa-Bundes weit ansehnlicher und umfangreicher als jetzt. Der Handel mit Material- und Colonial-Waaren ist fast nur auf das Bedürfniß der Stadt und Umgegend beschränkt. — Ausgedehnter dagegen ist der Verkehr mit Landesproducten (Waid, Mohn, Senf- und Rübsaamen, Annis, Kümmel, Fenchel, Coriander, Schwarzkümmel, Siebenzeiten, Canariensamen, Bohnen, dürren Erbsen, Pflaumen rc.) ferner Graupen, Gries, Grütze, Nudeln rc. Auch der Verkehr mit Brenn- und Bauholz (besonders vom Thüringerwalde) und mit Getreide, ist sehr lebhaft.

An Gasthöfen (zum Theil rechten guten) wird Erfurt wohl an zwanzig zählen, und eben so fehlt es nicht an Wein- und Kaffeehäusern, neuerlich besonders an Bierschenkhäusern, da jetzt das Biertrinken an die Stelle des sonst beträchtlichen Weintrinkens getreten ist. —

Nicht allein der bedeutende Zusammenfluß der vielen angestellten Civilbeamten und des Militärs, sondern auch der Hang der eingeborenen Erfurter zum Spazierengehen, sowohl in die freie Natur, als an öffentliche Vergnügungsorte, hat sowohl innerhalb der Stadt, als in ihrer Umgebung eine bedeutende Anzahl solcher Gelegenheiten hervorgerufen, wovon wir innerhalb der Stadt nur die Vogelschen, Sommerschen, Sticksschen, Salomonschen und Höferschen Gärten nennen wollen, während außerhalb die Milch-Insel in den Dreies-

brunnen, die vorspringende Anhöhe des Steigers mit ihrem Gasthaus, Lusthäuschen, Pavillons, Lauben, Promenaden und sonstigen Anlagen, und das am Fuße des alten Steigers ohnlängst geschmackvoll neu erbauete städtische Schießhaus, sowohl an Sonn- als Wochentagen mannichfaltige Gelegenheit bieten, sich an Musik, Tanz und manchem andern Genuß zu ergötzen. — Zu weiteren Spaziergängen und Landpartien laden die im Umkreise von 1 — 2 Stunden liegenden Dörfer Marbach, Gispersleben, Kühnhausen, Ilfersgehofen, Neuschmidtstädt, Dittelstädt, Melchendorf, Roda und Hochheim 2c. mit ihren wohleingerichteten Schenkwirthschaften ein. — An alle diese Orte wallfahrtet das Erfurter Publikum von allen Ständen, besonders an Sonn- und Festtagen, wenn es die Witterung nur irgend gestattet, in Schaaren, und es ist höchst interessant, aus der bunten Menge die an mancher Eigenthümlichkeit sich noch immer auszeichnenden Familien-Gruppen der eingeborenen Erfurter herauszufinden, unter welchen freilich nun der aus früherer Zeit übrig gebliebenen Originale immer weniger werden.

Mehrere der vordem üblich gewesenen Volksfeste, liegen allerdings nicht mehr im Character der Zeit, als z. B. das älteste und größte Volksfest der Erfurter, der Walpurgis-Zug, welcher zum Andenken des großen Sieges der Erfurter über die Burggrafen von Kirchberg, jährlich am 1. Mai durch einen allgemeinen Auszug von Jung und Alt in dem Steiger unter besondern Feierlichkeiten, und nachher durch Belustigungen aller Art gefeiert wurde, aber schon seit der Reduction außer Brauch gekommen, und jetzt fast ganz vergessen ist. Ein ähnliches, nur noch in der Geschichte erhaltenes Fest, war der Tag des jährlichen Stadtrathswechsels. — Jetzt kann man, wenn auch nicht als Volksfeste, doch als allgemeine Lustbarkeiten noch nennen:

1) Die Spittelkirmse (den Sonntag Judica). 2) Die Petrikirmse (den 1. Sonntag nach Ostern), welche beide besonders den Kindern und den zahlreich herbeikommenden Landleuten manchen frohen Genuß bieten. 3) Der grüne Montag (Montag nach Jacobi), ursprünglich ein Fest für die Handwerker, welche namentlich mit dem Hammer arbeiten, von welchen besonders die zahlreichen Schuhmacher ihre Werkstätten mit grünen Büschen verzieren. Nachmittags ist der Steiger ein großer Schauplatz des Festes und der mannigfaltigsten Gruppen und Scenen, keineswegs uninteressant für den aufmerksamen Beobachter volksthümlicher Sitten und Gebräuche. 4) Das große Vogelschießen, mit mancherlei wohl nach dem Zeitgeschmack umgestalteten Belustigungen verbunden, und 5) die Jagd, ein Ueberrest der alten städtischen Freiheiten, welche der Bürgerschaft in dem Stadt-Weichbilde zusteht. Die Eröffnung dieser Jagd ist ein Festtag, welcher die Bürger in großer Zahl hinauslockt, und wobei es, da es manchen des Waidwerks ungewohnten Theilnehmer dabei giebt, an scherzhaften und belustigenden Scenen nicht fehlt, auch wohl Frauen und Kinder sich in bunten Gruppen den Schützen anschließen. —

Noch Manches aus Erfurts Vorzeit und von seiner jetzigen Beschaffenheit möchte es wohl geben, was der Aufnahme in diese Schilderung werth gewesen wäre; allein der Raum gestattet keine weitere Ausdehnung. Außerdem ist unser Erfurt ja von älterer und neuerer Zeit her, ein so allgemein bekannter Punkt, daß vielen unserer Leser gewiß nicht allein das hier berührte keineswegs fremd ist, sondern daß sie wohl auch von Manchem unterrichtet sein mögen, worüber sich hier nicht mehr verbreitet werden durfte; und schon, was hier berührt werden konnte, dürfte hinreichen, den wichtigen Standpunkt zu erkennen, auf welchem Erfurt an und für sich, aber auch in der Geschichte Thüringens seit grauer Vorzeit gestanden hat. — Mögen über dem altehrwürdigen Denkmal unvergeßlicher Vergangenheit sich nie wieder ähnliche Wetter zusammenziehen, wie sie es früher bis in seine Grundpfeiler erschütterten; und mag es kräftig, stark und rühmlich, wie es aus oft unübersehbaren Drangsalen hervorgegangen zu seiner jetzigen, von heiterer Friedenssonne beleuchteten Gestalt, in zeitgemäßer Steigerung seines Wohlstandes fortbestehen, und seine merkwürdige Geschichte in der freundlichsten Zukunft in jeder Beziehung mit den werthvollsten Beiträgen bereichern.

Friedrich von Sydow.

Ilmenau und Elgersburg.

Ilm.

Meine Ufer sind arm; doch höret die leisere Welle,
Führet der Strom sie vorbei, manches unsterbliche Lied.

Schiller.

Der Hauch der Poesie verklärt die gemeine Wirklichkeit der Dinge, das Wort des Dichters wird zur Strahlenglorie nicht nur um das Haupt des Menschen, auch Berg und Thal, Strom und Fels tragen diesen unvergänglichen Schmuck. Das ist eben der glänzende Segen der Volkssage — denn das Volk ist Dichter, die Sage sein Gedicht —, daß sie die todte Natur wunderbar belebt. Das Thal der Ilm, dieses kleinen, aus unsern thüringischen Bergen herabrinnenden Flusses, ist nicht nur durch die Sage verschönt, es ist gleichsam durch den Geist der Poesie verherrlicht, der ihm seine ewigen Spuren aufgedrückt. Manches unsterbliche Lied, das „die leisere Welle, die der Strom an seinen armen Ufern vorbeiführte, gehört," hat an ihnen den reichsten Schmuck für alle Zeiten zurückgelassen. Ja Deutschlands größte Dichtergenien haben in diesem idyllischen Thale gewandelt, und aus ihren befruchtenden Fußtapfen sind die unverwelklichen Blumen emporgesproßt, die die Räume mit dem Dufte großer und schöner Erinnerungen füllen. Hier grünt noch immer und wird in alle Zukunft der brennende Busch der Poesie grünen, aus welchem dem profanen Wandrer die Worte des Herrn entgegen tönen: „Ziehe deine Schuhe aus von deinen Füßen; denn der Ort, da du aufstehest, ist ein heiliges Land."

Die Quellen der Ilm.

Südöstlich vom Schneekopf dicht unter einem bloßen mit Wiesengrün gezierten Bergsattel, das Mordfleck genannt, an welches sich eine unbestimmte Sage von einer ungeheuern mörderischen Schlacht heftet, liegt eine reine, schöne Quelle, die im poetischen Waldesdunkel ein frisches Bächlein gebiert. Es ist der Ilmbrunnen, die Quelle der Ilm. Mehrere nahe Quellen gießen ihre Kelche in das schnelle Bachgerinne, aber dieses heißt seltsamer Weise nicht Ilm oder Ilmbach, sondern der Kesselbrunnen oder Kesselgraben, auch der kleine Sperbersbach. Zwischen dem hohen Finsterberge und dem Mittelrain hüpft er in einem düsterwilden, waldigen, einsamen Grunde, der zuweilen zur Schlucht wird, thalwärts. Diese Gegend hat den bezeichnenden Namen „Finstere-Grube" und bildet die Grenze des gothaischen und preußisch-hennebergischen Gebiets. Hier liegen zwei Steinkohlenbergwerke einander gegenüber, ein älteres auf gothaischem, ein erst einige Jahre altes, auf preußischem Boden. Bei jenem steht ein bewohntes Grubenhaus, gewiß das einsamste Wohnhaus im Gebirge. Einige hundert Schritte südlich davon steigt aus dem sumpfigen Fuße des Finsterbergs ein majestätischer Porphyrfelsen empor, der „Blaue-Stein", von zwei Seiten in eine scharfe Kante zulaufend. Von der Bergseite ist er zu besteigen, man blickt von seinem Gipfel in die Waldschlucht und an die hangenden waldigen Bergwände, ein süß schwermüthiges Bild tiefer Waldeinsamkeit. Wahrlich an der Wiege der Ilm sitzt die Poesie in Waldschatten gehüllt, das Haupt an einen Felsen gelehnt und lauscht den Tönen des Kindes, dessen Taufpathin sie geworden ist. Weiter hinab erreicht das Bächlein den Fuß eines andern Bergs, des Sachsensteins, dessen Gipfel mit einem prächtigen Felsengebild gekrönt ist, und bald fällt ein von der andern Seite des Sachsensteins herabkommender, etwas stärkerer Bach herein, der große Sperbersbach. Er entspringt am südlichen Abhange des Schneekopfs, nicht weit von dem gastlichen Hause der Schmücke, und rinnt dicht am Sachsenstein in einem engen, wilden Grunde hinab. Sobald die beiden Bäche sich vereinigt haben, ändern sie den Namen, aber noch immer nicht nehmen sie den ihrer hochgebornen Hauptquelle an. „Die Freibäche" heißt jetzt der eine Bach, gleichsam im Majestätsplural von sich sprechend, als wollte er auf seine fürstliche Würde hindeuten. Er nimmt im weitern Lauf durch einen nun sumpfigen und zum Theil unfreundlichen Grund den Mühlbach und den Silbergraben, nördlich von der Spielmannsleite herabkommend, und den Zigeunerbrunnen auf. Der Silbergrund giebt wieder einen poetischen Silberblick und der Name des Bergs erinnert an musikalisch-poetisches Leben. Dieser und die andern nahen Gründe, meist von kleinen Waldwiesen erfüllt, haben eine ewige, schier schaurige Einsamkeit mit einander gemein; nur schwach betretene Fußpfade führen durch sie, man findet nur einen Köhler oder Holzhauer. In so schwermüthig einsamen, finstern, waldumrauschten, un-

wegsamen Gründen entspringt der deutsche Dichterfluß. Trägt seine Geburt nicht den wahren, tiefen Character deutscher Poesie? Auf den Bergen wird auch sie geboren, in den Wäldern wächst sie auf; Baumesrauschen und Quellengemurmel singen sie ein, ihr zarter Fuß hüpft in den tiefsten, einsamen Gründen, ihr Fittig streift die Felsenwände.

Im Grunde der Freibäche kommen wir an einem Teiche vorüber, der Ueberlebende dreier Schutzteiche des alten, eingegangenen Ilmenauer Bergwerks. Nach einer halben Stunde tritt der Bach „die Freibäche" zwischen dem Rosenkopf zur Rechten und dem Rödelsberg zur Linken in den Ilmgrund heraus, und nimmt die südlich herabkommende Lengwitz auf. So wie die beiden Bäche sich zum Flüßchen vereinigen, heißt dieses die Ilm. Kaum hundert Schritte weiter thalaufwärts nimmt die Lengwitz von derselben Seite den Thaubach, auch die kleine Ilm genannt, auf, welcher am Finsterberge entspringt. Die Lengwitz selbst entsteht aus mehreren, dicht am höchsten Gebirgsrücken quellenden Bächen, aus dem Küberbach, Häderloch, Rothenbach, sie kommen vom Hundskopf, Haderberg, Rothenberg. Sie geht in ihrem Grunde nach einer von hohen Bergen eingeschlossenen Thalweitung hinab, in welchen zwei Dörfer, nur einige hundert Schritte von einander liegen. Beide heißen Stützerbach. Die Lengwitz fließt zwischen beiden. Das Dorf rechts vom Bach ist weimarisch, das links preußisch. Jedes hat seine besondere Kirche. In diesem Thale steigt die neue, treffliche Chaussee von Ilmenau nach Frauenwalde.

Der Ilmgrund oder Manebacher Grund.

Der Ilmgrund bildet von Stützerbach bis Ilmenau einen zwei gute Stunden langen Halbkreis um den hohen Gickelhahn mit seinen verschiedennamigen, niedern Köpfen herum. Fast im Scheitelpunkte dieses Halbkreises liegen die beiden Walddörfer Manebach und Kammerberg dicht bei einander. Jenes an der linken Thalwand ist gothaisch und Filial von Elgersburg, dieses weimarisch. Von der Rechten und Linken fallen mehrere Bäche aus steilen Gründen in die Ilm herab. In diesem reizenden Thalgrunde liegt eine halbe Stunde über Manebach der Manebacher Teich, der als ehemaliger Bergwerksteich die leider verwelkte Blüthe des Ilmenauer Bergbaues andeutet. Er ist durch einen über 40 Fuß hohen, quer durch's Thal gezogenen Damm gebildet worden, wodurch ein artiger Wasserfall entstanden ist. Von hier bis Manebach heißt das Thal gewöhnlich der Manebacher Grund.

Mit jedem Schritte wird es interessanter und des deutschen Dichterflusses würdiger. Es ist eine sanft gewundene, lachende Wiesenau, von dem murmelnden, klaren Flüßchen durchschlängelt, von den waldigen Füßen der steilen, schön geformten Berge zu beiden

Seiten berührt. Versteckte Pfade laufen bald über eine Höhe, bald am Thalsaume durch den Wald, bald biegen sie in die Wiese aus. Die breite, herrliche Chaussee zieht sich stolz und prangend durch das Thal, wie ein Band über die Brust eines schönen Mädchens. Erst schmücken schwärzliche Porphyrfelsen, weiter unten Granitblöcke die Thalwände. Drüber rauscht der Bergwald, aus dessen Düster Felsenstirnen hie und da hervordrohen und Waldwiesengründe lieblich hervorlauschen. — So gelangen wir nach einer kleinen halben Stunde vom Teiche aus zu den zur Rechten dicht am Wege befindlichen Mundlöchern der Kammerberger Steinkohlenbergwerke, die sich am Fusse des Pöckerskopfes, Bergvorsprungs des Gickelhahns, befinden. An der gegenüber liegenden Thalwand münden etwas höher die Manebacher Stollen. Die Gewinnung der Steinkohlen in diesen Gruben ist sehr beträchtlich; es sollen über 6000 Centner Kohlen aus ihnen gefördert werden. Die Grubenwasser wurden auf dem weimarischen Steinkohlenbergwerke zeither mittels eines vom Langenbache am Fuße des Kleinen- und Großen-Dachskopfes hingeleiteten Kanals, der durch ein 40 Fuß hohes Rad ein Kunstgezeug in Bewegung setzt, gewältigt: seit dem Herbst 1835 wird aber vom untern Thal aus, ohnweit des Ilmenauer Felsenkellers, der Hammergrund genannt, ein 1200 Lachter langer, tiefer Stollen gebaut, welcher die Grubenwasser lösen wird, um alsdann die tiefer liegenden bessern Steinkohlen gewinnen zu können. Die Oerter selbst sind so niedrig, daß die Bergleute, auf einer Seite liegend, mit der Spitzhacke die Kohle losbrechen, eine höchst beschwerliche Arbeit, „Krummhälserarbeit“ genannt. Die Kohle wird in kleinen Karren, „Hunden“, die sich die Bergleute an die Füße befestigen und kriechend herauszerren, sodann in Kübeln durch die Schächte zu Tage gefördert. Durch Zerschlagen wird sie dann von Kohlenschiefer und Schwefelkies gereinigt. Die Wasser der Manebacher Gruben werden durch einen Stollen gelös't, dessen Mundloch bei dem am Ausgange des Pochwerkgrundes liegenden Hammer ist. Die Mundlöcher der Bergwerke hinter sich lassend, biegt man gleich darauf um die Waldecke und sieht die Dörfer Manebach und Kammerberg einander gegenüber an den beiden Thalwänden und zum Theil im Thale selbst. Ihr Anblick ist sehr malerisch, und erinnert Besucher, die die Schweiz gesehen, lebhaft an diese. Ueber Manebach am Kohlberg ragt der Manebacher oder Rothe-Stein, eine herrliche Porphyrfelsenpartie mit der Aussicht auf das Thal. Sowohl die Ilmenauer als die Elgersburger Badegäste besuchen diesen Felsen, und erquicken sich an der Aussicht auf das Thal und dem gegenüberliegenden Gickelhahn mit dem Felskoloß des Hermannstein an seiner dem Thale zugekehrten Wand. Ueber Kammerberg steht im Walde am letzten Abhange des Gickelhahn der Kleine-Hermannstein.

Manebach, am Ausgange des Harzhüttengrundes, zwischen dem Kohlberge und dem Heidelberge, hat 70 Häuser mit 502 Einwohnern. An den Wänden der beiden genannten Berge, den Harzhüttengrund durchschneidend, findet man übereinander die beiden alten

wegsamen Gründen entspringt der deutsche Dichterfluß. Trägt seine Geburt nicht den wahren, tiefen Charakter deutscher Poesie? Auf den Bergen wird auch sie geboren, in den Wäldern wächst sie auf; Baumesrauschen und Quellengemurmel singen sie ein, ihr zarter Fuß hüpft in den tiefsten, einsamen Gründen, ihr Fittig streift die Felsenwände.

Im Grunde der Freibäche kommen wir an einem Teiche vorüber, der Ueberlebende dreier Schutzteiche des alten, eingegangenen Ilmenauer Bergwerks. Nach einer halben Stunde tritt der Bach „die Freibäche" zwischen dem Rosenkopf zur Rechten und dem Rödelsberg zur Linken in den Ilmgrund heraus, und nimmt die südlich herabkommende Lengwitz auf. So wie die beiden Bäche sich zum Flüßchen vereinigen, heißt dieses die Ilm. Kaum hundert Schritte weiter thalaufwärts nimmt die Lengwitz von derselben Seite den Thaubach, auch die kleine Ilm genannt, auf, welcher am Finsterberge entspringt. Die Lengwitz selbst entsteht aus mehreren, dicht am höchsten Gebirgsrücken quellenden Bächen, aus dem Kübersbach, Haderloch, Rothenbach, sie kommen vom Hundskopf, Haderberg, Rothenberg. Sie geht in ihrem Grunde nach einer von hohen Bergen eingeschlossenen Thalweitung hinab, in welchen zwei Dörfer, nur einige hundert Schritte von einander liegen. Beide heißen Stützerbach. Die Lengwitz fließt zwischen beiden. Das Dorf rechts vom Bach ist weimarisch, das links preußisch. Jedes hat seine besondere Kirche. In diesem Thale steigt die neue, treffliche Chaussee von Ilmenau nach Frauenwalde.

Der Ilmgrund oder Manebacher Grund.

Der Ilmgrund bildet von Stützerbach bis Ilmenau einen zwei gute Stunden langen Halbkreis um den hohen Gickelhahn mit seinen verschiedennamigen, niedern Köpfen herum. Fast im Scheitelpunkte dieses Halbkreises liegen die beiden Walddörfer Manebach und Kammerberg dicht bei einander. Jenes an der linken Thalwand ist gothaisch und Filial von Elgersburg, dieses weimarisch. Von der Rechten und Linken fallen mehrere Bäche aus steilen Gründen in die Ilm herab. In diesem reizenden Thalgrunde liegt eine halbe Stunde über Manebach der Manebacher Teich, der als ehemaliger Bergwerksteich die leider verwelkte Blüthe des Ilmenauer Bergbaues andeutet. Er ist durch einen über 40 Fuß hohen, quer durch's Thal gezogenen Damm gebildet worden, wodurch ein artiger Wasserfall entstanden ist. Von hier bis Manebach heißt das Thal gewöhnlich der Manebacher Grund.

Mit jedem Schritte wird es interessanter und des deutschen Dichterflusses würdiger. Es ist eine sanft gewundene, lachende Wiesenau, von dem murmelnden, klaren Flüßchen durchschlängelt, von den waldigen Füßen der steilen, schön geformten Berge zu beiden

Seiten berührt. Versteckte Pfade laufen bald über eine Höhe, bald am Thalsaume durch den Wald, bald biegen sie in die Wiese aus. Die breite, herrliche Chaussee zieht sich stolz und prangend durch das Thal, wie ein Band über die Brust eines schönen Mädchens. Erst schmücken schwärzliche Porphyrfelsen, weiter unten Granitblöcke die Thalwände. Drüber rauscht der Bergwald, aus dessen Düster Felsenstirnen hie und da hervordrohen und Waldwiesengründe lieblich hervorlauschen. — So gelangen wir nach einer kleinen halben Stunde vom Teiche aus zu den zur Rechten dicht am Wege befindlichen Mundlöchern der Kammerberger Steinkohlenbergwerke, die sich am Fusse des Pöckerskopfes, Bergvorsprungs des Gickelhahns, befinden. An der gegenüber liegenden Thalwand münden etwas höher die Manebacher Stollen. Die Gewinnung der Steinkohlen in diesen Gruben ist sehr beträchtlich; es sollen über 6000 Centner Kohlen aus ihnen gefördert werden. Die Grubenwasser wurden auf dem weimarischen Steinkohlenbergwerke zeither mittels eines vom Langenbache am Fuße des Kleinen- und Großen-Dachskopfes hingeleiteten Kanals, der durch ein 40 Fuß hohes Rad ein Kunstgezeug in Bewegung setzt, gewältigt: seit dem Herbst 1835 wird aber vom untern Thal aus, ohnweit des Ilmenauer Felsenkellers, der Hammergrund genannt, ein 1200 Lachter langer, tiefer Stollen gebaut, welcher die Grubenwasser lösen wird, um alsdann die tiefer liegenden bessern Steinkohlen gewinnen zu können. Die Oerter selbst sind so niedrig, daß die Bergleute, auf einer Seite liegend, mit der Spitzhacke die Kohle losbrechen, eine höchst beschwerliche Arbeit, „Krummhälserarbeit" genannt. Die Kohle wird in kleinen Karren, „Hunden", die sich die Bergleute an die Füße befestigen und kriechend herauszerren, sodann in Kübeln durch die Schächte zu Tage gefördert. Durch Zerschlagen wird sie dann von Kohlenschiefer und Schwefelkies gereinigt. Die Wasser der Manebacher Gruben werden durch einen Stollen gelös't, dessen Mundloch bei dem am Ausgange des Pochwerkgrundes liegenden Hammer ist. Die Mundlöcher der Bergwerke hinter sich lassend, biegt man gleich darauf um die Waldecke und sieht die Dörfer Manebach und Kammerberg einander gegenüber an den beiden Thalwänden und zum Theil im Thale selbst. Ihr Anblick ist sehr malerisch, und erinnert Besucher, die die Schweiz gesehen, lebhaft an diese. Ueber Manebach am Kohlberg ragt der Manebacher oder Rothe-Stein, eine herrliche Porphyrfelsenpartie mit der Aussicht auf das Thal. Sowohl die Ilmenauer als die Elgersburger Badegäste besuchen diesen Felsen, und erquicken sich an der Aussicht auf das Thal und den gegenüberliegenden Gickelhahn mit dem Felskoloß des Hermannstein an seiner dem Thale zugekehrten Wand. Ueber Kammerberg steht im Walde am letzten Abhange des Gickelhahn der Kleine-Hermannstein.

Manebach, am Ausgange des Harzhüttengrundes, zwischen dem Kohlberge und dem Heidelberge, hat 70 Häuser mit 502 Einwohnern. An den Wänden der beiden genannten Berge, den Harzhüttengrund durchschneidend, findet man übereinander die beiden alten

Berggräben des eingegangenen Ilmenauer Bergwerks. Sie beginnen beim großen Teiche und laufen 1½ Stunden an den Wänden der linken Berge hin. Im obern Theil des Thales ist ihre Spur fast verwischt, je näher der Stadt zu, desto deutlicher werden sie, und zeigen sich an der Sturmhaide wie tiefe Hohlwege.

Kammerberg an der steilen Hermannsteiner Wand mit 20 Häusern und 112 Einwohnern, die sich wie die Manebacher von Steinkohlenbergbau, Waldarbeit, Köhlerei und Verfertigung von Kienrußbütten, Pechfässern ꝛc. nähren, und Schul- und Gottesdienst in Manebach genießen. — Immer lieblicher wird nun das Thal zwischen dem Spiegelskopf, Hangeberg und der Sturmhaide zur Linken, und dem Höllkopf, der Hölle und der Hohen-Schlaufe zur Rechten. Am Hangeberg ragt ein schön gestalteter, das ganze Thal beherrschender Felsen, der Schwalbenstein. Auf seinem aussichtreichen, waldumrauschten Gipfel stand sonst ein einfaches Häuschen, in welchem Göthe in seinen jüngern Jahren oft tagelang zubrachte, sich dem hohen Genuß der Gebirgsnatur und der poetischen Einsamkeit überlassend. Hier faßte und entwarf er den Plan zu seiner Iphigenie, und arbeitete sie theilweise in ungebundener Rede aus.*) Von Manebach bis Ilmenau geht man eine Stunde. Auf der Hälfte des Wegs findet man rechts am Fuße der Hölle die Männerdouche der Ilmenauer Kaltwasserheilanstalt, von der hier herabrinnenden Adolfsquelle gebildet. Von hier läuft der von Kammerberg ausgehende Promenadenweg weiter am Fuße der Hohen-Schlaufe meist durch den Wald, und nach einer Viertelstunde langen wir bei dem heitern Säulendache des Wellenbades an. Hier ist ein sehr angenehmer Aufenthalt, an hellen Sommertagen nie leer von Badegästen. Nicht weit davon passiren wir eine Brücke der Ilm, gehen an der Massemühle der Ilmenauer Porzellanfabrik vorüber, und betreten die neue, am Fuße der Sturmhaide thalauswärts laufende Chaussee. Hie und da erinnern Springbrunnen, die ein herrliches, krystallklares Wasser ausschenken, an die Kaltwasserheilanstalt.

Der Felsenkeller oder der Schützenhof.

Nach wenigen Minuten betreten wir den geräumigen Platz des durch seine romantische Lage, wie durch seine großartigen Anlagen und trefflichen Baulichkeiten ausgezeichneten Ilmenauer Felsenkellers, und des schönen neuen gegenüberliegenden Schießhauses. Dies ist ein durch sein treffliches Bier in Thüringen berühmter Ort. Das

*) Es ist bekannt, daß dieses Meisterwerk modern-antiker Dichtung erst in Prosa niedergeschrieben war, und später in Verse umgearbeitet wurde. Das Manuscript der ersten Abfassung befindet sich auf der Herzogl. Bibliothek in Gotha.

ansehnliche Hauptgebäude besteht aus zwei Stockwerken, und ist über 130 Fuß lang, eine Zierde der reizenden Gegend. Es ist an den Berg angebaut, so daß man aus dem obern Stock, in welchem sich der hohe, geräumige Tanzsaal befindet, sogleich die freundlichen Berganlagen betritt. Diese Anlagen führen weit und hoch empor, schließen sich an den reizenden Wenzelsberg an, und gewähren heitre Blicke auf Stadt und Umgegend. Der in den harten Porphyr eingetriebene Keller besteht aus zwei parallellen, 170 Fuß langen, sehr geräumigen Stollen, welche hinten durch einen Querstollen mit einander verbunden sind, von wo ein enger Schacht als Luftloch emporführt. Das eigentliche Schießhaus auf der andern Seite des freundlichen Platzes ist durch einen geschmackvollen Neubau bedeutend vergrößert, der Platz selbst mit einem neuen Brunnen geziert, und so verschönert sich diese Anlage immer mehr. Reinliche Promenadenwege führen am Ufer des an der Massemühle aus der Ilm abgeleiteten, und das Bett derselben fast trocken legenden Mühlgrabens, immer am Fuße der Sturmhaide hin, deren letzte Bergstufe der reizende Wenzelsberg ist.

Ilmenau.

Die freundlichste und heiterste Bergstadt des Thüringerwaldes, Hauptstadt der jetzt zum Großherzogthum Weimar Eisenach gehörigen, hennebergischen Landesparzelle, am Fuße der Sturmhaide sanft und malerisch emporsteigend, hell und nett, wohlgebaut und angenehm wohnlich, von mannigfachen Naturreizen umschmückt, auf zwei Seiten von Bergen umgeben, westlich vom majestätischen Haupte des Gickelhahn überragt, nach Südosten in eine liebliche, wiesengrüne Thalweitung blickend, durch deren Ebene die saubere Kunststraße läuft, an deren südlichen Seite der wohlthätige Dichterfluß sich am Berghange hinschlängelt; von thätigen, geselligen, gemüthlichen, heiterfreundlichen Menschen bewohnt: so bietet Ilmenau nicht nur dem Auge ein gar liebliches Bild, auch Geist und Seele seiner Besucher werden hier eine süße Befriedigung erhalten, deren sanfte Eindrücke sich nie wieder verwischen. Es findet in Ilmenau eine so glückliche Mischung des städtischen Comforts mit dem frischen thüringischen Waldleben statt, daß sowohl der Bewohner größerer Städte als auch der des Landes sich hier behaglich fühlen, und mit vollen Zügen genießen kann, was er sonst entbehrt. Wer wäre nicht im Gefühl eines stillen, schönen Glücks von Ilmenau hinweggegangen, den Genius der Stadt segnend, der vom Abhange der Sturmhaide so friedlich lächelnd thalwärts blickt! Ja, Ilmenau ist das gefühlvolle, kräftig pulsirende Herz des Thüringerwaldes. Was uns in diesem gemüthlich schönen Gebirge hie und da einzeln in Thälern und auf Höhen, in Städten und Walddörfern seelisch anspricht, das finden wir hier in zwangloser Harmonie zum köstlichen Ganzen vereinigt.

Die Stadt mit ihren breiten hellen Gassen und freundlichen Gebäuden, die edle Kirche, das alterthümliche Rathhaus, das geschmackvolle Amthaus, dann der in seiner bequemen Schönheit so vorzügliche Felsenkeller mit seinen waldigen, romantischen Berganlagen, die reizende Parkanlage des Wenzelsbergs an derselben Höhe mit der labenden Aussicht auf Stadt, Thal, Fluß und Berge, der idyllische Manebacher Grund mit seinen reichen Springbrunnen und dem modernen Wellenbad, das melancholisch einsame, wahrhaft poetische Schurtenthal, die belebte Thalebene bis zum Grenzhammer, links das von seinem Besitzer so äußerst geschmackvoll restaurirte Wenzels-Haus, die übrigen Häuser und Gewerke und die Teiche in dieser Ebene, die prächtige Waldung und der majestätische Gickelhahn — geben zusammen ein so vollendetes, reiches, unvergleichlich schönes Landschaftsbild, daß man es mit Recht den zum Selbstbewußtsein gekommenen Ausdruck einer hochsinnigen, keuschen Bergnaturpoesie nennen kann. Wie verwandt sich die größten Dichterherzen Deutschlands dieses kleine Paradies fühlten, beweis't ihr öfterer Aufenthalt hier. Wie viel schöne, große Stunden, voller Genuß und Poesie verlebte Göthe als junger Mann hier, und als achtzigjähriger Greis kehrte er noch einmal hierher zurück, um sich an den wehmüthigheitern Bildern seiner Jugend zu laben, und auch Schillers sinniges Auge weilte mit Entzücken auf diesen Reizen. Die landschaftliche Staffage in „Wilhelm Meisters Lehrjahren" ist das Abbild Ilmenau's und seiner nächsten Umgegend. Der Grenzhammer hat Schiller zum „Gang nach dem Eisenhammer" begeistert. Eines der heißesten Dichterherzen Deutschland wurde eine Stunde von hier am Ufer der Ilm geboren, Wilhelm Heinse, und verträumte seine Jugend in diesem Thale. Und so ist Ilmenau und sein Thal poetisch verklärt und verherrlicht worden, und wird als klassischer Boden unsterblich sein.

Ilmenau hat 421 Häuser und 2721 Einwohner, und ist der Sitz eines Justiz- und Rentamtes, einer Superintendentur, einer Försterei und einer Postverwalterei. Außer den städtischen Gewerben bestehen die Nahrungszweige aus Viehzucht, die vorzüglich ist, aus Bierbrauerei, Bergbau auf Eisen und Braunstein. Die Eisengruben liegen an der Sturmhaide und am Gabelbach (Berg), die Braunsteingruben am Lindenberg. Ferner ist hier eine große Porzellanfabrik, eine Baumwollenzeug-Manufactur, eine Kammwollenspinnerei, eine Buchdruckerfarbenfabrik. Der Handel mit Eisen, Braunstein, Steinkohlen und Eisenwaaren ist beträchtlich, und die Kaltwasserheilanstalt bringt der Stadt namhafte Vortheile. Und doch war sie einst in einem weit blühendern Zustande, als das Silber- und Kupferbergwerk noch im Gange war. Die Stadt ist nach allen Seiten hin offen, keine Mauer, kein Thor droht dem späten Wandrer Ausschluß; doch nennt man die Gegenden, wo sonst die Thore standen, noch nach denselben, und so hört man den Ausgang nach Norden noch Oberthor oder Erfurterthor, nach Nordosten Judenthor oder Stadt-Ilmerthor, nach Südosten Mühlthor oder Langen-

wiesenerthor, und nach Südwesten Endleichsthor oder Frauenwalderthor nennen. Das Endleich ist eine neue, mit prächtigen, schattigen Linden besetzte Straße nach dem Ritzebieler Grund zu. Einen höchst eigenthümlichen, fremdartigen Anblick in der nächsten Umgebung der Stadt gewähren die drei großen Schlackenhalden des ehemaligen Silber- und Kupferbergwerks, die sich wie ungeheuere Grabmonumente desselben ausnehmen. Der größte dieser schwarzgrauen, kahlen Hügel, deren Anblick das Auge schmerzt, liegt am Ausgange des Großen-Endleichs, dicht am rechten Ufer der Ilm. Seine Schlacken werden zum Bau der Chaussee benutzt. Die beiden andern grenzen dicht an die sich am Berge erhebende Westseite der Stadt, sie überragend, und stehen nahe an einander.

Ilmenau, einst „freie Bergstadt," ist sehr alt, und kommt bereits im zehnten Jahrhundert als Dorf vor. Zum „Langewicz-Gau" gehörig, war es Besitzthum der Grafen von Kefernburg, die ein Schloß hier hatten. Es muß schon sehr früh Stadtgerechtigkeit gehabt haben. Am Abhange der Sturmhaide, wahrscheinlich in der Nähe der beiden Schlackenhalden, wo man es jetzt noch „der Burggraben" nennt, stand eine andre Burg, „das Haus Ilmenau," worin ein Theil jener berüchtigten Räuber saß, die Rudolf von Habsburg 1290 von Erfurt aus mit Feuer und Schwert verfolgte. Die Chronisten erzählen, in Ilmenau wären 29 Räuber ergriffen und in Erfurt hingerichtet worden. Ihr Schloß hatte das Schicksal so vieler Raubburgen im Thüringerwalde, es wurde zerstört, und man findet keine Spur mehr davon.

Die Grafen von Kefernburg verkauften die Stadt 1343 an die Grafen von Henneberg, die sich zuweilen hier aufhielten, und bei denen sie bis zum Aussterben des Hauses verblieb (1583). Das Schloß fiel allmählig in Ruinen, deren letzte Reste in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts noch zu sehen waren. Es stand im jetzigen Amtsgarten. Ueber 50 Jahre war das Amt Ilmenau im vierzehnten Jahrhundert an die Grafen von Schwarzburg versetzt.

Schon seit dem zwölften Jahrhundert war hier auf Kupfer und Silber geschürft worden, doch begann der kunstgemäßige Betrieb desselben erst zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts. Einige Erfurter Bürger brachten es empor, doch störten die eindringenden Wasser schon 1535 die Arbeit, die erst 1556 von einer andern Gewerkschaft wieder aufgegriffen wurde, um ebenfalls bald wieder eingestellt zu werden. Die eigentliche Blüthe des Ilmenauer Berg- und Hüttenwesens fällt in die Jahre 1680 bis 1739, hervorgerufen und unterstützt von den Herzögen von Weimar, an welche Ilmenau in der Theilung der Hennebergischen Lande 1660 gefallen war. Von 1693 an wurde in Ilmenau aus dem Metall der dortigen Bergwerke sogar Geld geprägt. Die schönen Thaler mit der Henne haben sich in die Münzsammlungen verloren, und auch die ⅔- und $\frac{1}{12}$ Stücke, ja sogar die Kupferdreier und Pfennige mit der Henne auf dem Berge sind verschwunden. Und doch waren binnen zehn Jahren an dritte-

halb Tonnen Goldes an Geld in Ilmenau geschlagen worden. — Durch einen Durchbruch des Manebacher Teiches 1739 wurden aber die Gruben ersäuft, die Wasser darin konnten nicht mehr gewältigt werden, und der segensreiche Bergbau kam zum Erliegen. Unter den spätern Versuchen, ihn wieder in Betrieb zu bringen, ist der 1784 begonnene der vorzüglichste. Er wurde unter den Auspicien des jungen Herzogs Carl August gemacht, und Göthe stand an der Spitze. Der bekannte Mineralog Voigt war dabei thätig. Aber eines Theils war die Stelle des erzhaltigen Schieferflözes, das nun ersunken, zu geringhaltig, andern Theils staute ein Stollenbruch des Martinröder Stollens 1796 die Aufschlagewasser auf, die Gewerkschaft wurde durch die großen bis dahin vergeblichen Kosten entmuthigt, und das Bergwerk wurde abermals auflässig. Mit tüchtigen Dampfmaschinen dürften übrigens die Wasser zu heben sein, und der Ilmenauer Silber- und Kupferbergbau in neuen Flor gebracht werden können.

Ilmenau hat von der Wuth des Feuers mehrmals schlimme Zerstörung erfahren müssen, aus welchem Umstande sich das neue und nette Ansehen der Stadt erklärt. Der schlimmste Brand, der die ganze Stadt mit der Kirche und dem erst zehn Jahre vorher erbauten herzoglichen Schlosse bis auf wenige Häuser am Endleiche in Asche legte, war 1752. Ein Pavillon des Schlosses, welchen die Flammen verschont hatten, wurde wegen Baufälligkeit 1838 abgetragen. Die hiesige Kaltwasserheilanstalt wurde 1838 durch einen Actienverein in's Leben gerufen, und erfreuet sich alljährlich eines zahlreichen Besuchs.

In der schon erwähnten Thalweitung unterhalb der Stadt lassen wir, der Chaussee und dem Flusse folgend, mehrere Häuser zur Linken liegen. Das vorzüglichste ist das eine Viertelstunde von der Stadt entfernte Wenzelshaus, erst Neuhaus genannt, ehemals Gutsgebäude eines nun zerschlagenen Kammerguts, jetzt ein stark besuchter Vergnügungsort. In der Nähe desselben sehen wir die Teiche, von denen einige beträchtlich sind. Da wo eine Lohmühle, eine Schneidemühle, die Buchdruckerfarbenfabrik und Zainhammer zur Linken der Chaussee stehen, verengert sich das Thal wieder, und wir stehen über der stattlichen Herrenmühle, mit der eine Schneidemühle verbunden ist. Noch einige hundert Schritte, und wir begrüßen den am Abhange des hier stark hervortretenden Oehrenbergs gelegenen Grenzhammer, über welchem die Chaussee nach Langenwiesen am Berge sich hinzieht. Auf dem großherzoglichen Eisenhüttenwerk „der Grenzhammer" mit einem Blauofen, Frischfeuer, Stab- und Zaineisen. Auch ist damit ein Schlackenbad und eine Steinschneiderei verbunden, in welcher Granit in Tafeln geschnitten wird. Ihm gegenüber südlich öffnet sich das Schurtethal; rechts herab kommt die Schurte, links aus einem engen Grunde der Oehrenstocker Bach, und am Vereinigungspunkte derselben liegt der Lefflershammer, Blauofen mit Frisch-

feuer, Stab- und Zainhammer. Die beiden Hammerwerke zu beiden Seiten des Flusses, der eine tief am grünen Schurtethal, der andre am Berghange, scheinen zusammen ein kleines Dorf auszumachen. Ihre Lage, die zerstreuten Häuser, das Pochen der Hämmer, das Rauschen der auf die Räder stürzenden Wasser, das Sprühen der Funken, die schwarzen Kohlenschoppen und die grünen Berge geben zusammen ein höchst romantisches Bild.

Der Gickelhahn.

Vom Hundskopf oder Hundsberg, einem hohen bewaldeten Berge (2600 Fuß über dem Meere) am höchsten Gebirgsjoch, zieht sich Anfangs ein schmaler, dann aber sich ausbreitender Gebirgsrücken zwischen den Quellen der Ilm (der Lengwitz) und der Schurte, erst nördlich dann nordöstlich hinab. Die vorzüglichsten Berge desselben sind der Helmsberg, die Hohe-Tanne, an deren südwestlichen Abhange in einem Grunde sich weimarisch Stützerbach ausdehnt. Oben auf dem Bergsattel, zehn Minuten über Stützerbach, liegt an der alten Straße von Ilmenau nach Schleusingen, die über diesen ganzen Bergzug hinläuft, der Auerhahn, ein Gasthof mit Nebengebäuden, wegen seiner Höhe (2228 Fuß) und waldigen Bergnatur im Sommer ein sehr angenehmer Aufenthalt. Ferner: der Wolfsgraben, das Kesselhaupt, zwischen welchem und dem Gickelhahn der Langebach durch einen Teich in den Ilmgrund hinabgeht. Der höchste und ausgezeichnetste Berg dieses Zugs ist der Gickelhahn (2643 F.) Nach dem Ilmthal westlich und nördlich umgiebt er sich mit mehreren Vorsprüngen und Köpfen, wie den großen und kleinen Dachskopf, den Pöckerskopf, den Höllkopf; nach dem Schurtethal südlich und östlich stehen die Erbsköpfe und der Gabelbachskopf als Vorwerke an seinem Riesenbau, mit ihm zu Eins verbunden. Nach der Stadt zu haben sich der Ascherofen und die Hohe-Schlaufe vor ihn gelegt, aber sein Haupt ragt weit über sie empor. Man besteigt ihn am besten von Ilmenau her auf der alten Schleusinger Straße, die von der Stadt aus den Rietzebielergrund sanft aufsteigt, dann sich am Gabelbachskopf emporzieht. Auf der Höhe geht dann der Weg rechts ab; in der Entfernung eines Büchsenschusses erreicht man ein kleines mit ergrauten Brettern überkleidetes Haus, von dichtem düstern Fichtenwald umgeben. Es ist bewohnt und heißt der Kleine-Gabelbach. Die Ilmenauer, welche Lustpartien auf den Gickelhahn machen, pflegen sich hier mit Kaffee zu restauriren. In abermaliger kleiner Entfernung gelangt man durch eine Stellung zu einem zweistockigen, hübschen Jagdhause, ebenfalls mit Brettern beschlagen, unbewohnt. Es ist der Große-Gabelbach oder das Gabelbachsschlößchen. Gleich dahinter beginnt das Haupt des Gickelhahn, dessen Gipfel man in einer Viertelstunde, immer ziemlich hoch aufwärts steigend, erreicht. Man tritt überrascht heraus, wie auf einen großen Altan,

der sich im Halbkreis von Osten nach Norden an dem ebenen Gipfel des Berges hinzieht. Die beiden Endpunkte dieses natürlichen Altans bezeichnen Rondele mit Bänken. Die Aussicht auf Thüringen ist bezaubernd schön, eine der schönsten vom Thüringerwalde. Wenn der Gickelhahn auch kein Panorama bietet, wie der Inselsberg, so ist doch der Blick auf Thüringen ein Ganzes, Abgeschlossenes. — Einige hundert Schritte südwestwärts liegt tief im Walde ein kleines, thurmähnliches Häuschen, mit grauen Bretern umhüllt und mit Schindeln gedeckt. So klein und unansehnlich dieses Dach ist, einen so hoch berühmten Namen trägt es, um den es manchen Palast beneidet; es heißt „Göthes Häuschen.“ Göthe pflegte es in frühern Jahren auf seinen Streifereien durch diese Gebirgsgegend öfter zu besuchen, und wohnte einmal im Jahre 1783 ganzer acht Tage mit seinem Bedienten hier in der tiefsten Waldeinsamkeit, abgeschlossen von aller Welt. Aus dem Zimmer hat man eine poetisch-schwermüthige Aussicht auf die endlosen, bewaldeten Bergeshäupter des Hauptgebirges; in Thäler oder Fernen sieht man nicht und gewahrt keine Spur von der Menschenwelt. Berg an Berg, die Häupter emporstreckend, wie Wellen eines erstarrten Meers, und weiter Fichtenwald ringsumher. Die poetische Stimmung, welche diese Aussicht zumal am späten Sommerabend in der Seele hervorruft, hat Göthe so trefflich in dem kleinen Gedichte ausgesprochen, das er damals mit Bleifeder an ein Fensterbrett der Stube anschrieb:

„Ueber allen Gipfeln ist Ruh',
In den Wipfeln spürest du
Kaum einen Hauch.
Die Vöglein schweigen im Walde
Warte nur! Balde
Ruhest du auch.“

Am Tage vor seinem 82. Geburtstage, am 25. August 1831, besuchte der Dichter noch einmal dieses Häuschen, überlas diesen Vers und weinte seinen schönen Jugendgefühlen eine Thräne der Erinnerung. Möchte die Pietät für den größten deutschen Dichter dies Häuschen fort und fort erhalten!

Der Hermannstein.

Wenn man den nördlichen Abhang des Gickelhahn nach Kammerberg hinabsteigt, kommt man auf der Hälfte des Wegs zu einem von der Bergwand steil emporstrebenden, über 100 Fuß hohen, wohl 500 Fuß im Umfange haltenden imposanten Felsenkegel, dem Hermannstein, ganz von Wald umgeben. Mit einiger Mühe und selbst Gefahr ist er zu ersteigen; sein Rücken ist schmal und kaum zwanzig Schritte lang. Auf seinem östlichen Kopfe findet man noch

einige Ueberreste eines runden, engen Thurmes, und nur die Sage weiß etwas von einer Burg, die von da oben ins Ilmthal herab-geschaut haben soll. Am Fuße dieses mächtigen Porphyrfelsen ist eine Höhlung, die von Menschenhänden gemacht zu sein scheint, aber zum Burgkeller ist sie zu klein, wie überhaupt der Scheitel des Felsen zu einer Burg. Die Mauerreste gehörten höchst wahrscheinlich nur einem Wartthurme an; einer bewohnten Burg hätte die Geschichte nicht vergessen. Weiter hinab ist die Bergwand noch mit mehreren Porphyrfelsen geschmückt, unter welchen der Kleine-Hermannstein der vorzüglichste ist.

Das Schurtenthal.

Auf der entgegengesetzten Seite des Gickelhahn gelangt man in das Schurtenthal hinab. Die Schurte oder Schorte entspringt am Hauptgebirgsrücken unter dem Dreiherrnstein am Rennsteige. Unter den Quellen, die ihr bald darauf zufallen, ist der Einsiedlersbrunnen die vorzüglichste. Sie hat den Namen von einer sonst an der Straße nach Frauenwald gelegenen, einsamen Waldherberge für arme Reisende, „zum Einsiedel" genannt, welche 1364 gebaut wurde, und der jene nah dabei entspringende Quelle als Brunnen diente. — Am Fuße des Großen-Helmsbergs vereinigen sich diese Quellen in einer engen, düstern Schlucht, in welcher gleich darauf der Bach von einem Felsen ziemlich hoch herabstürzt und einen hübschen Wasserfall bildet. Felsen umkränzen ihn, und hohes, dichtes Nadelholz überschattet die enge, vom Rauschen des stürzenden Wassers wiederhallende Schlucht von allen Seiten, die hier bezeichnend den Namen „das Finstere-Loch" führt. Es ist ein sehr einsames, düstres, melancholisches, schier schauerliches Plätzchen, ganz zu sinniger Selbstbeschauung geeignet. Diesen tiefeinsamen, süßschwermüthigen Character verliert das Schurtenthal nicht, wenn es sich auch später erweitert, und zu einem grünen Wiesengrund umgestaltet, und es ist in dieser Beziehung vielleicht das poetischste Thal des ganzen Gebirgs. Zieht man vollends die Nähe der reizenden Bergstadt in Betracht, so giebt es für den sich dort aufhaltenden Freund romantischer Waldeinsamkeit kaum einen anziehendern Thalgrund, in dessen schattigem Schooße das reinste Glück jener süßen Befriedigung wohnt, welche nur die Gebirgsnatur in ihren heimlichen, von der Menschenwelt abgeschlossenen Thälern gewährt. — Du köstliches Schurtenthal, möchten noch viele verwundete Herzen den Frieden in dir suchen und finden, den der laute Lebensmarkt versagt! — Unterhalb dem Finstern-Loch blitzt uns ein kleiner Wasserspiegel entgegen. Von beiden Seiten ziehen sich anmuthige Gründe, welche der Schurte helle Bächlein zuführen, zum Theil mit lieblichen Felsen geschmückt, zwischen den Bergen herab. Weiter

hinab treten die steilen Berge etwas zurück, und das Thal erweitert sich zum schwermüthig lächelnden Wiesengrunde, der im Sommer mit tausend Blumen bedeckt ist. Nach einer kleinen Stunde kommt von der Rechten zwischen dem Mittelsberge und dem Aechtelsberge der Steinbach in die Schurte herab. Gegenüber an der linken Thalseite steht die Schurtenwand mit einzelnen Felsen besetzt, und hier finden wir auf einer kleinen Thalebene, zum Theil im Schatten des Waldes und zur Seite eines ansehnlichen Felsen, eine Pechhütte, das einzige Haus des Schurtenthals, in deren Nähe der Steinbach in die Schurte rieselt. Ein herrliches Plätzchen! Am Flußberg, südöstlichem Abhang des Lindenbergs, des letzten in dieser Bergreihe zwischen Ilm und Schurte, ist wiederum eine schöne, oft besuchte Stelle an einer Quelle mit Tischen und Bänken, und einem Blick in das grüne Thal. —

Ueber den Flußberg geht der Weg nach dem eine halbe Stunde entfernten Ilmenau hinüber. Wir aber verfolgen das liebliche Thal bis zu seinem Ausgange am Lefflers-Hammer. Rechts nach Dehrenstock zu liegen die zahlreichen und ergiebigen Braunsteingruben, dann tritt der Trogberg hervor, welcher sowohl von der Schurte als von der Ilm bespült wird. Die beiden einander gegenüber liegenden Hüttenwerke machen den schönen Beschluß des schönen Thals.

Elgersburg.

Von Manebach steigt man über den Heidelberg nach Elgersburg hinüber. Dieser anmuthige, anfangs steile Waldweg beträgt eine Stunde. Das Auge wird durch herrliche Aussicht belohnt. Die hohe Elgersburg auf ihrem Porphyrfelsen, an seinem Fuße das Dorf mit den vielen schönen, fast städtisch gebauten Häusern, das sich am Berghange emporzieht, machen auf den Nahenden einen sehr angenehmen Eindruck.

Elgersburg, gothaisches Pfarrkirchdorf mit 90 Häusern und 726 Einwohnern, die sich von Braunsteingräberei, Waldarbeit, Viehzucht, etwas Ackerbau (meist Kartoffelbau) und in der hiesigen Porzellan- und Steingutfabrick nähren. Auch sind vier Kienrußhütten hier, und die Kaltwasserheilanstalt bringt natürlich dem Dorfe ebenfalls bedeutende Vortheile ein. Die große, schöne, helle Porzellanfabrik (ehemalige Gutsgebäude) und das geräumige, moderne Kurhaus sind die Zierden des Orts. Beide liegen, aneinander grenzend, dicht am östlichen Fuße des Schloßberges. Aber die Krone des Dorfs und der Umgegend ist die ragende, äußerst malerische Burg. Sie hat seit Kurzem durch Restauration und Anlagen viel gewonnen. Die reno-

virten Räumlichkeiten werden zum Besten der Badegäste verwendet. Das der herzoglichen Kammer in Gotha gehörige Schloß besteht jetzt aus einem untern und einem obern Theil. Hier erhebt sich das Hauptgebäude, ein altes steinernes Haus mit zwei Stockwerken; die Zimmer darin sind hoch und geräumig. Im obern Stock befindet sich ein kleiner Saal. Den untern Theil zeichnen zwei nah an einander stehende Thürme aus, ein runder, an der nordöstlichen Ecke außerhalb, und ein höherer viereckiger innerhalb des Schloßraumes. Die übrigen nördlich und östlich sich herumziehenden steinernen Gebäude sind weit niedriger als das Ritterhaus im obern Theil. Der Schloßhof ist ebenfalls getheilt, von dem untern führen steinerne Stufen zu dem obern, der mit Gartenbeeten geschmückt ist. Im untern gießt der Schloßbrunnen sein reiches friches Wasser aus. Auf dem Plateau des Schloßberges, unmittelbar vor dem Schlosse nach Norden steht eine Douche, die ihr Wasser aus dem Schloßbrunnen enthält. Die Aussicht von dieser Stelle, so wie aus den Fenstern des Ritterhauses fesselt Auge und Herz.

Das Kurhaus besteht aus zwei stattlichen Gebäuden; im vordern findet man die Wohnzimmer der Badegäste, im hintern einen hellen geräumigen Saal, worin die Badegesellschaft speis't und sich zur geselligen Unterhaltung versammelt. Die klaren, kalten Bergwasser springen im Hause (wie auch im Schlosse) in große Wannen. Vor dem Hause sind einige freundliche Anlagen mit schattigen Bäumen, einem Brunnen und einer Kegelbahn; auch ist der zur Porzellanfabrik gehörige schöne Garten vom freundlichen Besitzer mit großer Liberalität den Gästen geöffnet. Schöne Partien, die die Gäste häufig besuchen, sind: der Wolfsstein, ein Felsenaltan am nördlichen Kopfe des Heidelbergs, gerade über dem Dorfe, in welches man aus der Vogelperspective herabsieht. Diese Felsenplatte gewährt eine sehr wohlthuende Aussicht nach Westen, Norden und Nordosten. Das Steigerthal westlich unter dem Wolfsstein, mit seinen köstlichen Quellen und einer kleinen Fontaine, eine schattige heimliche Waldschlucht. Die Steigerhöhe, eine Waldwiese auf dem Gipfel des Steigers mit bezauberndem Blick auf den ganzen Manebacher Grund bis zum Ilmenauer Felsenkeller hinab, auf Manebach und Kammerberg zu unsern Füßen, auf den Gickelhahn und den Hermannstein gegenüber und durch den Ilmgrund bis nach Stützerbach hinauf. Das Moorthal, nach Osten, ein kleiner Wiesengrund zwischen dem Heidelberge und der Alten-Lage, einer Leithe. Man geht durch dasselbe zur Männerdouche, die am Ausgang des Steingründchens zwischen dem Heidelberg und dem Spiegelsberg steht. Eine zweite ist in demselben Grunde weiter oben unter dem majestätischen Spiegelsstein. Auch führt ein Weg nach Roda und Ilmenau durch das Moorthal. Der Hirtenberg, eine waldschattige Berghöhe nordöstlich nach Martinroda zu. Die dicke Eiche, ein hochehrwürdiger Baum an der Chaussee zwischen Martinrode und Ilmenau auf der

Rothen-Heide oder Martinröder Berg. Das Alter dieser Eiche dürfte wohl ein tausendjähriges sein. Sie ist nicht höher als ohngefähr 60 Fuß, und ihr Stamm sehr niedrig; aber der Umfang desselben beträgt fast 30 Fuß. Ihre Aeste sind stark im Absterben begriffen. Ihr gegenüber, auf der östlichen Seite der Chaussee, steht in Gestalt eines antiken Altars ein Denkstein mit der Aufschrift: „Marienstraße. Ihr Name unser Stolz, ihr Zweck gemeiner Nutzen." Und auf der Rückseite: „Die Communen des Amtes Ilmenau 1809 — 1811." Diese Chaussee wurde nämlich zu Ehren der jetzigen Großherzogin von Weimar Maria Paulowna, Marienstraße genannt.

Der Körnbach.

Die schönste Partie der Elgersburger Umgebung. Man geht vom obern Ende des Dorfes, oberhalb der Burg westwärts am Waldsaume des Rumpelsberg auf einem sehr angenehmen Promenadenwege in einer Viertelstunde dahin. Zur Rechten läßt man eine felsige Leithe, welche mit einem malerischen, runden Felsenhaupte endigt, dem Todtenstein oder Rothenstein, auf dessen Gipfel ein geräumiger Pavillon steht, zu welchem ebenfalls ein Promenadenweg führt. Es ist ein gar liebes und freundliches Plätzchen auf dem Gipfel des Todtenstein unter dem schützenden Dache. Zwischen ihm und dem Wege zum Körnbach liegen kleine grüne Waldwiesen. Auf diesem Wege biegt man zuletzt um eine Waldecke und steht überrascht vor dem Felsenthor oder den grandiosen Eingangspfeilern der waldigen Bergschlucht und vor der schweizerisch gebauten Massemühle der Elgersburger Porzellanfabrik die wahrhaft romantisch zwischen den beiden Eingangsfelsen liegt. Das kleine Wasser des Körnbach entspringt an der Nordseite des Bergzugs zwischen der Gera und Ilm, am Rumpelsberge, und fällt in einem steilen Grunde hinab. So klein auch dieser Grund bis zu seinem Ausgange aus dem Gebirge ist, so hochromantisch machen ihn seine Felsen, die von seltener schöner Form und herrlich gruppirt sind. Sie haben meist eine respectabele Höhe, reizende Abstufungen und Windungen, Vorsprünge und Zacken, theils glatt, theils von Vegetation überwuchert und mit Fichten bepflanzt. Die meisten, sieben bis acht, dieser ausgezeichneten Felsbildungen ziehen sich an der Westseite des Körnbachs in ganz geringer Entfernung von einander hin, herrliche Porphyrkolosse, immer einer schöner und reizender als der andre, breite Felsenstirnen, stolze Steinhäupter, aufgethürmte Klötze, vorspringende Hörner, dazwischen ein Promenadenweg, der zu allen führt, oft über ihren Scheitel, oft dicht unter ihrer schroffen Wand hinweg. Einige hängen über und bilden ein Dach, andre schießen jäh in den Grund ab. Das Ganze

bildet ein romantisches Felsenlabyrinth, das man in einer halben Stunde nach allen Felsen hin durchwandern kann. Der Fels, der sich über der Mühle als linke Thürpfoste des kleinen süßstillen, lieben Grundes erhebt, ein prächtiges, weitschauendes Felsenhaupt, führt den erhabenen Namen „Göthestein," und von seiner Stirn leuchtet der Name „Göthe" in großen vergoldeten Lettern auf einer eisengegoßnen in den Felsen genieteten Tafel in den grünen Thalgrund hinab. Göthe brachte einige Nachmittagsstunden seines 82. Geburtstags, des 28. August 1831, mit einigen Freunden hier zu, und schrieb seinen Namen in das Stammbuch des Körnbachs, welches in der Massemühle für die Besucher des reizenden Felsengrundes liegt. Zum Andenken an den letzten Besuch des Dichterfürsten wurde der Fels mit sinniger Pietät Göthestein getauft. Man ersteigt ihn auf gewundenem Felsenpfad von einem Vorsprunge zum andern, bis man seinen ragenden Gipfel erreicht, auf welchem ein runder Pavillon aus rohen Baumstämmen mit Gezweig durchflochten und mit Tannenreis und Schalen gedeckt steht, und steinerne Sitze, in deren Mitte ein Tisch, rund um zur Rast einladen. Von diesem Punkte hat man eine freundliche Aussicht auf das Gerathal, auf das helle reinliche Dorf Gera und die dasselbe umgebenden Berge; auch nimmt sich der schief gegenüber liegende Todtenstein mit seinem Pavillon auf dem runden Scheitel sehr malerisch aus. Von hier aus schlängelt sich der Weg zu den übrigen Felsen, ein andrer zum Hohwartskopf und der Mönchsheide hinauf. Der niedere linke Eingangsfelsen heißt der „Dröſestein," zum Andenken eines um die Errichtung der Elgersburger Porzellanfabrik verdienten Mannes, Namens Dröse, dem eine hoch in einer Felsennische stehende Votivtafel mit einem Aschenkruge geweiht sind. Der Dröſestein ist theilweise durch künstliche Stufen zugänglich gemacht. Sein Haupt ist mit Fichten gekrönt. Hinter der Mühle ist ein kleiner schattiger Platz; aus der Felswand rechts springt eine der köstlichsten, reinsten, frischesten Quellen, das reizendste kühlste Kind dieser Porphyrberge. Durch die Felsschlucht, in welcher die Damenbuche liegt, steigt man zu dem Hohwartskopf (Hochwartskopf), einem Berghaupt mit schöner Aussicht nach Arnstadt, Gotha u. s. w. Drüber der Mönchswald, wo der Alterthumsforscher die drei Mönchssteine findet, wahrscheinlich Grenzsteine des Waldgebiets. Auf ihnen ist der Ritter St. Georg im rohen Relief ausgehauen, und auf einem eine nicht mehr zu enträthselnde Inschrift (bis auf das Wort S. Georgius). Vom Körnbach läuft am Bergfuße des Hochwartskopfs der schöne Weg nach Arlesberg durch den Wald, wo man das liebliche Gerathal betritt. Dieser frische süße Wiesengrund dehnt sich bis zum schönen Dorfe Gera aus. Andre Reize bietet der Grund der großen Gera, in welchem man nach dem hochgelegenen Dorfe Gehlberg und von da nach der Schmücke und auf den Schneekopf steigt, lauter schöne Partien für die Elgersburger Badegäste. Andre sind nach Roda, Martinroda, Geschwende.

Auch die Ilmenauer Schönheitspunkte werden viel von den Elgersburger Gästen besucht, so umgekehrt die Elgersburger Plätze von den Ilmenauer Gästen. Natur und Menschenhand haben eine schier unerschöpfliche Fülle von Reiz über diese ganze Gebirgsgegend ausgegossen, und der ist glücklich zu preisen, der einige Sommermonate, von allen kleinlichen niederdrückenden Sorgen befreit, sich mit voller kindlicher Seele ihrem Genuß hingeben kann.

Und so schließe ich diesen meinen letzten Artikel für dies meinem schönen Vaterlande gewidmete Werk mit dem aufrichtigen Wunsche: Gott segne Thüringen und seine Bewohner!

Ludwig Storch.

Die Anmerkung am Schlusse des Artikels „der Inselsberg" gilt auch von diesem.

Goslar.
Eine historische Beschreibung.

Sei mir gegrüßt, ehrwürdige Kaiserstadt,
Tochter des großen Heinrich, der ritterlich
Schlug der Barbaren wilde Horden,
Welche des Vaterlands Gau'n verheerten,

Goslar, umflossen einst von dem Purpurglanz
Höherer Freiheit, treulich von Kaiserhand
Lange gepflegt, und hochgefeiert
In der Geschichte bewährten Büchern;

Freundin des Rechts und muthigen Rittersinns,
Freundin des Lichtes, die du den Fackelglanz
Luthers so früh schon sorgsam pflegtest,
Trotzend dem Dräuen der Nachtgenossen,

Ha! — welche Würde lagert sich um dich her!
Schaaren von Zeugen ziehen im ernsten Chor
Durch der entschwund'nen Zeiten Halle,
Laut deine Größe vereint verkündend!

Welcher Bewohner deutschen Gaues, dem nicht jede Bekanntschaft mit der Geschichte des Vaterlandes abgeht, sollte nicht die alte, hochberühmte Kaiserstadt Goslar kennen, deren Lob wir hier sangen? Wem sollte sie unbekannt sein — diese einstige, beliebte Residenz deutscher Kaiser, diese vormalige Fürstin der Städte in der Nachbarschaft weitumher, welche an Alter fast alle ihre Schwestern im

Königreiche Hannover übertrifft, und in welcher einst Heinrichs IV. Wiege stand? Wohl ist ihres höchsten Ruhmes goldner Glanz verronnen; aber sie trauert nicht trostlos um den entschwundenen Glanz. Dort liegt sie im friedlichen Thale, von himmelanstrebenden Bergen umkränzt, — ein Bild der Ruhe, welche vergangener Zeiten gedenkt. Anscheinend bedeutungslos ragen ihre alten Zwinger zu den Wolken empor, und doch sind sie großentheils brauchbare Diener des modernen Goslar geworden.

Doch wir treten in die Hallen der Geschichte, um zu sehen, was Goslar einst war, und mit dem gewonnenen Bilde das heutige Goslar zu vergleichen.*)

Denken wir uns die sieben Perioden der Geschichte Goslars als sieben Gallerien!

Ein Dämmerlicht umfängt uns anfangs in der ersten Gallerie, welche den Zeitraum von 923 bis 1137 umfaßt. Hier sehen wir, wie die Stadt in den Jahren 923 und 924 von Kaiser Heinrich I., Finkler genannt, durch Zusammenlegung mehrerer Dörfer an der Gose (Wehrlager an der Gose = Goslar) gegründet wird, und wie sie unter der Regierung von 9 Kaisern an Umfang und Glanz allgemach gewinnt. Wir sehen, wie unter Kaiser Otto I., Heinrichs I. glorreichem Sohne, in dem Schooße des nahen Rammelsberges um 968, der Sage nach durch des Kaisers Jagdgenossen Ramme, die edlen Gold- und Silberschätze geöffnet werden. Die sächsische Bevölkerung Goslars wächst durch herbeigerufene Bergleute aus dem Frankenlande. Die St. Augustini-Capelle wird erbaut, und nimmt schon unter Otto I. die angekommenen Bergleute in ihre Bethallen auf. Ein kaiserlicher Pallast erhebt sich in der Mitte der neuen Stadt, nach einigen schon unter Otto I., wenigstens unter Heinrich II., dem Heiligen. Je größer der Beter Schaar wird, desto zahlreicher werden die entstehenden Bethäuser. Uns begegnet die Entstehung einer Marien-Capelle und der jetzigen Marktkirche unter Heinrich II., sowie der St. Thomas-Capelle (vor 1017), ferner einer lieben Frauen-Capelle nahe am Kaiserpallaste um 1024, der Jacobi-Kirche um 1020, des St. Georgenbergs-Klosters um 1025, unter Conrad II., ferner des großartigen Doms, welchen der Pabst Leo unter vielem Pompe einweihte, des St Petersstiftes nebst der Clus und der Catharinen-Capelle um 1045, über welches der Pabst Victor II. seine weihende Hand ausstreckte, und endlich der St. Petri- und Pauli-Kirche auf dem Frankenberge (vor 1108) und der St. Stephani-Kirche, welche zu Lothars Zeiten gegründet wurde. — Es umrauschen uns aber auch die Stürme

---

*) Wir verweisen auf das von uns benutzte, durch billigen Preis und köstliche typographische Ausstattung sich empfehlende Werk: „Geschichte der vormals Kaiserlichen, freien Reichsstadt Goslar am Harze. Von G. F. Eduard Crusius. Osterode. Verlag von A. Sorge. 1842.“ Dort sind unsere Gewährsmänner angeführt. Wir ersparen uns also hier ermüdende Citate.

mannigfacher Unruhen, welche wie düstre Gewitterwolken das Thal umlagern. Der Ungarnkriege fürchterliche Greuel waren ja die Hauptveranlassung zur Erbauung der Stadt. Fast endlos sind die Kämpfe der sächsischen Fürsten mit dem vielgeprüften Heinrich IV. und dessen Sohne Heinrich V. in Goslars Nähe. Doch durch die düstern Nachtwolken des Aberglaubens und der hierarchischen Beschränkung, welche einem Kaiser das Büßerhemde anzog, dringt von Zeit zu Zeit zu unserer Freude das erquickende Licht einer frommen Einfalt, welche in glühender Anhänglichkeit an das Heilige ihre segnenden Arme in die fernen Jahrhunderte hinausstreckt. In solcher Einfalt stiften edle Woldenberger, ein hochberühmtes Grafengeschlecht, das 1383 ausstarb, 1064 die St. Cäcilien-Capelle in Goslar, später eine Besetzung des Klosters Walkenried.

Wir treten nun in die zweite Gallerie der Geschichtshallen Goslars. Das Dämmerlicht verschwindet; heller Lichtglanz umfängt uns. Doch nur flüchtige Blicke können wir hier auf die Erscheinungen werfen. Diese zweite Periode umfaßt die Zeit von 1138 bis 1291, oder von Kaiser Conrad III. bis zu Rudolphs I. Tode. Wir sehen auf dieser vielbewegter Vergangenheit großem Schauplatze zunächst Heinrich den Löwen, als öftern Bedränger der Stadt Goslar, nach deren Besitze er eifrigst strebt. Zuerst im Kampfe mit Kaiser Conrad III., dann gehoben und hochgefeiert von Kaiser Friedrich I., geräth er bald auch mit diesem in Streit, und wird zuletzt seiner Würden als Herzog von Baiern und Sachsen beraubt. Heinrichs des Löwen wechselnde Schicksale berühren Goslar vielfach. Sein Zorn zerstört 1181 die Treib- und Schmelzhütten bei Goslar. Ja, ein Sproß des gewaltigen Löwen, Kaiser Otto IV., läßt durch seinen Kriegsobersten Gunzelin, Grafen von Peine, die Stadt sogar erstürmen und plündern, 1205. Doch ehrwürdig muß uns die Standhaftigkeit erscheinen, welche Goslar in seiner Anhänglichkeit an das schwäbische Kaiserhaus, namentlich an Otto IV. Gegner, Philipp bewährt, und deren Belohnung bis in Friedrichs II. und dessen Sohnes, Heinrichs Zeiten reicht. Nicht minder muß unser Blick staunen über die Festigkeit, mit welcher sich die Stadt in den Wirren des Zwischenreiches (1256 bis 1273) behauptet, und im Bunde mit der großartigen Hansa (1241), allgemach belehnt mit dem Reichsvoigtei-Rechten, und schöpfend aus den köstlichen Erzquellen des Rammelsberges zu immer größerer Macht und Selbstständigkeit sich emporschwingt. Die Raubburg Herlingsberg, unweit Wöltingerode, welche Otto IV. zu einer Plage für die Stadt befestigt hatte, sinkt 1291 zur großen Freude der Goslarienser in Trümmer zusammen; aber auch des Kaiserpalastes Herrlichkeit sehen wir einen Raub der Flammen werden, 1288 oder 1289, gleichsam zur ernsten Vorbedeutung, daß fortan doch keines Kaisers Anwesenheit ihr mehr Glanz verleihen könne; denn Wilhelm von Holland war der letzte Kaiser, welchen Goslar in seinen Mauern sah, 1283. — Daneben ziehen die geistlichen Stifter dieser vormaligen kleinen Roma unsere Aufmerksamkeit auf sich. Des Doms, wie des St. Petersstiftes und des St. Georgen-

bergs-Klösters Ansehen und Reichthum sehen wir wachsen, und die erstern Stifter werden Pflanzstätten für Bischöfe und Erzbischöfe. Neue Stiftungen entstehen, wie das Kloster zum Mariengarten (Neuwerk), welches 1186 eingeweiht wird, des Franciscaner- oder Brüdern-Kloster 1209, das Marien-Magdalenen-Kloster auf dem Frankenberge 1225 und das St. Johannis-Hospital oder das sogenannte große heilige Kreuz 1253. Und wenn auch das Schicksal eines Heinrich Minneke, Propstes zum Mariengarten, welcher als Ketzer 1225 den Scheiterhaufen besteigen mußte, uns wehmuthsvoll der Geistesfinsterniß gedenken läßt, welche mehr und mehr ihre schwarzen Fittige über die Christenheit ausbreitete, so müssen wir doch von der anderen Seite der kindlichen Hingebung uns freuen, mit welcher so Viele, wie der kaiserliche Voigt Vincentius Volkmar von Wildenstein, der Stifter Neuwerks, und Diedrich von Sulinge, der Stifter des Johannis-Hospitals, in frommem Sinne der Kirche, als der Trägerin des Heiligen dienten, und das irdische Gut in bleibendem Segen für die Nachwelt zu verwandeln strebten.

Indem wir nun in die dritte Gallerie der Geschichtshallen Goslars eintreten, sind es 200 Jahre, deren Ereignisse unter zwölf Kaisern Deutschlands unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Es ist die Zeit von 1292 bis 1493, oder von Kaiser Adolph von Nassau bis Friedrich III. Wir sehen hier, wie Goslar seine Rechte zu wahren und seine Freiheit und Selbstständigkeit zu befestigen strebt, wie es namentlich 1340 von Kaiser Ludwig dem Baier das Heerschildrecht empfängt, und nach und nach alle Reichsvoigtei-Rechte an sich bringt, wie ferner das Gildenwesen geordnet, die Regierungsverfassung immer demokratischer geregelt, für die Gesetzgebung um 1350 durch jene denkwürdigen Statuten und für die Bergwerksverwaltung bald darauf auch durch Berggesetze gesorgt wird. Der kriegerische Geist der Bürger Goslars thut sich bei verschiedenen Gelegenheiten, besondrrs in den Harzburgschen Fehden 1411 und 1412 hervor, wo die tapfern Ritter von Schwicheldt auf der alten, berühmten Reichsfeste haus'ten. Aber auch grausenvolle Schicksalsstürme umbrausen die Stadt während dieser 200 Jahre. Wiederholt kehren die schrecklichsten, pestartigen Seuchen hier ein, und fordern ihre Opfer 1348 bis 1350 und 1376, in welchem letztern Jahre acht Nonnen des Klosters Neuwerk in Ein Grab gelegt wurden, sowie 1450 und 1473. Wasserfluthen (1419) und Feuersbrünste, wie z. B. der große Waldbrand des Harzes 1473 in jenem ungewöhnlich heißen Sommer, beängstigen Goslars Einwohner. Feindliche Anfälle von Außen hemmen oft den Handel und rauben der Stadt die Heerden, z. B. 1438, wo Hartwig von Utze von der Harzburg aus die Umgegend beunruhigt. Und wenn auch, bei den vielfachsten von Hohen und Niedern erlittenen Beeinträchtigungen, die geistlichen Stifter und Klöster Goslars fortwährend ihr Ansehen, wie ihr irdisches Gut zu wahren, und das Verlorne von letzterm selbst durch päpstliche Hülfe wieder herbeizuziehen streben, so herrscht doch während dieser Zeit in Beziehung auf Religion ein finsterer Geist, der besonders in den

Geißelfahrten der Kreuzbrüder um 1350, wie in der Reliquienverehrung beim Dome um 1461, und der vielfachsten Ablaßkrämerei, wie auch namentlich in mancher sittlichen Versunkenheit einzelner Klosterpersonen, z. B. im Frankenbergschen Kloster um 1427, auch in Goslar sich kund thut. Immer dringender muß uns daher das Bedürfniß einer Reformation erscheinen.

Und gerade die Reformation ist es, deren Eingang und Einführung in Goslar unsere Aufmerksamkeit besonders erregt, indem wir in die vierte Gallerie der goslarschen Geschichtshallen jetzt eintreten. Diese vierte Periode umfaßt 119 Jahre unter der Regierung von fünf deutschen Kaisern, von Maximilian I. bis Rudolph II. Hier sehen wir, wie die Stadt, nach Erfindung des Schießpulvers, welche die Sage einem goslarschen Mönche, Bartold Schwarz um 1350 zuschreibt, noch stärker befestigt und mit gewaltigen Zwingern, dem Achtermannszwinger 1508 und dem großen oder dicken Zwinger 1517 verwahrt, daneben an öffentlichen ansehnlichen Gebäuden, wie 1494 der Worth, einem Gildenhause der Gewandschneider, bereichert und zugleich innerlich kräftiger wird durch steigendes Ansehen des Rathes und größern Einfluß der Gilden, welche namentlich 1528 auf Abschaffung papistischer Gebräuche dringen. Die große Umwälzung, welche die Reformation in so vielfacher Hinsicht hervorbrachte, zieht vor unserm Blicke vorüber. Johann Klepp, Vicar an der St. Jacobi-Kirche, wird der erste Herold der gereinigten Lehre, 1521. Nicolaus von Amsdorf aus Magdeburg führt die Reformation feierlichst ein 1528, und entwirft eine Kirchenordnung. Doch auch schwere Prüfungen sahen wir die Stadt heimsuchen. Mit wilden Parteigängern, wie 1529 einem Hermann Raßler, einem Lorenz Weiland und einem Heinrich Kindermann, und 1530 einem Georg Ziegenmeyer und seinen Rotten im Kampfe, und unter unsäglichen Bedrückungen von Seiten des Herzogs Heinrich des Jüngern von Braunschweig Wolfenbüttel 1527 und 1541, geht Goslar jenen unermeßlichen Verlusten entgegen, welche der verhängnißvolle Vergleich, der 1552 mit gedachtem Herzoge abgeschlossen wird, herbeiführt. Das Bergwerk am Rammelsberge bis auf vier Gruben, ein weiter Raum von Forsten mit dem Gebiete der Stadt im Süden und Westen, mehrere Meilen im Umfange, muß abgetreten, alle Schuldverschreibungen, welche auf den Herzog lauten, müssen vertilgt, zehn Stück schweren Geschützes abgeliefert und fortan jährlich 500 Thlr. Schutzgeld gezahlt werden, und noch sind es erst wenige Jahre, seitdem Goslar 1547 für seine Theilnahme am schmalkaldischen Bunde 40,000 Goldgulden an den Kaiser Carl V. hatte erlegen, und zwölf Kanonen ausliefern müssen. Oft wird die Stadt von Feuersbrunst 1589, von Wassernoth 1539, von verheerenden Seuchen 1578 und 1597 und vorhergehender Theuerung heimgesucht. Aber wohlthuend muß es uns sein, mitten unter den Stürmen und dem Wogendrange der Zeit, kräftige Stimmen zu hören, wie die eines Luther, der 1529 einen Trostbrief an die Jacobi-Gemeinde erläßt, und wackere Männer zu sehen, die den Stürmen trotzen und über die Fluthen emporragen,

wie ein Balder, der, als Bürgermeister, Goslars Rechte 1530 zu Augsburg verficht, ein Corvin, welcher als erster Prediger an der St. Stephani-Gemeinde dem Aberglauben steuert, ein Wiedensee, welcher als Superintendent die Sittlichkeit siegreich fördert, und 1536 die Abschaffung des sogenannten langen Tanzes, eines wahren Bacchusfestes, durchsetzt und endlich ein Holzhausen und Grossehans, die als Wiedensee's Nachfolger für Recht und Ordnung, für Geistesfreiheit und den Sieg des lautern Gotteswortes muthvoll streiten. Wir sehen ferner, wie zwar der Kirchenstaat Goslars von dem nachmals so berühmten Superintendenten Heßhusius durch eine besondere Consistorial-Ordnung 1555 geregelt wird, aber wir sehen auch mit innerem Schmerze, wie der Geist der Zeit, welcher eine starre Anhänglichkeit an den Buchstaben der Schrift begünstigte, auch in Goslar beklagenswerthe Reibungen veranlaßt, bei welchen ein Zwingli und Calvin in die Reihe der Ketzer versetzt werden, und die des Zwinglianismus verdächtigen Prediger Knigge und Grauert 1531 die Stadt zu verlassen genöthigt sind. In Schutt versinken sehen wir ehrwürdige Gebäude, welche Jahrhunderte hindurch dem Sturme der Zeit getrotzt hatten, wie 1527 das St. Georgenbergs-Kloster, das St. Petersbergs-Stift, das Kloster zum heiligen Grabe und die St. Johannis-Capelle im Bergdorfe, welche sämmtlich wegen eines gefürchteten Angriffs von Seiten des Herzogs Heinrich des Jüngern demolirt werden.

Wir treten nun in die fünfte Gallerie der Geschichtshallen Goslars ein, welche die Zeitereignisse von 1612 bis 1658 umfaßt. Immer mehr sehen wir hier den Purpurglanz der frühern Macht und Größe Goslars verrinnen. Mehr als irgend ein anderer Zeitraum ist dieser von mancherlei Stürmen umrauscht. Neben den inneren Wirren und Empörungen, welche 1622 namentlich der Wucher der Münzverfälscher erzeugte, neben Hungersnoth und Theuerung (1621), neben Pest (1624, 1625), Brand (1617) und anderen Geißeln, bedrängen auch äußere Feinde die schon so hart geprüfte Stadt. Jene Kriegsgeißel, welche 30 Jahre hindurch über unser deutsches Vaterland geschwungen ward, trifft auch die Stadt Goslar. Die Hoffnung, durch Treue gegen den Kaiser, Schutz gegen Braunschweig zu finden, hält die Stadt ab zu den Verbündeten überzugehen. Wallensteins befreundete Schaaren werden 1625 eine Plage für die Stadt. Herzog Christian von Braunschweig belagert Goslar 1626 und sucht es vergebens zu erstürmen. Da sehen wir 1632 die siegreichen Schweden einrücken, und die bedrängte Stadt muß 60,000 fl. zahlen, und abermals zwölf Kanonen ausliefern. Desto theilnehmender hören wir nach solchen Bedrängnissen den Jubel, den auch in Goslar die Kunde von dem 1648 geschlossenen Frieden weckte. Und erhebend ist uns der Blick auf Männer, welche dem Wogendrange des Schicksals trotzen, gleich den Felsen im Meere, und das Gemeinwohl fördern und schirmen, trotz aller dräuender Gefahren; wir meinen den gelehrten Bürgermeister Johann Beck, welcher durch weise Rede Wallenstein bei Liebenburg der Stadt geneigt macht, Wilhelm von

Mudersbach, den kräftigen Volkstribunen, der 1622 unter die aufrührerischen Rotten tritt und ihren Zorn beschwichtigt, und den berühmten Rector Johann Nendorf, der als Rector der Schule das Heil der Jugend fördert, und oft auch politisch durch heilsame Rathschläge für die Stadt sich segnend erweist. Und so sehr uns auch die Wandelbarkeit des Irdischen bei den verschiedenen, nach und nach sämmtlich evangelisch gewordenen Stiftern und Klöstern, welche auf kurze Zeit 1630 wieder von den Katholiken occupirt wurden, fühlbar werden muß; so müssen wir uns doch freuen über den Sieg der guten Sache, welcher nach so mannigfachen Veränderungen doch zuletzt erfolgt, und uns jene frommen Stiftungen, wenn auch nicht in allem Glanze, (— der Dom verlor Vieles durch die Schweden) — doch in ihrer Unabhängigkeit in den Händen der Evangelischen erblicken läßt. Vor Allem aber zieht die Blüthe der goslarschen lateinischen Schule uns an, welcher ein Nendorf vorstand, auf welchen spätere wackere Nachfolger stets mit Hochgefühl hinschauen konnten. Er stirbt 1647.

Die sechste Gallerie der Goslarschen Geschichtshallen nimmt jetzt uns auf. Die Ereignisse des Zeitraums von 1658 bis 1740 ziehen vor unserm Geiste vorüber. Wie ein von Krankheit abgehärmter Greis ohnmächtig auf seinem Lager daliegt, so erscheint uns Goslar nach den Leiden und dem Jammer des dreißigjährigen Krieges. Die sittliche Versunkenheit erreicht einen hohen Grad. Umsonst kämpfen weltliche und geistliche Obrigkeiten gegen die verderblichen Folgen jenes Krieges an. Das Volk geräth in Gährung. Rath und Gemeinde trennt die Zwietracht. Da wird der sogenannte Kurzrocksche Vergleich 1682 geschlossen, und die demokratisirende Stadtverfassung bildet sich vollends aus. Wird Goslar auch von den Kriegsunruhen der Zeit nicht unmittelbar berührt, so finden doch Neckereien mit dem Stifte Hildesheim statt, welches zum Nachtheile Goslars 1695 seine Grenzen erweitern will. Die Stadt kämpft muthig gegen solche Willkür an. Zwar wird 1702 durch plötzliches Einrücken hannoverscher Truppen Goslars Reichsfreiheit einmal verletzt; aber desto standhafter behauptet es dieselbe gegen die Herzöge von Braunschweig, welche die Stadt besetzen wollen. Von Drangsalen bleibt die vielgeprüfte Stadt auch während dieses Zeitraumes nicht frei. Theuerung (1683) und Feuersbrünste (1668, 1671, 1682) Wassersnoth und andere Unfälle suchen sie heim. Am Schrecklichsten wüthet der Brand 1728, welcher 186 Wohnhäuser, ohne Neben- und Hintergebäude, in Asche legt, und die schöne, ehrwürdige St. Stephani-Kirche mit ihren köstlichen Glocken zertrümmert. Erst 1734 wird die neue Kirche wieder geweiht, und öffnet ihre Hallen den frommen Betern. Dagegen sehen wir eine Stiftung entstehen, welche auch in die Zukunft segnend eingreift. Es ist dieß das Waisenhaus 1693, zu welcher ein Goslarienser, der edle Goldschmidt, ein Bedeutendes beisteuert. Die letzte glanzvolle Huldigungsfeier begegnet uns 1705 bei

dem Regierungsantritte des Kaisers Joseph I. Die ganze Stadt ist erleuchtet. Der Donner der Kanonen verkündet der Umgegend die seltene Feier.

Und so treten wir denn in die siebente und letzte Gallerie der goslarschen Geschichtshallen ein. Der Raum gestattet auch hier uns nur flüchtige Blicke. Es umfaßt diese Periode den Zeitraum von 1741 bis 1842 — vielleicht den wechselvollsten von allen. Nicht unberührt bleibt die Stadt von den Stürmen des siebenjährigen Krieges. Kriegerschaaren wechseln hier mit ihrem Aufenthalte. Die Braunahrung geräth in Verfall. Der Ruhm der Gose, jenes ausgezeichneten Biers der Stadt, den einst Dichter feierten, schwindet dahin. Eine neue Feuersbrunst legt 1780 die bedeutende Anzahl von 218 Wohnhäusern in Asche. Justiz und Administration gerathen in Verfall. Ein Deficit von 2560 Thlr. 29 Gr. 4 Pf. ergiebt sich im Jahre 1787 bei der Cämmerei. Die Reichsfreiheit hört auf, Goslar wird 1802 eine preußische Landstadt. Doch der edle Organisations-Commissair von Dohm wird ein Wohlthäter der Stadt. Die Einkünfte der aufgehobenen Stifter, SS. Simonis und Judae (Domstifts) und des St. Petersstiftes, werden zu einem Kirchen- und Schulfonds der Stadt bestimmt. Neuwerk bleibt als Versorgungsanstalt. Das Kirchen- und Schulwesen wird durchgreifend verbessert, und die lateinische Schule in eine höhere Bürgerschule verwandelt, an welcher der verdienstvolle Rector Gehrich segensvoll fortwirkt. Die Schlacht bei Jena 1806 bringt Goslar den Franzosen in die Hände. Es erhält französische Verwaltung, wird 1807 zum neuen Königreiche Westphalen gezogen, und leidet in westphälischer Zeit weniger, als andere Städte. Der Freiheitskrieg 1813 bringt einen neuen Wechsel. Hannover nimmt 1813 Goslar in Besitz, doch Preußen erhebt dagegen seine Ansprüche, und zwei Jahre hindurch tritt wieder preußische Verwaltung ein, bis es 1816 definitiv an Hannover abgetreten wird. Die Stadt erhält 1816 eine neue Verfassung, tritt 1820 ihre letzten drei Gruben im Rammelsberge gegen 1000 Thlr. Louisd'or ab, geräth 1811 bei der allgemeinen Aufregung in eine schnell vorübergehende Gährung, und zeichnet sich nun durch treue Anhänglichkeit an ihren König aus, welchen sie 1838 in ihren Mauern zu begrüßen das Glück hatte.

Hier treten wir aus den Hallen der Geschichte, um das heutige Goslar zu durchwandern, und seine Merkwürdigkeiten anzudeuten.*)

Nicht unbedeutend ist noch immer das Gebiet Goslars. Es umfaßt beinah ½ □ Meile und grenzt auf drei Seiten an das Braunschweigische, nördlich aber an die Aemter Liebenburg und

---

*) Wir verweisen hier auf: „Mund's topographische Beschreibung von Goslar, 1800."

Wöltingerode. Den größten Theil des Gebiets nehmen die Forsten ein, zu deren Beaufsichtigung drei Forstbediente angestellt sind. Doch gehören Goslars Forsten nach dem Grenz-Recesse von 1824 zum braunschweigischen Gebiete.

Zunächst ruht jetzt unser Blick auf den ehrwürdigen Bergen, welche Goslar umschirmen. Südlich erhebt sich nah' an der Stadt der allbekannte, erzreiche Rammelberg, westlich der tannen- und fichtenreiche Herzberg, von diesen beiden westlich der Hohekehl, über welchen die Kunststraße nach dem Harze führt, und an dessen Nordseite Schiefer lagert. Westlich von der Stadt erhebt sich der Steinberg, von diesem nördlich der mit Laub- und Nadelholz besetzte Nordberg. Im Norden der Stadt ist der Cattenberg mit erschöpften Kalksteinbrüchen.

Wir verweilen noch bei der Umgegend Goslars. Gewiß wenige Gegenden zeichnen sich, wie diese, durch Reichthum und Mannichfaltigkeit der Fossilien aus, denn hier wird Schiefer, Lehm, Mergel, Sand, Ocker und Kalkstein gewonnen. Aber vor allen war und ist der Rammelsberg wichtig, welcher viel Silber, Blei, Kupfer, Schwefel, Vitriol, etwas Zink und Gold enthält. Östlich von der Stadt findet sich grauer Thon, welcher zu Töpferarbeiten, Backsteinen und Ziegeln gebraucht wird. An derselben Seite, 200 Schritte von der Stadt, liegt der Petersberg, ein Sandstein, welcher an der nördlichen Seite Kalk hat. Am Sudmerberge (eigentlich Sudburger Berge, vom ehemaligen Orte Sudburg so genannt), auf welchem noch ein weithin sichtbarer Wartthurm steht, wird Quadersand gebrochen. Am Fuße des Petersberges ist auch die schon erwähnte, von Fremden häufig besuchte Clus, eine in Felsen gehauene Capelle, deren sich die Sage bemächtigt hat.

Mehrere Bäche durcheilen das Stadtgebiet. Die Abzucht (eigentlich früher Ageducht von aquaeductus genannt) kommt aus dem Thale zwischen dem Herz- und Rammelsberge, bildet, durch einen Damm am Ausgange des Thals gehemmt, einen ansehnlichen Teich, dessen Wasser für den Rammelsberg wichtig ist, und geht neben dem Clausthore unter dem Stadtwalle durch, treibt eine Papiermühle, nimmt sodann die Gose auf und verläßt auf der Südostseite die Stadt durch einen überwölbten Ausgang in der Stadtmauer. Die Gose, ein zweiter nicht unbedeutender Bach, entspringt im Gebirge zwei Stunden westlich von der Stadt, fließt in dieselbe durch einen gewölbten Weg unter dem Walle und der Mauer nicht weit von der Frankenberger Kirche, und versorgt, in einem theils ausgemauerten, theils hölzernen Gerinne fließend, die Stadt mit Wasser zum Brauen, Kochen und Waschen. — Verschieden davon ist das Marktbecken-Wasser, so genannt von dem sehr alten, bronzenen Becken auf dem Markte, in welchem es aufgefangen wird. Seine

Quellen sind am Fuße des Rammelsberges. Hier an der Westseite des Berges ist auch noch eine andere liebliche Quelle, der Kinderbrunnen genannt, von welchem gleichfalls eine Sage vorhanden ist. Das Wasser dieser Quelle fließt in den Herzberger Teich. — Neben der Chaussee nach Clausthal entspringt der Weinbrunnen, ein köstliches krystallhelles Wasser, das der Winterfrost nicht erstarren macht. Am Steinberge, jenem vormaligen Sitze der Edlen von Steinberg, deren Geschlecht noch blüht, ist der Trülke, dessen Wasser durch Röhren dem Frankenberger Kloster und dem westlichen Theile der Stadt zugeführt wird. Der Gelenbeck, oder gewöhnlich Gelmke genannt, welcher den St. Pankratii- oder Siechhof im Osten der Stadt mit Wasser versorgt, entspringt südlich von der Stadt, und ist um eine Anhöhe beim Petersberge so geleitet, daß er durch eine optische Täuschung von einigen Standpunkten aus bergan zu laufen scheint.

Das Klima um Goslar ist, der Nähe des Harzes wegen, rauher, die Vegetation später, als bei andern Orten gleicher Breite, jedoch ist der mildere Westwind vorherrschend, und im Winter erleichtert der Schnee die Communication und den Transport.

Noch vor 40 und einigen Jahren gaben die Wälle der Stadt ein düsteres Ansehen. Gegenwärtig sind diese bis auf einen kleinern Theil abgetragen, und der Stadtgraben ist größtentheils in Gartenland umgewandelt, — eine Verbesserung, welche die Stadt besonders dem vormaligen Kriegsrath Siemens verdankt. Der Umfang des Stadtgrabens beträgt 5260 Schritte. Auf der alten Mauer standen vordem 182 kleine Thürme. Der sogenannte dicke Zwinger an der Südseite ist ein Bürgerhaus geworden, in welchem die Fenster die Stellen der alten Schießscharten einnehmen. Es ist eine Tabagie der mittlern Classen.

Statt der vormaligen sechs Thore hat Goslar gegenwärtig vier Thore, westlich das Claus- oder Nicolai-Thor, nördlich das Vitsthor und das Rosenthor und östlich das breite Thor. Wir durchwandern nun die Hauptstraßen der Stadt. Sie gehen sämmtlich von Westen nach Osten, und sind ziemlich breit, wiewohl nicht ganz gerade. Am Ungeradesten sind die Nebenstraßen. Seit dem bedeutenden Brande von 1780 ist der nördliche Theil der Stadt regelmäßiger aufgebaut. Noch gefälliger sind die Bauten seit 1803, bei welchen mehr Ziegeldächer angewandt sind, welche der Stadt ein freundlicheres Ansehen geben. An der Verbesserung der Straßen ist in den letztern Jahren viel geschehen. Wir betreten zuvörderst die breite Straße, die ansehnlichste der Stadt. Sie fängt am breiten Thore an, führt vor der St. Stephani-Kirche und nahe am Markte vorbei, und leitet oberhalb der Marktkirche auf die Marktstraße und auf die nach Clausthal führende Bergstraße. Parallel mit der breiten Straße läuft

die Bäckerstraße, welche vom breiten Thore nördlich abbiegt. Es ist dieß die längste Straße der Stadt, und sie vereinigt sich an ihrem westlichen Ende mit der Marktstraße. Eine Fortsetzung beider ist die Frankenberger Straße, welche bis zur Frankenberger Kirche an das westliche Ende der Stadt führt. — Die Bauart der Häuser ist sehr verschieden. Das hohe Alter der Stadt verräth sich noch durch manche Gebäude und deren Verzierungen.

Die Zahl der Häuser betrug im Jahre 1828 gerade 1021, die der Einwohner 5722.

Unter den Nahrungszweigen der Stadt steht noch immer der Bergbau oben an, wiewohl Goslar keinen unmittelbaren Antheil an demselben mehr hat. Mittelbar indessen genießen viele Bürger die Vortheile des Bergbaues. Die Erze der eilf Gruben des Rammelsberges, welche auch für Fremde nicht schwer zu befahren sind, werden ihrer Härte wegen durch Feuer gewonnen, wozu jährlich 7000 Malter Holz verbraucht werden. Der jährliche Ueberschuß beim Bergbau wird auf 60 bis 70,000 Thlr. angegeben. Als die Stadt noch im Besitze ihrer Gruben war, wurden im Jahre 1800 auf dem seitdem eingegangenen Vitriolhofe des Rathes 3000 Centner grünen, 100 Centner weißen Vitriols und 300 Centner Alaun bereitet. Ein alter Zwinger ist zu der Hagelgießerei des Herrn Oberfactors Cramer von Clausbruck verwandt. Die Kupferschmiede der Stadt verarbeiteten ehedem jährlich 800 bis 1000 Centner Kupfer. Dieß hat indessen abgenommen, seitdem man angefangen hat, auf der Ockerhütte auf Kosten der Regierung Kupferarbeiten zu fertigen und einzeln zu verkaufen. Auch werden daselbst, auf der Messinghütte, Klaviersaiten verfertigt.

Zum Aufbewahren und Verkaufe der Producte des Rammelsberges sind in Goslar zwei Factoreien, von deren Ertrage nach dem Gesetze der Communion Hannover $\frac{4}{7}$ und Braunschweig $\frac{3}{7}$ erhält. Der Rammelsberg beschäftigt etwa 200 Bergleute, sowie viele Fuhrleute, welche ihren Wohnsitz in der Stadt haben. Außer andern Bergofficianten wohnen hier der Oberbergmeister, der Zehntner, die Oberfactoren und der Oberförster. Die Hüttenofficianten wohnen bei ihren Hütten, die übrigen beim Bergwerke Angestellten am Rammelsberge. Einer der städtischen Aerzte bezieht als Bergmedicus Gehalt, einer der Chirurgen als Bergchirurgus, eine der Apotheken, deren es zwei in Goslar giebt, liefert auf Kosten der Bergcasse die den Bergleuten verordneten Arzneimittel. Auch eine königl. Eisenfactorei befindet sich in Goslar.

Noch immer nicht unergiebig sind die Stein- und Schieferbrüche der Stadt. Ein Steinbruch ist am sogenannten Sudmer- (eigentlich Sudburger) Berge. Die Rathsschieferbrüche am Hohen-

kehl, welche bereits seit 700 Jahren bearbeitet werden, liefern noch immer schöne, blaue Steine, welche weitumher versendet werden. Zwei kleinere Schieferbrüche liegen am Nordberge auf braunschweigischem Boden, und gehören der herzoglichen Cammer, welche sie verpachtet.

Von sonstiger Industrie in Goslar ist noch Folgendes bemerkenswerth: 1 Tapetenfabrik, 1 Spielkartenfabrik, einige Tabacks- und Lederfabriken, Leimsiedereien, Seifensiedereien, 1 Ziegelbrennerei in der Nähe, 10 Oelmühlen, 6 Mahlmühlen, 1 Papier- und 1 Sägemühle. Die Branntweinbrennereien sollen jetzt sehr abnehmen. Es finden sich ferner in Goslar vier Schnittwaarenhandlungen, viele Materialwaarenhandlungen; Oel-, Frucht-, Gemüse- und Wollhandel ist nicht unbedeutend. Von dem Ruhme der Gose verlautet nichts mehr; die ganze städtische Brauerei ist seit 1840 verpachtet. Der Ackerbau Goslars ist weniger bedeutend; besser wird von Jahre zu Jahre der Garten- und Obstbau.

Goslar ist der Sitz eines Steuerkreises nebst einer Hauptreceptur und vier städtischen Licentbeamten. Ferner ist hier ein Postamt, ein Stadtphysikus, ein Landphysikus und ein Stadtchirurgus.

Der Stadtverfassung von 1816 gemäß übt der Magistrat die Criminaljustiz bis zu sechswöchentlicher Gefängniß- und 50 Thaler Geldstrafe aus. Administration und Justiz sind geschieden. Der erste verwaltende Bürgermeister ist zugleich Polizei-Director, der zweite Director des Stadtgerichts. Zum Magistrate gehören noch zwei Stadtrichter, ein Syndicus, ein Cämmerer, zwei Senatoren, ein Stadtgerichtssecretair, ein Auditor und ein Registrator. Die Cämmerei hat bedeutende Hülfsmittel, welche in der Einnahme von 11,074 Morgen Waldung, von Schieferbrüchen, von einer Kalk- und Ziegelbrennerei, von 500 Morgen Acker- und Wiesenlandes, von vier Schäfereien, von Mühlen, Häusern, Gärten u. dgl. bestehen.

Wir nähern uns jetzt dem Markte. Hier steht das alte, ehrwürdige Rathhaus, ein massives Gebäude im Geschmacke des zwölften Jahrhunderts, dessen Vorderseite auf acht gewölbten Bogen ruht. Am Markte ist ferner die sogenannte Worth, jetzt als Gasthof „die Kaisersworth“ genannt. Es war früher das Gildenhaus der Gewandschneider, niemals aber ein Absteigequartier der Kaiser, welche ihren Pallast hatten. Dieser stand noch bis 1288 oder 1289, und 1253 war zuletzt ein Kaiser in Goslar, wie wir oben schon erwähnt haben. Immer aber bleibt die Worth ein merkwürdiges Gebäude, an dessen Fronte in den Zwischenräumen der Fenster acht Standbilder der Kaiser in Lebensgröße, in Harnisch gekleidet und den Reichsapfel in der Hand haltend, stehen. Gleich

empfehlungswürdig, wie dieser Gasthof, ist für die Reisenden der Gasthof *zum römischen Kaiser*, nicht weit von der *Worth*. Ansehnlich ist auch das Communion-Zehent-Gebäude am Markte.

Wir wandern nun zum *Kaiserbleke* oder *Kaiserbeete* an der Südseite der Stadt. Hier in der Nähe des Domplatzes steht von dem vormaligen *Kaiserpallaste* noch der unscheinbare Rest eines Nebengebändes, das Kaiserhaus noch immer genannt. In der Nähe steht auch die ansehnliche Caserne für die Garnison.

Das *geistliche Ministerium* besteht jetzt aus zwei Predigern an der Martkirche, ein Prediger an der St. Stephanikirche, ein Prediger an der Frankenberger Kirche und zwei Gehülfspredigern. Einer der älteren Geistlichen ist Stadtsuperintendent. Die Reihenfolge der Superintendenten seit der Reformation ist folgende: 1) Amandus, 2) Paulus a Rhoda, 3) Wiedensee, 4) Heßhusius, 5) Grossehans, 6) Holzhausen, 7) Bünting, 8) Trautmann, 9) Rakenius und 10) Georg Henrici, der jetzige, als Redner, Dichter und philosophischer Schriftsteller, ausgezeichnete Herr Superintendent, welcher in diesem Jahre 1842 sein 25jähriges Amtsjubiläum gefeiert hat. Indessen ist hier zu bemerken, daß im siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderte in Goslar keine Superintendenten waren, sondern nur die zeitweiligen Senioren an der Spitze der Geistlichkeit standen. Die drei letzten Ephoren gehören daher der hannoverschen Zeit an. Die Pfarrstellen Goslars werden übrigens vom Magistrate besetzt. — Auch eine katholische Kirche befindet sich jetzt in Goslar. Es wurde nämlich der katholischen Gemeinde im Jahre 1803 die St. Jacobi-Kirche eingeräumt, und mit dieser Parochie die Capellanei des nahen Klostergutes Riechenberg verbunden. Der katholische Pfarrer und der Capellan wohnen in Goslar.

Was das *Schulwesen* Goslars betrifft, so ward eine besondere lateinische Stadtschule schon zur Zeit der Einführung der Reformation neben der Münsterschule errichtet, und es sind von Zeit zu Zeit ausgezeichnete Lehrer an dieser Schule gewesen. Doch in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gerieth die Anstalt in Verfall, und hob sich erst wieder zu des Rectors Gehrich Zeit. Zur preußischen Zeit ward eine höhere Bürgerschule aus dem bisherigen Lyceum, und die Gehalte der Lehrer wurden ansehnlich verbessert. Seit mehreren Jahren befinden sich sämmtliche Knabenschulen Goslars in Einem Gebäude, welches die Stadt angekauft und eingerichtet hat. Gegenwärtig ist die vormalige höhere Bürgerschule ein Progymnasium. Auch eine *höhere Töchterschule* ward zur preußischen Zeit errichtet, und die bisherigen Opferschulen, vier an der Zahl, wurden in eine Elementarschule für Knaben und eine Elementarschule für Töchter verwandelt, deren jede drei Classen und zwei Lehrer hat. Beiden ist ein Inspector vorgesetzt, welcher besonders den Religionsunterricht

ertheilt. Im Waisenhause ist eine Industrie- und Freischule für arme Kinder. Die Katholiken haben ihre besondere Elementarschule. Die sämmtlichen Schulen Goslars stehen unter der Aufsicht eines Schulcollegii, welches von Dohm errichtet hat. Dieses besteht aus zwei Magistratspersonen, zwei Predigern und zwei Lehrern des Progymnasii, nämlich dem zeitweiligen Rector und Conrector.

Gelegenheit zu Vergnügungen und angenehmer Unterhaltung finden die höhern Bürgerclassen in verschiedenen Clubbs, einer Gartengesellschaft, Theegesellschaften, zuweilen in Concerten und jetzt auch im Theater, wozu 1841 das vormalige Marstallsgebäude sehr zweckmäßig eingerichtet worden ist. Erst in diesem Herbste 1842 ward das neue Theater eingeweiht, wozu der Herr Superintendent Henrici einen ansprechenden Prolog gedichtet hatte. Auch ein Singverein besteht in Goslar, welcher sich 1841 bei einem auf der alten Reichsfeste Harzburg veranstalteten Singfeste besonders auszeichnete. Der hier gestiftete Missionsverein verbreitet sich zugleich über die Umgegend. —

Die jetzigen vier Parochial-Kirchen Goslars bedürfen noch einer besondern Beschreibung. 1) Die Haupt- und Marktkirch, SS. Cosmae und Domiani ehedem S Nicolai, welche noch in einem alten Kirchenwappen in der Mitte der beiden heiliggesprochenen Aerzte dargestellt ist, zeichnet sich durch ihr Alter aus. Der Thurm dieses in gothischem Style gebauten Gotteshauses hat zwei Spitzen, und gewährt eine köstliche Aussicht. Schon 1009 findet die Marktkirche in der Geschichte eine Erwähnung, denn hier war es, wo der Freund Kaiser Heinrich II., Meinwercus, zum Bischofe von Paderborn geweihet wurde. Die Dotation der Kirche ward von den adligen Familien von Walmoden und von der Gowische im Laufe der Zeit vermehrt. Früher standen an dieser Kirche drei Prediger. Die dritte Stelle ward schon 1793 eingezogen. Für die ehemaligen Sitzungen des städtischen Consistorii war hier ein besonderes Lokal, in welchem während der letzteren Jahre die Bibliothek dieser Kirche, bestehend aus alten Büchern des funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, aufbewahrt wurde. Gegenwärtig sind diese Bücher (1841) in ein neu gebautes Zimmer derselben Kirche gebracht, und die Consistorial-Stube ist zum städtischen Archive eingerichtet worden, welches jetzt geordnet wird. — 2) Die St. Stephani-Kirche, erbaut nach dem Brande 1728 vom Baumeister Köppel aus Hannover im Style der vom Baumeister Mitta aus Mailand in dem nahen Kloster Grauhof gebauten Kirche, ward vor wenigen Jahren geschmackvoll renovirt. 3) Die Frankenberger- oder St. Petri- und Pauli-Kirche ward erbaut, als die St. Augustini-Capelle die Bergleute nicht mehr fassen konnte, und war schon 1208 zur Zeit des Bischofs Udo von Hildesheim eine Parochialkirche. Vor einigen Jahrzehenten mußte der Thurm dieser Kirche abgenommen werden. Dennoch ist das schöne

Geläute, der hohen Lage der Kirche wegen, durch die ganze Stadt vernehmlich. 4) Die katholische St. Jacobi-Kirche ist dadurch merkwürdig, daß in ihr 1521 zuerst das lautere Evangelium verkündigt wurde.

Die Synagoge der Juden, welche eine solche schon 1610 in Goslar besaßen, ist gegenwärtig auf der Bäckerstraße.

Von den ehemaligen Klöstern besteht noch Neuwerk und das Frankenbergs-Kloster, wiewohl nicht mehr nach ursprünglicher Stiftung. Neuwerk ist jetzt eine Versorgungsanstalt für Töchter aus dem höhern Bürgerstande. Es liegt zwischen dem Rosen- und Vilsthore. Die Priorin und eilf Conventualinnen haben hier freie Wohnung und Unterhalt, sowie auch eine bestimmte Geldeinnahme. Die Präbendirten halten sich zur Marktkirche, wo sie eine Prieche haben. Vor der Stiftung dieses Klosters war hier eine villa romana, welche wahrscheinlich Kaiser Friedrich I. verschenkte. Das hier gestiftete Kloster wurde bald sehr reich. Noch vor 1188 erhielt es auch das neuangelegte Gut in Ole oder Ale, den jetzigen Ohlhof, welcher noch unter goslarscher Gerichtsbarkeit steht. Er liegt etwa ½ Stunde nördlich von der Stadt. Durch ein kaiserliches Privilegium von 1188, welches der Pabst 1193 bestätigte, ward das Kloster exemt, und sodann die Schirmvoigtei über dasselbe dem Rathe zu Goslar übertragen. Neuwerk besaß früher das Patronat der Jacobi-Kirche, deren Pfarrer in der noch vorhandenen, ehrwürdigen Klosterkirche predigte. Auch besetzte das Kloster die Pfarren in Groß-Flöthe und Flachsstöckheim im Hildesheimschen. Gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts ward das Kloster in Goslars Ringmauern aufgenommen. Vorher führte aus dem Kloster ein eignes Thor in die Stadt, durch welches die Aebtissin Antonia 1205 Otto's IV. Krieger in die Stadt gelassen haben soll. Das Thor nach Außen hieß das Burgthor, indem die vormals hier stehende Villa eine Festung bildete. Das Kloster verarmte durch langwierige Prozesse mit Herzog Julius und seinem Nachfolger (1572 bis 1604), und erhielt erst 1689 den ihm vorenthaltenen Ohlhof wieder zurück. Die Reformation nahmen die Nonnen erst 1577 an. Gegenwärtig wird ein Theil der Einkünfte dieser Anstalt für die höhere Töchterschule verwandt.

Auch das Frankenbergsche Kloster besteht noch, freilich nicht mehr als Reinigungsanstalt von Marien-Magdalenen-Schwestern; denn der gegenwärtige Probst ist ein braunschweigischer Officier. Das Kloster ist nämlich braunschweigisch, wiewohl es innerhalb der Ringmauern der Stadt liegt. Schon 1268 besaß es 43 Hufen Landes. Um 1260 bis 1270 ward es in die Ringmauern Goslars gezogen. Im Jahre 1568 nahm es das augsburgsche Bekenntniß an. Es blieben die Plätze eines Priors, einer Domina und von vier Conventualinnen, welche vom Herzoge von Braunschweig vergeben wurden.

falls zur Unterstützung alter Personen. 3) Der St. Pancratii- oder Siechhof, östlich von der Stadt, erfüllt seine ursprüngliche Bestimmung als Domus leprosorum nicht mehr. Die noch vorhandene, 1750 neugebaute Kirche wird jetzt wenig benutzt. 4) Das Brüdern-Kloster (vormals Franciscaner-Kloster) ward 1632 für vierzehn alte Leute bestimmt, und 1706 dessen Kirche renovirt, welche jedoch vor mehreren Jahren abgebrochen ist. Die Hospitaliten dieser Anstalt, sowie des Siechhofes haben ihre Wohnungen im 5) großen heiligen Kreuze oder St. Johannis-Hospitale. Dem gesammten Armenwesen ist seit 1811 ein Armen-Collegium vorgesetzt, welches auch die Aufsicht über das Waisenhaus führt.

Zum Schlusse theilen wir noch die Sage über die Clus am Petersberge mit:

Seht ihr dort zur Ferne ragen
  Das Gestein, genannt die Clus?
  Goslars Bürger, euch zum Gruß
Mag des Sängers Lied es sagen,
Wie in grauer Vorzeit Tagen
  Zu Maria's hohem Ruhm
  Ward geweiht dies Heiligthum.

Agnes, die zur Welt geboren
  Jenen Heinrich, der so hart
  Vom Geschick gegeißelt ward,
Ging dereinst ein Schatz verloren,
Den zur Lust sie sich erkoren, —
  Edelsteine, groß an Werth
  Und mit Goldschmuck reich beschwert.

Lang' im Kaiserhaus' vergebens
  Sucht sie das verlorne Gut,
  Und auf ihrem Cämmrer ruht
Der Verdacht des Räuberstrebens,
Und er büßet mit des Lebens
  Schmählichem Verlust die That,
  Nach der strengen Agnes Rath.

Aber nah' dem Kaiserschlosse
  Stand ein alter Lindenbaum,
  Weit beschattend dort den Raum.
Hier auf ringsumgrünten Sprosse
Sieht sie aus dem Kaiserschlosse,
  Demantglanz in Sonnengluth
  Bei des Raben junger Brut.

Und sie sendet hin zur Linde,
Die der Sonne Glanz umfloß
Einen Diener aus dem Troß,
Nimmer ahnend, was er finde.
Aber weh'! die Wucht der Sünde
Faßt sie, als er heimwärts kehrt,
Mit dem seltenen Schatz beschwert.

Da gelobt sie, sich zur Sühne,
Heil'ge Jungfrau, dir zum Ruhm
Auszubau'n ein Heiligthum
In der nahen Felslawine,
Wo mit stiller Büßermiene
Priester um den Altar steh'n,
Täglich zu Maria fleh'n.

Doch es labet Seelenfrieden
Agnes nicht, ob auch zur Clus
Glanzvoll sich erheben muß
Peters reiches Stift. Der Müden
Winkt der Ruhe Port hienieden,
Nur in Welschlands Klostergrab,
Dort senkt sie den Pilgerstab.

E. E.

Die Sage von dem Tannheuser.

In stürmischen Winternächten, wenn Schneeflocken vom Himmel fallen, oder wie der Thüringer Landmann und Dorfbewohner spricht, „Frau Holle ihr Bett ausschüttet", sieht der Volksglaube den wilden Jäger heraufsteigen aus der Tiefe des Hörselberges, und hoch in den Lüften streifen durch den Thüringerwald, begleitet von allerlei wundersamen Gestalten zu Fuß und zu Roß, oft auf dreibeinigen Pferden, oft den Kopf unter dem Arm, oft das Gesicht auf dem Rücken oder die Beine auf der Achsel. Wem aber der Zug begegnet, den warnt sich seitwärts zu wenden, oder sich niederzuwerfen, ein alter Mann mit weißem Haar und einem weißen Stabe in der Hand, der getreue Eckard geheißen. Wenn aber der Tag graut, und der tolle Spuk wieder hineingefahren in den Hörselberg, dann sitzt der Alte Tag und Nacht in der düstern Felsenspalte, jeglichen warnend, der hinein will in den Berg und zu dem Hofe der Frau Venus, um für irdische Lust die ewige Seligkeit zu opfern.

Unbeachtet aber ließ solche Warnung ein edler Rittersmann aus Franken, der weit und breit umhergezogen und manches Abenteuer bestanden. Er wollte nach der Wartburg, wohin er eingeladen worden von dem Landgrafen Hermann, um dem bekannten Wettkampf der Sänger beizuwohnen, der dort bestanden ward von Heinrich von Ofterdingen, Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach und Anderen. Als er nun an dem Hörselberge vorüberkam, gewahrte der fränkische Rittersmann an der Felsenpforte ein Frauenbild von wundersamer Schönheit, leicht und lockend gekleidet, und aus der Tiefe des Berges vernahm er süßer Lieder Schall, die seine Sinne also bethörten, daß er, des treuen Eckarts Warnung ungeachtet, hinabstieg in die Tiefe des Hörselberges. Es war Frau Venus, die ihn also verlockte, daß er in schnöder Sinnlichkeit Fesseln dort ein ganzes

Jahr verlebte. Endlich aber übersättigt und gleichgültig gegen die Reize der Zauberin, ergriff ihn unbezwingliche Sehnsucht, jenen Ort der Sünde wieder zu verlassen. Dagegen aber sträubte sich Frau Venus gar sehr, entließ ihn aber doch endlich, als er ihr gelobte wiederzukehren, dafern es ihm nicht gelänge, Vergebung zu erlangen wegen seines sündhaften Wandels. Da entließ ihn Frau Venus gar traurig. Als nun der Ritter herausgetreten aus dem Hörselberge, begab er sich nach Rom zu dem Pabst Urban, und sank vor ihm nieder und küßte ihm die Füße, und beichtete seine schwere Schuld. Aber der Pabst entrüstete sich gar sehr, und ließ ihn hart an. Da hielt Urban einen weißen Stab in der Hand, den erhob er und sprach: „Siehe, so wenig dieser dürre Stab grünet, so wenig hast du Vergebung zu hoffen bei Gott und den Menschen!"

So harte Worte bewegten den armen Ritter gar tief, und als sein Bitten vergeblich blieb, ihm doch nur ein Jahr Zeit zu gönnen zur Reue und Buße, da zog er, bekümmert und an Gott und seinen Heiland verzweifelt, wieder zurück den weiten Weg, und begab sich in den Hörselberg, gar freundlich empfangen von der Frau Venus, die dort sehnsuchtsvoll seiner geharrt. Es geschah aber, daß nach dreien Tagen der Stab des Pabstes Urban zu grünen anfing. Erschüttert über dies Wunder der ewigen Gnade, sandte der heilige Vater seine Boten in alle Lande der Welt, um den Ritter zurückzurufen und ihm zu verkünden, daß der Himmel dem Reuigen verziehen. Er war aber nirgends zu finden, und mußte in dem Hörselberge bleiben bis an der Welt Ende. Noch lange ging die wundersame Mähr von dem Tannheuser, wie jener Rittersmann geheißen, unter dem Thüringervolke von Munde zu Munde.

Heinrich Döring.

Inhaltsverzeichniß des siebenten Bandes.

Schluſs-Wort.

Triftige Gründe veranlassen den Herrn Verleger, das Werk Thüringen und der Harz mit dem 42. Hefte vorläufig für geschlossen zu erklären. — Leider haben mehrere Artikel in dem Werke nicht erscheinen können, welche nach der Ueberzeugung des Unterzeichneten eigentlich nicht fehlen durften. Die Ursachen von diesem Mangel sind folgende: 1) Häufte sich der Stoff zu dem Werke während des Druckes weit mehr, als vorher zu berechnen war. 2) Wurden manche Artikel in der Bearbeitung wohl etwas mehr ausgedehnt, als es hätte geschehen sollen, und endlich 3) blieben mehrere der Herren Mitarbeiter ihre zugesicherten Beiträge schuldig. — Im Bewußtsein dieser Unvollkommenheit haben sowohl der Herr Verleger, als der Unterzeichnete die beruhigende Ueberzeugung, keine Kosten und Bemühungen gespart zu haben, um mit diesem gemeinnützigen Werke, den darauf gerichteten Erwartungen nach Kräften zu genügen, und sowohl die in vielen öffentlichen Blättern kund gegebene Anerkennung, als auch die sich bis zum Schlusse bei der Mehrzahl der Interessenten rege erhaltene Theilnahme, geben den erfreulichen Beweis, daß das Unternehmen nicht mißlang. Sämmtlichen geehrten Herren Mitarbeitern, deren Mehrzahl, gleich den Unternehmern, mit ausdauernder Lust und Liebe thätig war, und den Bau des patriotischen Werkes mit gelungenen und werthvollen Geisteserzeugnissen förderte, so wie Allen, die,

nahe und fern, mit ermunternder ausdauernder Theilnahme den-selben geneigt blieben, sei hiermit der verbindlichste Dank gesag

Sollten sich die bereits eingegangenen Wünsche, die de Werke noch fehlenden Artikel nicht unbeachtet zu lassen, no vermehren, so ist die Verlagshandlung nicht abgeneigt, sowo die noch vorhandenen Materialien, als auch überhaupt die no nicht berührten beachtenswerthen Punkte, in einem Supplement-bande zum Druck zu fördern, und wird zur Zeit davon di nöthige Anzeige machen. Ueberhaupt schmeichelt sie sich mi der Hoffnung, daß der noch auf dem Lager befindliche Vorrath des Werkes recht bald den gewünschten Absatz finden und das Werk im Allgemeinen auch für die Folge der lebhaften Anerkennung und Theilnahme sich erfreuen wird, da es unter diejenigen Schriften gehört, deren Inhalt nie veraltet, vielmehr als vaterländisches Geschichts-Archiv für die spätesten Generationen noch seinen vollen Werth behält.

Sollten sich — wie es wohl bei einer so vielumfassenden Arbeit möglich ist — hier und da kleine Irrungen eingeschlichen haben, so wird der Unterzeichnete deren Bemerkung mit dem größten Danke annehmen, und zur Berichtigung in einem hoffentlich erscheinenden Supplementbande sammeln. Für jetzt bittet derselbe deshalb um freundliche Entschuldigung und empfiehl sich Allen, mit denen ihn das Redactionsgeschäft dieses Werkes in sehr schätzenswerthe nähere Verbindung brachte, zu fortwährendem freundlichen Andenken.

Sondershausen, im December 1842.

Friedrich von Sydow.

Alphabetisch geordnetes Register von dem Inhalt des ganzen Werkes.

Anmerkung. Die in dem Prospectus des Werkes angekündigten Sagen, sind mit Ausnahme weniger, in dem Werke geliefert, außer jenen angekündigten, aber noch manche hinzugekommen. Da sie jedoch größtentheils in die beschreibenden Artikel eingewebt sind; erschien es überflüssig ein besonderes Sagenregister anzufertigen; zumal da sämmtliche Sagen durch auszeichnenden Druck bemerkbar gemacht sind.



